LITERARISCHE STUDIEN UND CHARAKTERISTIKEN : NACHGELASSENES WERK

Friedrich Alexander Theodor Kreyssig

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.



PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

Das Curatorium:

Dr. R. Gneist
Ordentl. Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Graf Usedom
Königl. Preuss. Wirkl. Geh. Rath.

Dr. K. Werder
Geh. Rath und Professor an der Kgl. Universität zu Berlin.

C. v. Dachröden
Königl. Kämmerer und Schlosshauptmann zu Berlin.

Adolf Hagen
Stadtrath.

STATUT:

§ 1. Jeder Literaturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an die nächstgelegene Buchhandlung oder an das Bureau des Vereins für Deutsche Literatur in Berlin direct zu richten.

§ 2. Jedes Mitglied verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von *Achtzehn Mark* R.-W. (Für die Serie I—IV betrug derselbe 30 Mark pro Serie.)

§ 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie vier Werke aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren. Jedes dieser Werke 20—23 Bogen umfassend, in gefälliger Druckausstattung und elegantem Einbande. Nur bei poetischen Werken wird nicht immer der festgesetzte Umfang der Vereins-Publicationen innezuhalten sein, dafür jedoch diesen Werken eine besonders elegante Ausstattung zugewendet werden.

§ 4. Ein etwaiges Austretenwollen ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Serie dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§ 5. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler R. Hofmann in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

Jeder Band ist eleg. in Halbfranz mit vergoldeter Rückenpressung gebunden.

☞ Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie das Bureau des Vereins in Berlin, Kronenstrasse 17, nehmen Beitritts-Erklärungen entgegen. ☜

In den bisher erschienenen Serien I—VI kamen nachstehende Werke zur Vertheilung:

Serie I

Bodenstedt, Fr., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.

Hanslick, Dr. Ed., Die moderne Oper.

* **Löher, Franz v.**, Kampf um Paderborn 1597—1604.

* **Osenbrüggen, E.**, Die Schweizer, Daheim und in der Fremde.

* **Reitlinger, Edm.**, Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze.

* **Schmidt, Adolf**, Historische Epochen und Katastrophen.

Sybel, H. v., Vorträge und Aufsätze.

Serie II

* **Auerbach, Berthold**, Tausend Gedanken des Collaborators.

Bodenstedt, Fr., Shakespeare's Frauencharaktere.

* **Frenzel, Karl**, Renaissance- und Rococo-Studien.

* **Gutzkow, Carl**, Rückblicke auf mein Leben.

* **Heyse, Paul**, Giuseppe Giusti, Gedichte.

* **Hoyns, Dr. G.**, Die alte Welt.

* **Richter, H. M.**, Geistesströmungen.

Serie III

Bodenstedt, Fr., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

* **Büchner, Louis**, Aus dem Geistesleben der Thiere.

* **Goldbaum, W.**, Entlegene Culturen.

* **Lindau, Paul**, Alfred de Musset.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten. (Vergriffen.)

Reclam, C., Lebensregeln für die gebildeten Stände.

* **Vambéry, H.**, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Serie IV

* **Dingelstedt, Fr.**, Literarisches Bilderbuch.

Büchner, Dr. Louis, Liebesleben in der Thierwelt.

* **Lazarus, Dr. M.**, Prof., Ideale Fragen.

* **Lenz, Dr. Oscar**, Skizzen aus Westafrika.

* **Strodtmann, Ad.**, Lessing, Ein Lebensbild.

* **Vogel, Dr. H. W.**, Professor, Lichtbilder nach der Natur.

* **Woltmann, Dr. A.**, Professor, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

Serie V

Hanslick, Prof. Dr. E., Musikalische Stationen. (Der modernen Oper II. Theil.)

Cassel, Professor Dr. Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

Werner, Contreadmiral a. D., Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben. 3. Auflage.

Lauser, Dr. W., Von der Maladetta bis Malaga.

Serie VI

Lorm, Hieronymus, Der Abend zu Hause.

Schmidt, Max, Der Leonhardsritt, Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

Genée, Dr. Rudolf, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

Kreyssig, Friedrich, Literarische Studien und Characteristiken.

In der VII. Serie werden zunächst erscheinen:

Neményi, Dr., Das moderne Ungarn.

Ompteda, Freiherr von, Englische Studien.

Bezugs-Erleichterung von Serie I—IV.

Damit den verehrlichen Mitgliedern, welche der V., VI. u. VII. Serie beitreten, Gelegenheit gegeben wird, sich aus den bereits ausgegebenen 4 Serien die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Einzelpreise von 6 Mark** pro Band anschaffen zu können, haben wir bei den mit * bezeichneten Bänden aus Serie I — IV die Bezugs Erleichterung einer **Auswahl** aus den erschienenen 27 Bänden der I—IV. Serie getroffen zu einem bedeutend ermässigten Preise und zwar:

☛ *7 verschiedene Bände nach freier Auswahl aus den ersten vier Serien anstatt des früheren Subscriptionspreises von 30 Mark zu 25 Mark.*

☛ *10 verschiedene Bände nach freier Auswahl aus den ersten vier Serien anstatt des früheren Subscriptionspreises von 45 Mark zu 35 Mark.*

☛ *14 verschiedene Bände nach freier Auswahl aus den ersten vier Serien anstatt des früheren Subscriptionspreises von 60 Mark jetzt 50 Mark.*

☛ *21 verschiedene Bände nach freier Auswahl aus den ersten vier Serien anstatt des früheren Subscriptionspreises von 90 Mark jetzt 70 Mark.*

Sämmtliche 4 Serien = 27 Bände zum ermässigten Preise von 90 Mk.

Den Einzelpreis der im Preise herabgesetzten Werke pro Band elegant gebunden 6 Mk., haben wir bei den im Preise ermässigten Bänden auf 4 Mk. 50 Pf. ermässigt. Der Einzel-Preis der übrigen Bände bleibt wie früher 6 Mark.

Bureau des Vereins für Deutsche Literatur.

Geschäftsführende Leitung:

R. Hofmann,

Verlagsbuchhändler in Berlin, Kronenstrasse 17.

Literarische

Studien und Charakteristiken

von

Friedrich Kreyssig.

(Nachgelassenes Werk.)

Mit einer Einleitung von Dr. Julius Rodenberg.



Berlin 1882.

A. Hofmann & Comp.

Zur Erinnerung an Friedrich Kreyssig.

Am 27. October des Jahres 1879 habe ich Friedrich Kreyssig zum letztenmale gesehen. Es war ein sonneloser, aber milder Tag. Ein weicher, feuchter Herbsthimmel lag über der Landschaft, durch welche wir, auf unserer Heimfahrt vom Süden Deutschlands, nach Frankfurt a. M. gekommen: die Wälder waren gelb und die Bäume kahl geworden. Ein sanfter Ton war in der Luft — etwas Ausklingendes, das leise noch an den Sommer erinnerte, nichts Herbes, das schon an den Winter mahnte. Wie wenig doch der Mensch ein Vorgefühl des nächsten Tages hat! ... Lange war es uns eine liebe Gewohnheit, unsere Sommer- oder Herbstreisen in Frankfurt und einem Beisammensein mit Kreyssig abzuschließen; jedesmal war der Abschied von ihm auch ein Abschied vom Sommer, von der sonnigeren Natur des Rheines, von der ungezwungenen Freiheit der Berge. Darum nahm das Wiedersehen mit Kreyssig, welches sich regelmäßig von Jahr zu Jahr wiederholte, den Charakter des Festlichen für mich an, aber auch in gewisser Weise des Wehmüthigen. Wir weiheten dem scheidenden Jahre gleichsam das, was man in der Sprache der Väter so schön den Trunk der „Minne" genannt hat; gedachten

aber auch frohen Muthes der Zukunft und der Arbeit, die sie für uns noch in Bereitschaft hielt.

Ich habe Kreyssig zwölf Jahre lang persönlich gekannt und während dieser Zeit hunderte von Briefen mit ihm gewechselt. Mannigfache literarische Interessen, annähernde Gemeinsamkeit der politischen Ansichten und der Lebensanschauungen verbanden uns und befestigten im Laufe der Zeit ein Verhältniß, welches, auf gegenseitigem Vertrauen begründet, durch keine Differenz mehr gestört zu werden vermochte. Kreyssig war eine jener gediegenen Naturen, wie sie vor Allem unserem deutschen Norden eigen: ernst, unermüdlich, vom Pflichtgefühl als dem obersten Gesetze des Lebens beherrscht; dabei von jenem Frohsinn, den ich den Sonnenschein des guten Herzens nennen möchte, gesellig, warm, leidenschaftlich sogar, wenn es seiner Ueberzeugung galt, mit einer gewissen Zurückhaltung nach Außen, sein Inneres nur langsam erschließend, dann aber auch zuverlässig, ächt, unwandelbar treu. Von der Gemüthsseite näher getreten sind wir uns, nachdem wir bereits in jahrelangem Verkehr und brieflichem Meinungsaustausch mit einander gestanden, und eigentlich erst in Frankfurt, als wir uns häufiger sahen. In dieser Stadt, wo das väterliche Haus Goethe's steht, wo „die Spur von seinen Erdentagen" lebendiger ist und unmittelbarer wirkt, als an irgend einer anderen Stelle, selbst Weimar nicht ausgenommen, fühlte Kreyssig sich zugleich angeheimelt und doch wie ein Fremder. Ein bedeutendes Werk war ihm hier gelungen, das letzte, mühevollste und erfolgreichste seiner Lehrthätigkeit: die Organisation der sogen. Wöhler-Schule; die Verschmelzung, Umgestaltung und Erhebung eines Systems von Schulen, die einer Privatgesellschaft gehörten, einer Handels-, einer Gewerbeschule und einer noch in den Anfängen begriffenen Bürgerschule zu einer Realschule erster Ordnung, deren

Großartigkeit — sie zählt weit über tausend Schüler — allgemein anerkannt ward und welcher der für das Realschulprincip rastlos wirkende Director sogar das Recht erkämpfte, ihre Abiturienten zur Universität zu entlassen. Das Gedeihen seiner Schöpfung, die Hochachtung seiner Mitarbeiter, das Ansehen, dessen er in der ganzen pädagogischen Welt Deutschlands genoß, mochte sein Herz wol mit einer gerechten Freude füllen. Die liebliche Landschaft, in deren Schooß Frankfurt gelegen ist, die Nähe des deutschen Stromes, dessen Anblick dieses bis zum letzten Tage jung gebliebene Gemüth immer auf's Neue wieder ergriff — der Odenwald, die Bergstraße, Jugenheim, Heidelberg, welche nach der anstrengenden Arbeit der Woche zu Sonntagsausflügen einluden; Baden-Baden und der Schwarzwald, welche für die längeren Ferien erwünschten Sommeraufenthalt und dem rüstigen Fußgänger Gelegenheit zu tagelangen Wanderungen in Gesellschaft seiner Töchter boten — das Alles schätzte Kreyssig vollauf. Mehr noch: er war sich dessen wol bewußt, daß er, der Altpreuße, in den neuen Provinzen, neben seiner pädagogischen eine eminent politische, oder sagen wir lieber eine nationale Mission zu erfüllen habe; und er hätte nicht der Mann des kategorischen Imperativs sein müssen, um dem Rufe der Pflicht nicht auch in dieser Hinsicht jeden andern Wunsch unterzuordnen. Aber dennoch — wenngleich in diesen späteren und ihrem Wirkungskreise nach bevorzugten Stellungen seines Lebens der Beruf, der ihm über Alles ging, ihm die höchsten Freuden gewährte und viel aufrichtige Freundschaft gewann — hatte er etwas von dem verpflanzten Baum. Er glich — nicht in seinem Aeußeren, denn er war eher von schmächtiger, wiewol muskulöser Figur; aber in seinem innersten Wesen — einer von den knorrigen Eichen seiner Heimath, die man auch nicht so leicht versetzt. Sein Herz hing an dem Lande

seiner Kindheit und Jugend, dessen rauhere Schönheiten so ganz übereinzustimmen schienen mit den Mühseligkeiten, Kämpfen und Hindernissen, unter welchen er seine Laufbahn begonnen und welche vielleicht einen minder energischen Geist zurückgeschreckt hätten. Wenn er von den Buchenwäldern jener fernen Ostseeküste sprach und von dem blauen Meer, in welchem der Bernstein gefischt wird; von den alten Städten, so reich an historischen Erinnerungen, den Sitzen eines begüterten, freisinnigen und loyalen Bürgerstandes, von den Freunden, von den Männern, den gleichgestimmten Genossen einer politisch erregten Zeit, von den hochgebildeten Frauen, deren verständnißvolle Theilnahme jede Kraft zu der höchsten Leistung anspannte: dann ward sein Auge hell und seine Seele warm. Er war und blieb bis zuletzt der Altpreuße, welcher den in Deutschland immer noch bestehenden Gegensatz von Nord und Süd auch in sich empfand; aber für seine patriotische sowol als pädagogische Aufgabe hielt, an der Stelle, an der er stand, zur Ausgleichung und Versöhnung desselben durch Beispiel und Lehre, durch Wort, Schrift und That beizutragen.

Ich hatte Kreyssig's literarische Bekanntschaft lange vor unserem ersten persönlichen Begegnen gemacht. Seine „Vorlesungen über Shakespeare",* welche 1858 erschienen, hatten mich lebhaft angesprochen, wie sie denn überhaupt den Namen des Verfassers zuerst, über die bisherigen Grenzen seiner Wirksamkeit hinaus, in weitere Kreise trugen. Kreyssig war damals, ein Vierzigjähriger, Director der Realschule zu Elbing. Aus bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen — sein Vater war Verwalter auf einem ostpreußischen Gute gewesen — hat Kreyssig sich spät erst dem Berufe des höhe=

* Vorlesungen über Shakespeare, seine Zeit und seine Werke von Friedr. Kreyssig. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. — Eine dritte Auflage in zwei Bänden ist 1877 erschienen.

ren Lehrfachs zuwenden können, den er doch als seinen eigensten erkennen mußte. Die Mittel reichten für die Vorbereitung zu einem solchen nicht aus. Zum Volksschullehrer bestimmt, hatte er das Seminar durchgemacht und bereits eine kümmerliche Stelle, weit weg in einem kleinen Neste dicht an der russischen Grenze erhalten. Hier aber, in dem zwanzigjährigen Jüngling, erwachte zugleich mit dem Drang nach Besserem und Höherem, das volle Gefühl seiner Kraft. Er getraute sich, ganz auf sich selbst gestellt, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, und er hat ihn bestanden. Ohne mehr in der Tasche zu haben, als zur Wanderung nach Königsberg ausreichte, verließ er sein masurisches Dorf und pfenniglos kam er in der Stadt Kant's an. Eiserner Fleiß und unbeugsames Beharren ermöglichten ihm hier, sein Ziel zu verfolgen; am Tage gab er Privatstunden, die Nächte saß er über der lateinischen und griechischen Grammatik, und nicht zwei Jahre, so war der ehemalige Volksschullehrer reif zum Besuche der Universität. Mit unersättlichem Wissensdrang lag er nun dem Studium der alten und neueren Sprachen und der historischen Fächer ob, immer nur den einen Zweck vor Augen; und wenn auch hier, in einem Kreise geistig bedeutender Genossen — unter denen von Keudell, Hobrecht, Gregorovius, Ludwig Friedlaender, Julian Schmidt und Rudolph Gottschall genannt sein mögen — zum erstenmale die volle Lebensfreude dessen sich regte, der aus eigener Kraft die Fesseln gebrochen hatte, oder bei gelegentlichen Anlässen jene Gabe der zündenden Beredtsamkeit sich zeigte, welche nachmals einen Meister des gesprochenen Worts aus Kreyssig machen sollte: so bewährte sich doch auch jetzt schon an ihm nicht minder jenes „tenax propositi“, welches seinem Charakter das Gepräge gab, das zähe Festhalten an Dem, was zu erreichen er sich einmal vorgesetzt. Niemals habe ich einen Mann gekannt, welchem

die Arbeit so sehr eine Lust gewesen, wie Kreyssig. Wie andere sich Feiertage machen, um auszuruhen, so machte er sich Feiertage, um zu arbeiten; und oft habe ich ihn sagen hören, daß seine glücklichsten Stunden die seien, wenn er, in der Stille der Nacht, allein mit seinem Studierlämpchen, vor seinem Schreibtisch und unter seinen Büchern sitze. Trotzdem ist Kreyssig eine durchaus gesellige Natur und immer mehr ein Menschenfreund als ein Büchermensch gewesen; immer stand er voll reger Theilnahme mitten im Leben, und unmittelbar auf dasselbe zu wirken war ihm erstes Bedürfniß. Noch während seiner akademischen Zeit sehen wir ihn als Hofmeister die jungen Grafen Lehndorf — auch den gegenwärtigen Adjutanten des Kaisers — unterrichtend, mit ihnen reitend, jagend und dennoch sein eigenes Studium so gewissenhaft fördernd, daß er nach Abschluß des Trienniums mit der erlangten facultas docendi für die obersten Gymnasialklassen die Universität verlassen konnte.

Nun folgen glückliche Jahre der Lehrthätigkeit, zuerst in Wehlau, dann in Elbing, welches seine zweite, und wenn wir das Wort in seinem geistigen Sinne fassen, seine wahre Heimath werden sollte. Sehr bald zum Director der Anstalt ernannt, an welche er kurz zuvor als Oberlehrer berufen worden, hat er fast ein Vierteljahrhundert in dieser Stadt gewirkt; und wenn sie mit Stolz ihn den Ihrigen nannte, hat er hinwiederum an ihr bis an sein Ende mit Dankbarkeit und Treue gehangen. In einer so langen, durch äußere Störungen selten unterbrochenen, innerlich aber durchaus angeregten Zeit ist er der Schulmann, der Schriftsteller und der politische Charakter geworden, als den wir ihn gekannt und verehrt, so lange er unter uns weilte, und als der er in unserem Gedächtniß fortleben wird, nachdem ein vorzeitiger Tod ihn uns genommen hat. Immer war jene Provinz im Osten, welche dem Königreiche den Namen und

in trüber Zeit den Halt gegeben, eine Heimstätte der Loyalität und der unverbrüchlichen Anhänglichkeit an die preußische Tradition; zugleich aber auch des Liberalismus und des nationalen Gedankens, der seine Verwirklichung nicht von der Machtstellung Preußens zu trennen vermochte. Mit diesen Anschauungen hat Kreyssig sich frühzeitig identificirt und er ist ihnen treu geblieben bis zur glorreichen Erfüllung dessen, was in den vierziger Jahren kaum mehr als ein Traum war; was die Dichter, was Herwegh, Hoffmann von Fallersleben und Freiligrath sangen, was die Herzen electrisirte, die allgemeine Stimmung beherrschte, was aber weder durch Gedichte, noch durch Impulse, noch auch durch eine Revolution im Sturm errungen, sondern in langsamer, nach momentaner Entmuthigung wieder aufgenommener Arbeit erreicht werden sollte. Diesen natürlichen Entwicklungsproceß der Generation, welcher ein Hauptantheil zufällt an unserer nationalen Wiedergeburt, hat auch Kreyssig durchgemacht. Das gewaltige Rauschen und Wehen des Jahres 1848 hat das Herz des damals Dreißigjährigen bewegt und mit kühnen Hoffnungen erfüllt, wie Tausende nicht minder edler und starker Herzen. Es ist jetzt billig, aber weder gerecht, noch ehrlich, über die Fehler und selbst Ausschreitungen jener Zeit den Stab zu brechen. Wer sie, wenn auch nur mit dem dämmernden Bewußtsein der ersten Jugend durchlebt hat, der weiß und kann dafür zeugen, wie viel von schöner Begeisterung, von Selbstlosigkeit, von freudigem Opfermuth in ihr war. Das, was der innerste Kern dieser Bewegung gewesen, wenn es auch nur unvollkommen zum Ausdruck kam, und durch Excesse von der einen, durch Repression von der anderen Seite verdunkelt und entstellt ward, bis es in der allgemeinen Reaction ganz zu verschwinden schien, nämlich der nationale deutsche Gedanke: der war es, der jetzt gleichsam unter dem Schutze

der bergenden Erde sich versteckt hielt und einen neuen Tag erwartete. Waren die vierziger Jahre des Jahrhunderts das unklar gährende, stürmische Jünglingsalter unsrer nationalen Partei gewesen, so begann nun, mit den fünfziger Jahren, ihr Mannesalter, in ernster Sammlung nach dem Fehlschlag und den Enttäuschungen, in unscheinbarem, regelmäßigem Tagewerk, das ohne Lohn und Hoffnung schien. Nach den Aufregungen und dem Rausche des „Völkerfrühlings" kam jener öde Winter der Reaction, in welchem das, was vorher nur eine „patriotische Phantasie" gewesen, zu einer politischen Ueberzeugung sich festete, zu einem klar umschriebenen Programm ward, welches Anhänger warb in allen deutschen Gauen, unabhängig von den Grenzpfählen und Schlagbäumen, und in einer Art von beständigem unterirdischem Kampfe, bei welchem kein erheblicher Fortschritt zu bemerken und wenig äußere Ehre zu holen war. Aber doch kam der Tag, der ihr Hoffen verwirklichen und ihr Programm eines einheitlichen Deutschlands unter Preußens Führung erfüllen sollte; da sah man aus den Reihen Derjenigen, welche die Revolution besiegt und unter die Füße getreten hatten, den gewaltigen Mann hervorgehen, der dasjenige, was an nationalen Elementen in ihr gewesen, zu Hebeln seiner Politik machte, der aus den Händen der bisher gering geachteten Partei das Banner nahm, um es in einer kühnen Folge von Ereignissen ohne Gleichen, über einer umgestürzten Weltordnung, zum Ziele zu tragen und auf dem Schlosse der Hohenzollern aufzupflanzen.

Kreyssig, dem es vergönnt war, bis zuletzt mit der ganzen Pietät und Begeisterung seines warmen Herzens an dem Schöpfer des neuen deutschen Reiches zu hängen, hat an seinem bescheidenen Theil redlich und ehrlich mitgearbeitet, um das, was das politische Ideal seiner Jugend gewesen, zu einer stabilen Wirklichkeit zu machen. Es ist gut für

nachfolgende Geschlechter, zu wissen, daß die an's Wunderbare streifende Wendung unserer nationalen Geschicke dennoch nicht etwa die That einer einzelnen, allerdings großartigen und heldenthümlichen, alle Zeitgenossen überragenden Persönlichkeit gewesen, sondern daß sie vorbereitet worden und möglich gemacht sei durch das geduldige Wirken Vieler, welche, Jeder an seinem Platze, gewissenhaft und unbemerkt ihre Schuldigkeit thaten.

Um die Mitte der funfziger Jahre begann Kreyssig vor einem größeren Herren- und Damenpublicum in Elbing öffentliche Vorträge zu halten, aus welchen uns nur ein Fragment über Justus Möser erhalten ist.* Kreyssig's Absicht war, in seinen Vorträgen eine Geschichte der gesammten deutschen Cultur zu geben; aber schon am dritten oder vierten Abend wurde die Fortsetzung polizeilich inhibirt. Kreyssig vertiefte sich nunmehr in das Studium Shakespeare's, und aus diesem sind die berühmtesten seiner Vorlesungen und nachmals das Werk hervorgegangen, mit welchem der Name seines Verfassers leben wird.

Der starke Grund, auf welchem Kreyssig's Natur ruhte, war die protestantisch-germanische Weltanschauung, welcher wiederum seine deutsch-patriotische Gesinnung ihren besonderen Charakter gab. Er hat das gleiche Verwandtschaftsgefühl für Justus Möser wie für Shakespeare. Was ihn zu dem Osnabrücker Patrioten hinzog, war „der sichere, praktische Tact, die Gegenständlichkeit und Wirklichkeit seines ganzen Wollens und Thuns, sein Gegensatz gegen die Phrase, seine gründliche Hochachtung vor dem Rechte des wirklichen Lebens, vor der Natur und der Bestimmung seines Volkes." Shakespeare war ihm vor Allem der Dichter, geeignet,

* Justus Möser. Geschildert von Friedr. Kreyssig. Berlin, Verlag der Nicolai'schen Buchhandlung. 1857.

„gerade in den großen Kreisen des gebildeten Publicums, unter Welt- und Geschäftsleuten ein nachhaltiges geistiges Interesse zu wecken, der sogenannten öffentlichen Meinung eine solide Grundlage gesunder Anschauungen zu geben, den Blick für die reale Welt zu schärfen, ohne das Herz seiner höheren Heimath zu entfremden;" und neben den Schönheiten ersten Ranges in seinen Stücken, hebt er als gleichwerthig „die unendliche Fülle tiefsittlicher Lebensanschauung" hervor, welche „in diesen Denkmälern erhabenster Vaterlandsliebe und feinster, durchdringendster Kenntniß von Welt und Menschen" niedergelegt sind.

Aber Kreyssig's Bildung war auch in dem Sinne eine ächt deutsche, humane, daß sie sich nicht einseitig abschloß, sondern das ihr Fremde, vielleicht sogar Gegensätzliche zu würdigen und aus diesem in sich aufzunehmen bestrebt war, was sie zu vervollkommnen oder zu vervollständigen geeignet schien. Eine Studienreise, welche er im Winter 1846 auf 47 nach Paris machte, hat in dieser Hinsicht nachhaltig und entscheidend auf ihn gewirkt. Sein Aufenthalt, der in die für einen Beobachter äußerst lehrreiche letzte Zeit des Julikönigthums fiel und ihn namentlich in die literarischen und politischen Kreise führte, in denen man schon das Wetterleuchten der kommenden Ereignisse spürte, bereicherte nicht nur seine Kenntnisse im Allgemeinen, sondern gab für alle Folge seinem Urtheil über französische Persönlichkeiten und Zustände jenes Gleichgewicht, das wir vor und nach der Katastrophe von 1870 so vielfach vermißt haben. Weder gehörte er vorher zu der Klasse Derjenigen, welche französisches Wesen auf Kosten des deutschen unbedingt bewunderten; noch nachher zu der größeren Zahl Derer, welche hochmüthig und herzlos auf das gestürzte Frankreich herniedersahen. Er wußte, was es ihm und uns gewesen und wieder werden mußte, sollte mit der französischen Cultur nicht eines

der wichtigsten Elemente der allgemeinen Cultur verschwinden. Er verleugnete niemals, auch in den Tagen nicht, wo die Wogen des deutschen Chauvinismus am Höchsten gingen, seine Sympathie für das französische Geistesleben; aber er zögerte auch nicht, Front zu machen gegen die, wie ihm schien, verderblichen Richtungen desselben in Roman und Drama, welche jetzt, nach zehn Jahren, die Sieger von damals fast schon wieder unterjocht haben. Er ging in diesen, wie in andren Dingen, nicht mit dem Strome; sondern bewahrte sich die Selbständigkeit und Unabhängigkeit seiner Meinung.

Man wird diese Behauptung gerechtfertigt finden, wenn man seine „Studien zur französischen Cultur- und Literaturgeschichte" aus dem Jahre 1864 mit der Schrift „Ueber die französische Geistesbewegung im 19. Jahrhundert" * aus dem Jahre 1872 vergleicht. Sein Urtheil über die Revolution, die Restauration und über Napoleon III. weicht vielfach von dem allgemein verbreiteten ab, stimmt aber z. B. mit dem überein, welches Karl Hillebrand neuerdings geltend gemacht hat. Dagegen gehen diese Beiden sehr weit auseinander in ihren Ansichten über Thiers und Guizot. Das kommt daher, daß Kreyssig es mehr mit den „eigentlichen gediegenen Doctrinären" der Julimonarchie hält, als mit ihren Chauvins, mehr mit dem hugenottischen Guizot, als dem katholisirenden Thiers; daß er auch an die Erscheinungen der französischen Geisteswelt den Maßstab seiner

* Beides im Verlage der Nicolai'schen Buchhandlung, Berlin. Ein drittes, umfangreicheres, zu diesem Kreise gehöriges Werk ist die zu Schulzwecken geschriebene „Geschichte der französischen Nationalliteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit" (Berlin, in demselben Verlage) welches in den oberen Classen unserer höheren Lehranstalten vielfach gebraucht wird und berits (1879) die fünfte Auflage erlebt hat.

deutsch-protestantischen Bildung legt. „Voltaire'sche Grundsätze und Bündnisse mit dem Papst, Schutzzölle, vor Allem grundsätzliche Feindschaft gegen Deutschland und ganz speciell gegen Preußen: das war und ist das Glaubensbekenntniß des Mannes, der unter Ludwig Philipp den freisinnigen patriotischen Gedanken vertrat und jetzt die „conservative" Republik steuert." Guizot gilt ihm mehr als Repräsentant des intelligenten Mittelstandes, der Aristokratie des Geistes; und namentlich rechnet er es ihm hoch an, daß er sich durch Cousin aus Preußen und Deutschland Muster und Anleitung holen ließ für Einrichtung französischer Schulen. Ueber Napoleon III. hat Kreyssig sich zweimal geäußert, in der Schrift von 1864 und der von 1872. Es war Mode während des Zeitraums, welchen diese Jahreszahlen umschließen, den Kaiser und ihn allein für alle Fehler verantwortlich zu machen, welche begangen worden waren oder sich vorbereiteten. Kreyssig sprach vielleicht das Richtigere aus, wenn er von Napoleon III. sagte, daß zu nicht geringem Theile seine guten Eigenschaften es gewesen, „welchen die Vorsehung die Bestrafung seiner Frevel übertrug." Im Jahre 1864 schreibt er: „So weit wir mit französischen Dingen bekannt sind, glauben wir in greifbaren Erscheinungen schon jetzt eine Garantie zu sehen für eine von der „Aera der Caesaren" sehr verschiedene Gestaltung der Zukunft;" und er schloß das Buch mit folgendem Satze, der zugleich Zeugniß ablegt für seinen politischen Blick, wie für seine humane Gesinnung: „Möchte nur ein günstiges Geschick, in Ermangelung menschlicher Weisheit, eine Wendung der Dinge vermitteln, welche die beiden großen Culturvölker des Continents das Werk ihrer geistigen und politischen Wiedergeburt bis zu einem einigermaßen gesicherten Ergebniß fortführen läßt, ehe ein beklagenswerther Zusammenstoß wieder einmal die elementaren Gewalten entfesselt und die Arbeit

von Geschlechtern in Frage stellt.“ Keine sechs Jahre später, und das Unerhörte war geschehen und kein Wort schien stark genug, um den unglücklichen Napoleoniden zu brandmarken. Damals schrieb Kreyssig: „Was den Kaiser von den gemeinen französischen Chauvins schied und scheidet, das ist seine innere und ehrliche Anerkennung der deutschen Culturmission, sein Glaube an die Möglichkeit des Friedens zwischen einem bis an den Rhein vergrößerten Frankreich und einem geeinigten Deutschland. Diese verhängnißvolle Täuschung, wenn wir nicht sehr irren, hat einen sehr großen Antheil an den seltsamen Mißgriffen seiner letzten Jahre.“

Ich erinnere mich aus jener Zeit einer kleinen Scene, welche damals einen tiefen Eindruck auf mich machte. Es war ein wunderschöner Nachmittag im September 1870, wenige Wochen nach dem Tage von Sedan und wenige Tage vor dem Fall Straßburgs. Auf der Fahrt nach dem Elsaß, welches ich zum erstenmale sehen sollte, hielt ich mich einige Stunden in Cassel auf, wo Kreyssig seit einem Jahre Director der Realschule war. Zusammen begaben wir uns nach Wilhelmshöhe, wo der gefangene Kaiser residirte. Neugierige Menschenhaufen belagerten das Schloß, um ihn zu sehen; aber er zeigte sich nicht. Gegen drei Uhr begannen die berühmten Wasser zu springen und alle Welt lief nun dem Schauspiele nach. Diesen Zeitpunkt mußte der Kaiser wahrgenommen haben, um in einer andren Richtung, der Stadt zu, bergab zu fahren. Als wir uns etwas später auf den Weg nach dem Bahnhofe machten, wohin Kreyssig mir das Geleit geben wollte, begegneten wir der heimkehrenden Equipage: voran der preußische Piqueur in der strammen Lederhose, dann in geringer Entfernung der Berliner Hofwagen mit vier Trakehner Vollblutpferden, einem Kutscher und einem Jockey, deren Livreekrägen den preußischen Adler zeigten. Als der Wagen, in welchem der Kaiser zurückgelehnt saß, langsam die

steile Chaussee hinanfuhr, blieb Kreyssig stehen und nahm vor dem Gefangenen den Hut ab. Vielleicht war es ein Tribut, dem Unglück dargebracht; vielleicht jene Höflichkeit, welche die Höflichkeit des Herzens ist. Aber ich konnte nicht umhin, seinem Beispiele zu folgen.

Ebenso human und nicht weniger unabhängig fand ich Kreyssig auch in den — allerdings nur seltenen — Fällen, in denen unsre Ansichten nicht zusammenstimmten. In einem der zahlreichen Nachrufe, welche dem Hingeschiedenen von seinen Freunden gewidmet wurden, ist erzählt, daß Kreyssig im Sommer 1879 ein größeres Essay über Bismarck für die „Deutsche Rundschau" geschrieben, daß ich aber das Manuscript zurückgelegt habe, weil der Abdruck mir nicht opportun erschienen sei. Die Thatsache ist richtig, wenngleich es zu ihrem Verständniß im Zusammenhange mit den Ereignissen einer Ausführung bedürfte, zu welcher mir hier nicht der Ort, noch gegenwärtig überhaupt die Zeit zu sein scheint. Ich will hier nur den Brief reproduciren, welchen Kreyssig mir schrieb, nachdem ich ihm die Gründe meiner Ablehnung mitgetheilt hatte; denn er charakterisirt besser, als ich es vermöchte, den Menschen, den Politiker und vielleicht auch den Stylisten:

„Lichtenthal bei Baden.

„Lieber, verehrter Herr Doctor!

„Ihren ersten Brief empfing ich erst jetzt, da ich gestern mit den Kindern im Gebirge steckte, auf einer zweitägigen, wunderschönen Excursion nach der Badener Höhe und dem Bühler-Thal. So beeile ich mich denn vor allen Dingen, Ihnen den allerherzlichsten Dank für Ihre gütigen, freundlichen Worte, und, wie ich nicht zweifle, Gesinnungen zu sagen. Dieselben sind mir ein wahrer Herzenstrost gewesen; hoffentlich lebe ich noch lange genug, um durch einige tüchtige

Arbeiten unser Verhältniß zu befestigen. Den Artikel über Beaconsfield übernehme ich gern*, unter der Voraussetzung, daß die „Rundschau" an dem genialen englischen Tory weiter kein Parteiinteresse hat und daß ich den Eindruck der ganzen Erscheinung im Anschluß an das Brandes'sche Buch unbefangen wiedergeben kann. Ich bleibe noch bis Mittwoch Abend hier, könnte also das Buch noch ganz gut auf die Reise nach dem Bodensee mitnehmen.

„Den „Bismarck" habe ich denn wirklich an ** geschickt. Meine innere Stimme sagt mir, daß die Trennung unter den Nationalen nicht lange dauern wird und daß wir uns sehr bald wieder um die Reichsfahne in der Hand des gewaltigen Mannes zusammenfinden werden, der gerade so viel Härte und Unliebenswürdigkeit hat, als die Arbeit mit diesem Volk, mit diesen historischen Factoren, in dieser harten, nüchternen, von egoistischer Intelligenz und Thatkraft beherrschten Epoche sie fordert. Ich werde beim Glase Wein vielleicht noch manchmal über ihn raisonniren, namentlich über seine Nachsicht gegen die Pfaffen. Aber der politische Luther bleibt er doch. Der andere hatte ja auch seine ungenießbaren Seiten. Also, darüber keine Feindschaft!"

Dieses Schreiben vom Ende Juli 1879, ist eines der letzten, welche ich von ihm erhalten, und trotzdem es den Keim einer Meinungsverschiedenheit enthält, von welcher schwer vorauszusehen, wie weit sie hätte führen mögen, so darf ich doch sagen, daß ich es nicht ohne Wehmuth lesen kann; es bildet den Abschluß einer durch lange Jahre fast ununterbrochen geführten Correspondenz, welche, fast alle wichtigeren Ereignisse derselben berührend, einst ein schönes Denkmal der Zeit und, selbst wo er geirrt haben mag, des

* Er ist im Octoberheft der „Deutschen Rundschau" 1879 erschienen und war Kreyssig's letzter Beitrag in der genannten Zeitschrift.

trefflichen Mannes sein wird, der sie mit warmen Herzen durchlebte, zu deren Veröffentlichung es aber jetzt noch zu frühe sein möchte.

Längst war Kreyssig aus dem sommerlichen Lichtenthal und den grünen Waldhügeln Baden-Badens zu der beginnenden Winterarbeit nach Frankfurt zurückgekehrt, als ich ihn wiedersah — nicht ahnend, daß auch dies das letzte Mal sei! Denn niemals erschien er mir frischer, lebensfroher und ich könnte wol sagen: thatendurstiger. Es ist bekannt, mit welchem von Jahr zu Jahr steigenden Erfolge Kreyssig in den größeren Städten unsres Vaterlandes Vorträge vor großen Auditorien gebildeter Männer und Frauen hielt. Ich habe Kreyssig niemals öffentlich sprechen hören; aber die zündende Kraft des Wortes, welche schon in seinen Studentenjahren sich gezeigt, reifte mit den Jahren zu einer in immer weiteren Kreisen geschätzten Beredsamkeit und trug fast mehr noch als seine schriftstellerischen Leistungen dazu bei, seinen Namen populär zu machen. Bis zu den fernsten Grenzen im Süden und Norden unsres Vaterlandes rief ihn während des Winters diese Thätigkeit, welche seinem Bedürfniß, unmittelbar zu wirken, so sehr entsprach. Aber vielleicht war es selbst für ihn, den Unermüdlichen und wie es schien trotz seiner Jahre jugendlich Rüstigen zu viel, wenn er die Last der Geschäfte, welche während der Woche zu absolviren waren, durch diese freiwillige Arbeit vermehrte, für welche er nur den freien Sonnabend und Sonntag hatte, und die Nächte, zuweilen nach kaum beendetem Vortrag, durchreisen mußte. Auch fühlte er, mitten in dieser höchst erfolgreichen, aber auch ungemein anstrengenden Anspannung aller seiner Kräfte zuweilen ein tiefes Ruhebedürfniß, das sich mehr und mehr zu einer wahren Sehnsucht steigerte. Wie eine liebliche Fee Morgana schwebte ihm das „otium cum dignitate“ vor, welches ja nun auch schon so nahe

war, daß er es mit der Hand ergreifen zu können glaubte. Nur noch achtzehn Monate trennten ihn von der Zeit — Ostern 1881 —, wo er, ein Zweiundsechzigjähriger und nach zehnjähriger rühmlicher Verwaltung seine Frankfurter Directorstelle, diese mit Pensionsberechtigung niederlegen und sich in irgend eine stille Stadt zurückziehen durfte, müde der bisherigen, aufreibenden und zersplitternden Lebensführung, aber voll von Entwürfen zu neuem Schaffen, in welchem er sich noch einmal ganz und voll zusammenzufassen gedachte. Vom Glücke niemals besonders verwöhnt und nur im Besitze dessen, was er sich in harter Arbeit erworben, aber freudigen Sinnes nach harmonischer Vollendung strebend, glaubte er an einen langen und schönen Lebensabend, welchen er der Ausführung frühe schon gehegter, immer wieder zurückgedrängter literarischer Pläne widmen wollte. Er träumte dann ein bescheidenes Heim in der Zurückgezogenheit, ein glückliches Alleinsein mit seinen Kindern und seinen Büchern; ein ungestörtes Tagewerk, nur unterbrochen durch den Besuch lieber, alter Freunde, welche niemals ein herzlicheres Willkommen und eine gastlichere Aufnahme finden konnten, als unter seinem Dache. Wie schön sprach es sich mit ihm über diese Hoffnungen, während wir bei trefflichen „Berncastler Doctor" (wir waren eben aus dem Moselthale gekommen) in der „altdeutschen Trinkstube" zu Frankfurt am Main saßen, gegenüber dem weiland Patricierhause, in welchem Lili Schönemann gewohnt — Goethe's Lili. Eine andre Lili, eine Jugendfreundin, gab diesem köstlichen Beisammensein, welches, wie das Schicksal es bestimmt hatte, das letzte mit ihm war, einen unvergeßlichen Zauber. Nachdem diese durch Geist und Humor ausgezeichnete Frau sich entfernt, saßen wir noch eine Weile. Noch einmal stießen wir an, und noch einmal sprachen wir von der Zukunft; Manches verabredeten wir für die nächste Zeit. Endlich erhob sich Kreyssig; „ich

muß morgen um 6 Uhr wieder bei der Arbeit sein, sagte er, „und es ist spät“. Wir reichten einander die Hand zum Abschied und in der dunklen, aber lauen Herbstnacht sah ich ihn verschwinden.

Nicht zwei Monate später erhielt ich folgende Zeilen seiner Tochter — derselben, welche das vorliegende Buch aus seinem Nachlaß zum Drucke fertig gemacht hat:

„Frankfurt a/M., 21. December 1879.

„Leider ist es etwas unendlich Trauriges, was ich an Sie schreiben muß. Papa ist nach nur viertägiger Krankheit gestern Vormittag an einer Lungenlähmung gestorben. Am Dienstag Vormittag legte er sich, hatte die ersten zwei Tage entsetzliche Schmerzen, fühlte sich aber, da sie aufgehört hatten, am Freitag bedeutend wohler, so daß er bereits wieder an seine Arbeiten zu denken anfing. In der Nacht wurde es schlimmer, am Morgen zeigte es sich, daß beide Lungenflügel angegriffen waren und um 7 Uhr trat eine Lähmung ein. Die Besprechung des E'...schen Romans war das Letzte, woran er gearbeitet hat“ *.

Wie ein Soldat auf dem Posten, ist er mit der Feder in der Hand gestorben. In seinen Schriften spiegelte sich sein ganzes Wesen: sein Enthusiasmus für das Gute und Schöne, die fleckenlose Reinheit seines Charakters, seine Wahrheitsliebe, die Fülle seines wahrhaft goldenen Gemüths. Auch die tiefste Regung von Selbstsucht lag weit von ihm ab; ganz und ohne Rückhalt ging er auf in seinem schönen Beruf, durch Wort und Schrift zu lehren, zu bessern, zu veredeln, die Jugend in diesen Tagen der Verwilderung für das Ideal eines reinen, freien, toleranten Menschenthums

* Diese Arbeit ist nicht vollendet worden.

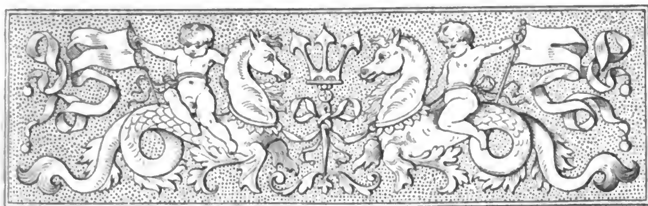
zu erziehen: dem reiferen Alter den Glauben an ein solches Ideal in Leben und Dichtung zu erhalten.

Ich hoffe, daß Diejenigen, welche Kreyssig gekannt, in diesen Erinnerungen, obgleich sie weder erschöpfend sein konnten, noch auch nur vollständig zu sein beanspruchen, das Bild des Freundes wiedererkennen, und Diejenigen, welche ihn nicht gekannt haben, sich von demselben sympathisch angezogen fühlen; und ich bin überzeugt, daß Beide in dem Buche, dem letzten mit dem Namen Friedrich Kreyssig's, die guten Eigenschaften seines Geistes und seines Herzens vereinigt finden werden, welche den Schriftsteller und den Menschen auszeichneten.

Berlin, am 2. Mai 1881.

Julius Rodenberg.

Inhaltsverzeichniß.



I.

Die deutsche Geistesbewegung vom Schillerfeste bis zum Bruche des Reiches mit Rom.

a. Die nationale Bewegung im Spiegel der zeitgenössischen Literatur.

Wenn irgendwo, so ist dem Gegenstande dieser Betrachtungen gegenüber feste, klare Begrenzung des Gewollten erste Bedingung des etwa möglichen Gelingens. Ueber die deutsche Geistesbewegung der Gegenwart, über das Fühlen und Denken eines Culturvolkes erster Ordnung wagt zu Angehörigen dieses Volkes, inmitten einer gewaltigen auf keiner Seite abgeschlossenen Entwickelung ein Einzelner zu sprechen, der dieser Entwickelung keineswegs frei und unabhängig gegenübersteht, vielmehr, wenn immerhin als verschwindendes Atom, sich inmitten ihrer Strudel bewegt, und nach jeder Richtung hin durch sie bedingt empfindet, und empfinden muß! Und welch eine Epoche, diese zwölf inhaltschweren Jahre! Ein Weihefest des Geistes, wie man vor- und nachher kein zweites begangen, trennt sie von trüben

Jahren der Ernüchterung, der Verbitterung, wenn nicht des Kleinmuths. Die feierliche Wiederaufnahme eines weltgeschichtlichen Geisteskampfes ist ihre Grenzmarke. Und dazwischen drängt sich, in bunter Fülle, mehr geschichtliches, culturgeschichtliches, literarisches Leben als manches hinter uns liegende Jahrhundert in sich beschloß. Die neue Aera der Hoffnungen und der Feste, der Conflict, die nationale Bewegung in allen Phasen, vom schwarz-roth-goldenen Sänger-, Turner- und Schützen-Enthusiasmus bis zu den Trias-Kunststücken des klugen Herrn v. Beust, vom National- und Flottenverein bis zum Kaisermahl auf dem Römer, mit dem Nachspiel „Er kommt nicht!" Dann der Dänenkrieg und seine Folgen bis zum Bürgerkriege, der die alte Form sprengte und zu der glorreichen aber furchtbaren Blut- und Feuertaufe, aus der das verjüngte Reich unfertig, aber gewaltig und zukunftsfreudig hervorging! Und dazwischen eine sociale, wirthschaftliche Bewegung ohne Gleichen in unserer Geschichte, Ströme des Segens, des Gedeihens, und das Alles begleitet, gelenkt, tausendfach wiedergespiegelt von einer geistigen Arbeit, welche alle Höhen und Tiefen des Lebens umfaßt, alle Fragen aufnimmt, alle Masken lüftet, alle Ueberlieferungen prüft, und gegenwärtig drauf und dran ist, unser ganzes geistiges und sittliches Sein auf neue Grundlagen zu stellen! Daß solche Dinge sich nicht unter schweigender oder ausdrücklicher Zustimmung der Umgebungen vollziehen, darf nicht befremden. Hier schreit das Ausland über Vandalismus, Barbarei, weil wir dahinter gekommen sind, daß es am Ende nur von uns abhängt, lieber zu schlagen als uns schlagen zu lassen. Dort schmollt im Innern das verletzte Interesse, die gestörte Bequemlichkeit, die getäuschte Erwartung. Einem Wohlstande, wie Deutschland gewiß seit dem großen Kriege des 17. Jahrhunderts, vielleicht auch früher ihn nie gesehen, entspricht keineswegs

eine verhältnißmäßige Zufriedenheit der Gemüther. Wohl wachsen in unsern großen Städten die Paläste, die neuen Straßen und Stadttheile aus der Erde, wohl gewähren großartige Werke in früher nicht geahntem Maaße Gesundheit, Annehmlichkeit, Behagen, wohl verschwinden alle Entfernungen; nicht nur rechtlich, sondern auch physisch wirklich hat der Deutsche ein großes, weites, herrliches Vaterland gewonnen statt der alten, engen, beschränkten Heimath. Arbeit und Genuß sind nicht mehr an die Scholle gebunden. Der Künstler, welchem heute Frankfurt zujubelt, empfängt vielleicht morgen, übermorgen in Berlin, in Dresden, in München und wo er eben will seinen Lohn oder sein Urtheil. Der Arbeiter ist überall zuhause, wo man seiner bedarf. Alle unsere Gebirge, unsere Meeresküsten, unsere Wälder und Thäler stehen dem Müden, dem Kranken zur Erholung und Genesung zur Auswahl. Der Verbrauch aller Genußmittel eilt der Zunahme der Bevölkerung in glänzender Weise voran. Aber wer ist zufrieden? Entbrennt der Kampf der Interessen nicht heftiger als jemals? Sind die Klagen nicht giftiger, lauter? Und auf geistigem Gebiete: da steigen Schulpaläste empor, da erheben sich neue Universitäten, blühen die alten wie noch nie. In nie gesehener Weise drängen sich alle Stände, alle Geschlechter zu den Stätten der Bildung, ganz neue Formen der geistigen Mittheilung werden gefunden, Deutschland, zumal das mittlere, westliche, südwestliche, verwandelt sich während der Wintermonate nachgerade in eine einzige, große Akademie, in der Alle und auf allen Gebieten die geistige Anregung finden können, welche sie eben suchen. Die Zeitungen vergrößern und vervielfältigen sich. Wir haben noch keine „Revue“ ersten Ranges, das ist wahr*.

* Die „Deutsche Rundschau“ wurde erst 1874 gegründet, während die Entstehung dieses Aufsatzes in das Jahr 1873 fällt.

Aber in zweimalhunderttausend Exemplaren verbreitet die Gartenlaube Belehrung, Anregung, Freude überall hin, wo noch ein deutsches Wort erklingt; ähnliche Organe wetteifern nicht ohne Erfolg. Und nicht nur Buchhändler und Verleger erfreuen sich greifbarer, äußerer Erfolge deutscher Geistesarbeit. Wol mag der Franzose, der Engländer, der Amerikaner auch heute noch die Achseln zucken, wenn er zufällig vernimmt, daß man, nicht aus Uebermuth, für die Hinterbliebenen eines Schriftstellers collectirt, der die deutsche Bühne in dreißig Jahren mit fünfundachtzig, meist vielfach, täglich wiederholten Stücken beschenkte; wol sind Erfolge ersten Ranges wie die eines Dickens, eines Walter Scott, oder auch nur eines Dumas und Sardou in Deutschland heute noch ebenso unmöglich wie in jenen schönen Tagen, als Gellert von Herrn Breitkopf eine „noch beinahe ganz neue Weste“ zum Geburtstagsangebinde erhielt. Dennoch fängt auch der deutsche Schriftsteller, der deutsche Künstler an, sich auch äußerlich als geistigen Vertreter eines großen Volkes zu fühlen und zu nehmen. Würdige Lebensstellungen wie Klopstocks und Goethes sind längst keine seltenen Ausnahmen mehr, und, was die Hauptsache, das deutsche Volk hat jetzt seine Pensionäre so gut wie die Könige, und — es bezahlt sie besser. Man hat hie und da in irgend einer staubigen Ecke über Jordans Rhapsodenfahrten, über Bogumil Goltz' humoristische Reisen wol die Nase gerümpft. Jetzt möchte das wol aufgehört haben, seit glänzende Erfolge das muthige, persönliche Auftreten auch deutscher Dichter und Schriftsteller gerechtfertigt haben, seit der energische, frische, männliche Zug der Zeit auch in solchen Einzelerscheinungen sich rühmlichst bewährt. Mit einem Wort: auch die deutsche Geistesarbeit, nicht nur die Arbeit des Kriegsmannes und des Industriellen, hat ihren Platz an der Sonne der neuen Zeit sich erobert. Sie sitzt nicht länger als Aschenbrödel

am Heerde. Hat es dem gegenüber einen Sinn, wenn, nicht nur im feindseligen Auslande, die Klage über das „Zeitalter von Blut und Eisen“ ertönt, über die hereinbrechende Barbarei der Säbelherrschaft, über das Zeitalter der Maschinen, der Kanonen, des Materialismus?

So viel sieht man schon: ein Versuch, in diesem Ocean voll sich aufthürmender, widersprechender Erscheinungen, Meinungen, Urtheile, in diesem Chaos gährender Gegensätze sich zum Lootsen anzubieten, bleibt ein gewagter. Nur das Bedürfniß wird ihn entschuldigen, das natürliche, nicht abzuweisende Bedürfniß der Sammlung, der Besinnung, des bewußten Stellungnehmens, wie es einem Jeden, der nicht ganz aus der Hand in den Mund lebt, gerade in solchem Sturm der Entwickelung sich aufdrängt. Wirft doch auch der Schiffer seine Boje mitten im Sturme, wenn er schon weiß, daß der Geograph seine Messungen berichtigen wird; und wenn man angesichts des Feindes keine Karte zeichnen kann, nun, so wirft man eine Skizze aufs Papier und hilft sich bis auf Weiteres an ihr zurecht. Nur freilich, daß solche Versuche mit besonderem Ernste an jenes Gesetz erinnern, welches den Erfolg, die Meisterschaft an die Beschränkung bindet. So gedenken wir denn hier nicht eine kritische Geschichte der zeitgenössischen Politik, Wissenschaft, Kunst, Industrie und Cultur zu unternehmen. Das Ziel wird bedachtsamer, bescheidener gesteckt. Der Mitlebende, Mitgenießende, Mitleidende, Mitdenkende und Arbeitende wird seine Erinnerungen, seine Eindrücke, seine Ueberzeugungen und Hoffnungen am Gange der Ereignisse prüfen, inmitten des Wirbelsturmes der Lebenserscheinungen seine Stellung nehmen. Dieser Versuch, mit dem ernsten Streben nach Gegenständlichkeit und ruhiger Sammlung gemacht, wird, so hoffen wir, auch Andern solche Sammlung erleichtern. Wenn er vielfach und vorzugsweise an das nationale Schrift=

wesen der zu betrachtenden Jahre sich hält, so überschätzt er keineswegs die praktische Bedeutung der Worte, auch nicht der herrlichsten und gewaltigsten, in dieser Zeit der weltumgestaltenden Thaten. Es ist ja ebenso wahr als oft gesagt, daß der beste geistige Besitz unserer Epoche nicht mehr in den Schatzkammern der Geisterkönige liegt, sondern so zu sagen den Verkehr des Marktes befruchtet. Damit hat er an Glanz und Pracht allerdings verloren, was er an segensreicher Wirkung gewonnen. Aber wenn das Gedicht, das Schriftwerk, wie wir es erzeugen, unsere Nachkommen einst schwerlich so beeinflussen wird, wie uns die Gedanken unserer classischen Epoche beherrschen, so ist unsere Literatur vielleicht ein um so treuerer Ausdruck unseres thatsächlichen Lebens, nicht in jenen Hunderten poetischer Exercitien, welche alljährlich den Meßkatalog füllen und die Weihnachtstische bedecken, wohl aber in Zeiterscheinungen, denen durch alle die Stürme und alle die Aufregung hindurch die Theilnahme des Volkes sich ernstlich zuwendet. Und so sollen denn solche Erscheinungen uns hier als Wegweiser dienen; weniger um ihrer selbst willen (denn diese Skizzen sind keine Literaturgeschichte), als weil unsere Stimmungen und Empfindungen, unser Denken, Thun und Treiben in diesen merkwürdigen Jahren mehr oder weniger anschaulich in ihnen sich abbildet.

Wir wollen mit dem Schillerfeste beginnen. Sollte es für irgend einen Zeugen jener wunderbaren Genesungsfeier des deutschen Bewußtseins einer Erklärung und Rechtfertigung dieser Grenzbestimmung, dieses Ausgangspunktes bedürfen? Wir haben seinesgleichen nicht wieder gesehen, so wenig wie unsere Vorfahren etwas Aehnliches sahen. Und doch haben wir seit der Zeit unsere Kriegsgefangenen nach Hunderttausenden, unsere Siegesbeute nach Milliarden gezählt. Was wollten die Siegesfeste in Bezug auf allgemeine Theil-

nahme, herzliche, innige Erhebung, wahre Trunkenheit reiner Freude gegen jenen Jubel bedeuten! Nicht die Festzüge (man verstehe uns nicht falsch) machten es aus, nicht die Aufführungen, die Reden, die Gedichte, nicht die Lust der Bankette. Alles das haben wir so gut und besser wieder gesehen in jenen Jahren der Jubiläen, der Nationalfeste und dann jetzt wieder bei der Heimkehr der Truppen und bei der Gründung des Reichs. Was aber einzig, unvergleichlich war, was nicht wiedergekommen ist seither, das ist die reine, humane, selige Freude, die Verbrüderung der Herzen, der hohe, ideale Enthusiasmus, der damals Alle, Alle so weit, so unvermuthet, so leicht über die Gewöhnlichkeit hinweghob, daß für ein ganzes Volk jenes stolze Wort gesagt schien: „Und hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.“ Sonst drängen sich festliche Kundgebungen großer Völker in den Hauptstädten zusammen und die Provinzen sind besten Falles der schwache Wiederhall der von dort kommenden Losung. Das war selbst 1871 mehr oder weniger in Deutschland der Fall, angesichts der ungeheuern, handgreiflichen Erfolge des siegreichen Krieges. Ganz anders aber erhoben sich 1859 Herzen und Hände im Gedächtniß eines vor einem halben Jahrhundert verstorbenen Dichters. Da wurde jede Schule, jedes Schauspielhaus, jeder Versammlungssaal zum festlichen Tempel; die Kleinen wetteiferten mit den Großen in Liebe und Begeisterung, wenn sie es in prachtvollen und kostspieligen Kundgebungen nicht konnten. Welche Fülle von Reden, Festgedichten, welcher Jubel der Festgenossen und Hörer, welche Bereitwilligkeit Aller, mitzuhelfen nach Kraft und Mitteln, sich mitzufreuen! Noch heute giebt die Schillerstiftung Zeugniß davon, daß es doch mehr war, als gewöhnliche Festlaune, keine taube Blüthe, wie sie wol im flüchtigen Sonnenblicke eines unzeitigen Vorfrühlings sich entfaltet.

Selbstverständlich wäre es nun voreilig und gewagt, das Alles, alle diese Begeisterung, diesen Verbrüderungsjubel, diese werkfreudige Thatkraft auf Rechnung der einzigen Ursache zu schreiben. Viel, sehr viel that die Hauptperson, der gefeierte Dichter, sein in Millionen von Herzen wirklich fortlebendes und wirkendes Lebenswerk. Es ist wirklich, seit Deutsch geschrieben wird, kein Mann der Feder in dem Grade der Liebling aller Deutschen gewesen als jener Sänger der Humanität, der sittlichen Begeisterung, der Freiheit und des Vaterlandes. Von der ersten Aufführung der Räuber bis zur letzten des Tell hat das deutsche Volk das „Hie Schiller! Hie Goethe!" der geistigen Gymnastik der Salongelehrten überlassen und, ohne Mißgunst und Kritik gegen den Dichterfürsten der wissenschaftlich-literarischen Gesellschaft, sich an den im innersten Grunde doch noch viel vornehmeren Schiller gehalten. Aber das war es denn doch nicht allein. Nicht nur die Bücher haben ihre Schicksale, sondern auch die Feste. Der Hungernde ist auch der leichter bediente, und wahrlich, wenn irgend einmal ein Fest, so hat uns das Schillerfest im Zeitpunkt eines kräftigen Hungers getroffen: des Hungers nach Selbstaufrichtung, nach Verständigung, Sammlung. Lange genug, ein volles Jahrzehnt, hatten wir Zeit gehabt, die unreifen Versuche von 1849 zu studiren und zu büßen. Ihr Thoren! Ihr Frevler! hatte man uns zugerufen, als wir mit den Mitteln der Verständigung, der Begeisterung, der „moralischen Nothwendigkeit" an den Umbau des Reichs uns gewagt. Die Ausschreitungen der Wenigen waren zum willkommenen Vorwande genommen worden für die Einschüchterung der Vielen. Aber dann waren sie selbst ans Werk gegangen, die überklugen Vormünder des unmündigen Volkes, und ihre schwachmüthigen Versuche den neuen Wein wieder in die alten Schläuche zu füllen hatten den Erfolg gehabt, den

man kennt. Und unterdessen hatte eine neue Macht sich wieder erhoben, so recht der Genius der stagnirenden Fäulniß, das große, über dem Sumpf der europäischen Reaction tanzende Irrlicht. Die Aera der Cäsaren hatte ihren Einzug gehalten. Nach napoleonischem Recepte wurden wir gemaßregelt, überwacht, niedergehalten. Das hatte sich von Conflict zu Conflict, bis zu dem berüchtigten Neujahrsgruße gesteigert. Und als dann das Unwetter im Süden losbrach, als auch die Sicherheit und Ruhe der „Wohlgesinnten" in allen Ländern sich so trügerisch erwies wie alles Uebrige, fuhren sie auf wie eine erschreckte Heerde wenn das Heulen des Wolfes ertönt. Man muß Zeuge der geradezu kopflosen Bestürzung in weiten Kreisen, während der Kriegswogen im Mai und Juni 1859 gewesen sein, um das Emporschwellen des Gesammtgefühls bei der Nationalfeier im November zu verstehen. Daß die Befestigung der „neuen Aera" in Preußen daran endlich ihren sehr starken Antheil hatte, bedarf natürlich nur der einfachen Erwähnung. Zwei Gedanken gingen durch die ganze, große, vielgetheilte Nation. Der Gedanke: wir sind nachgerade zu hart gestraft, so kann es nicht bleiben; und der andere: bei alledem und alledem sind wir, trotz der Zerrissenheit, im innersten, tiefsten Grunde einiger und stärker als diese und jene, die uns höhnen und über den gefesselten Löwen sich lustig machen, der, einmal in Freiheit, ihrer Aller Schicksal in seiner Gewalt haben würde.

So begann die Bewegung. Mit urplötzlicher Gewalt, wie eine ungeheure Lichtgarbe leuchtete der nationale Gedanke auch vom Fels zum Meer, bis weit hin an die fernsten Küsten wo noch deutsche Lieder klingen und deutsche Worte verstanden werden.

Es folgten reiche, schöne Jahre, reich an Aufregungen, Hoffnungen, Genüssen, freilich bald genug auch an Conflicten.

Mächtig schärften die Erfolge und die Anmaßungen des Auslandes das neue Gefühl, welches Alle beseelte. Hier die wunderbaren Erfolge des jungen Italien — wo ist unser Garibaldi? hörte man die ungeduldige Jugend wol rufen —, dort die unverschämt verkündete Lehre „vom legitimen Uebergewicht des napoleonischen Frankreich", die Annexion Nizza's und Savoyen's, das Vorspiel der Rheineroberung, wie Besorgte wähnten. Kleine Vorfälle, wie die Brutalität eines fremden Reisenden, das unbedachte Gerede der ausländischen Presse gewannen in dieser Luftströmung die Bedeutung nationaler Ereignisse. Man weiß, welcher Lärm sich über die Macdonald-Prügelei erhob. Sichtlich drang die Bewegung von unten herauf auch in die Kreise ein, welche seit einem Jahrzehnt sich ihr mißtrauisch, ja feindselig verschlossen, und aus denen, nach dem wunderbaren Rathe der Vorsehung, ihr der Mann kommen sollte, der sich gewaltig erwies das Formlose zu gestalten, die Träume zu Wirklichkeiten zu machen. Wie hoffnungsfreudig wurde der Regierungsantritt Wilhelms I. begrüßt (am 2. Januar 1860), welch ein Wetteifer in Kundgebung nationaler Gesinnung entstand beim ersten Flügelschlage des preußischen Aars (man hatte ihn doch zu voreilig gelähmt geglaubt) unter den Fürsten! Wie fand das Alles seinen reichen, vielstimmigen Wiederhall in jener Aera der Feste, der Erinnerungen, der Jubiläen, die wie ein langsam ausklingender Nachhall des Schillerfestes über die deutsche Erde hinzogen. Man war einmal in der Stimmung. Jede Gelegenheit war gut zu singen und zu sagen, weß das Herz voll war. Ihren Höhepunkt erreichte diese ganze Spätfrühlingswärme (sie ging ja schweren Hochsommergewittern voraus) im Schützenfeste zu Frankfurt a. M. und im Turnfeste zu Leipzig (1862 und 1863). Das eine kenne ich leider nur aus Schilderungen; bei dem andern war ich mitwirkend zugegen. Und wahrlich, selbst

wir kritischen „gebrannten Kinder“ von 1849 konnten uns angesichts dieser großartigen Gastfreundschaft, dieser allgemeinen Verbrüderung unter diesen jubelnden Volksmassen, diesen Fahnen, Blumen und Teppichen, dieses Zusammenwirkens von Wohlhäbigkeit, Schönheit, Herzensgüte und schönen vaterländischen Gesammtgefühls einer schwachen Anwandlung nicht erwehren. Wohl brannte schon lichterloh von Berlin herüber der verhängnißvolle Conflict (seit dem 23. September 1862 war Bismarck am Ruder); wohl nahm, schärferen Augen unheimlich genug erkennbar, nur wenige Wochen später das Gespenst des Bürgerkriegs den leeren Platz im Römer ein, wo man den Preußenkönig vergeblich erwartete. Wol waren selbst die Feste schon von manchem schrillen einzelnen Mißton nicht frei. Hörte der Verfasser dieser Zeilen doch in Leipzig, aus den Reihen der Turner heraus, und stark sächsisch betont das Wörtchen „Jena,“ als zufällig zwei preußische Turner die Preise im Wettlauf gewannen. Es bedurfte dennoch der ganzen, seltsamen Verwickelung von 1864, jenes eigentlichen Meisterstückes der Bismarckschen Kunst, um das alte Mißtrauen wieder hell aufflammen zu lassen, den gordischen Knoten deutscher Erinnerungen, Bestrebungen, Parteiprogramme bis zur Unlöslichkeit zu verwirren und die Entscheidung durchs Schwert unvermeidlich zu machen. Man weiß, wie sie sich wider unser Aller Willen, unter schwerer Gewissensbeängstigung im Norden wie im Süden vollzog. Wie wenig sie aber im Stande gewesen, den starken, natürlichen Unterstrom der Bewegung abzuleiten oder zurückzudämmen, das hat sich vier Jahre später in einer Weise gezeigt, die gegenwärtig noch jeder Schilderung, jeder auch nur annähernd vollständigen Würdigung von Seiten der Betheiligten und Mitlebenden sich entzieht.

So der äußere Gesammtverlauf der Bewegung. Daß er auch in unserm Geistesleben, zumal in dessen dichterischer

und literarischer Bethätigung sich abbilden mußte, war zu vermuthen und selbstverständlich bei einem Culturvolke von unseren Antecedentien. Wie es aber geschehen ist, das wirft auf die ganze Signatur der Epoche ein in der That merkwürdiges Licht, gleich belehrend für das Verständniß ihres Verlaufs und für die Würdigung und Abschätzung ihrer Erfolge.

Nicht ohne Grund pflegt die Lyrik bewegter Epochen als unmittelbarste Kundgebung der maaßgebenden Geistesströmung zu gelten. Ist doch das Lied die Sprache des Herzens, jeder Stimmung, jeder Leidenschaft natürlicher Dolmetsch. Und wir waren und sind das Volk der Lieder, so lange wir von uns wissen. Nicht einmal das Wort haben die Nachbarn. In üppiger Fülle, breit und breiter strömt die Fluth gerade der zeitgenössischen Sangesdichtung durch die verrufene „realistische" Prosa unsers Lebens. Gerade hundert Lyriker nennt Heinrich Kurz aus dem Menschenalter von 1830 bis heute. Der französische Krieg allein hat zu einer zweibändigen Geschichte unserer neuesten Kriegslyrik kürzlich den Stoff geliefert. Der verhängnißvolle Spruch „Singe wem Gesang gegeben" wird täglich wörtlicher genommen. Wir haben Städte, ganze Provinzen, in welchen oft Schülerinnen der Töchterschulen sich Briefe in Versen schreiben, und die Secundaner belletristische Zeitschriften in traulichem Kreise und in aller Harmlosigkeit verüben. (Ich spreche aus Anschauung und Erfahrung.) Ein deutsches Fest ohne eine kleine lyrische Specialliteratur ad hoc ist geradezu ein Unding geworden, und wen sein Schicksal einmal unter die Recensenten führt, oder in den Verdacht journalistischer Verbindungen brachte, der weiß wie dem edeln Dulder Odysseus zu Muthe war, als die bleichen Schaaren der Schatten sich herandrängten von dem schwarzen Blute in der Opfergrube zu trinken und durch seine Zauberkraft einen

Augenblick des Lebens sich zu erobern. Auch wäre es bekanntlich eitel Ungerechtigkeit und Grillenfängerei, angesichts dieser Fülle über Verschlechterung der Qualität, oder gar über realistische, undankbare Gleichgültigkeit der Leser und Hörer zu klagen. Eine Zeit, in welcher lyrische Sammlungen in einem Menschenalter fünfundfünfzig Auflagen erleben (z. B. Geibels Gedichte), in der man lyrische Dichter durch Nationalsammlungen ehrt (Freiligrath), ist nicht gleichgültig und hat sich, namentlich was den letzten Fall anbetrifft, ihres Realismus mit Nichten zu schämen. Und was die Leistungen angeht, so werden Namen wie Geibel, Freiligrath, Bodenstedt, Rittershaus, Victor Scheffel, Lingg, Jordan — und welch eine Fülle von höchst achtenswerthen, ja vortrefflichen Leistungen zweiten Ranges wäre neben ihnen zu nennen — ihren goldächten Klang nimmer verlieren. Dennoch, darüber kann keine Meinungsverschiedenheit sein, sind die Tage lyrischer Triumphe wie auch nur die Poeten der dreißiger und vierziger Jahre sie feierten, für den Augenblick wenigstens, gründlich vorüber: ich meine nicht Triumphe in der Kritik, auch nicht lediglich buchhändlerische Erfolge, sondern lebendige Wirkung im Volk, Umsetzung der lyrischen Wärme in Kraft, in Bewegung, um die Sprache der Zeit zu reden. Was ist uns übrig geblieben, was lebt unter uns von all den Hymnen, die auf den Festen der sechziger Jahre erklangen? Welche Spuren hat Düppel und Alsen, oder vollends der Sommer 1866 in unseren poetischen Erinnerungen hinterlassen? Geibels mächtige Heroldsrufe sind im Kanonendonner verhallt, Scheerenbergs „Frühlingsstürme“ sind mit der Windsbraut des Krieges verweht. Der Franzosenkrieg hat uns — das Kutschkelied und ein paar geflügelte Phrasen aus dem Kladderadatsch hinterlassen, allenfalls noch Freiligraths „Hurrah Germania“ und den „Trompeter von Gravelotte“.

Selbst die herrlichen Kriegs- und Siegeslieder von Rittershaus und Geibel sind schon jetzt nahezu verklungen; und Redwitz hat mit seinem „Lied vom deutschen Reich“ wol das schwerwiegende Lob Bismarcks und Moltkes und den Generalpardon für seine amaranthischen Jugendsünden, aber kein Fortleben im Volke, auch nicht im gebildeten Theile desselben erobert. Man wird alle diese, an sich trefflichen Leistungen, man wird andere von ähnlicher Güte (und ihre Zahl ist Legion) gelegentlich lesen, man wird sie loben, vielleicht bewundern. An eine Wirkung, eine Popularität wie einst Arndt, Schenkendorf, Körner sie gewonnen, wie sie für einige Jahre selbst einem Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Dingelstedt u. s. w. zu Theil wurde, ist bei ihrer Keinem zu denken. Wenn wir singen wollen, greifen wir noch immer zu Goethe, Uhland, Rückert, Heine, unter den Neuen zu Geibel. Ein wirklich populäres Vaterlandslied oder Kriegslied hat unsere national so unleugbar und handgreiflich tief bewegte Zeit bis jetzt nicht erzeugt. Selbst die „Wacht am Rhein“ ist ein aufgestutztes Erbstück der vierziger Jahre, und auch so hält sie nicht einmal mit dem Arndtschen Frageliede den Vergleich aus.

Woher das nun kommt? Haben die Franzosen nicht am Ende Recht mit ihrer Declamation gegen die „eiserne Zeit,“ vor der die Musen ihr Haupt verhüllen? gegen den öden, unfruchtbaren Sieg der Barbarei über die Civilisation?

Ich möchte hier lieber an einen andern französischen Ausspruch erinnern, der uns gerade bei den Verständigeren unter ihnen und selbst in ihren Zornergüssen häufig begegnet. Die Herren wissen viel von unserm verzweifelten — Gedächtniß zu erzählen, von unserm zähen, unerbittlichen Festhalten an den Lehren unserer Geschichte. Es ist, glaube ich, Etwas daran; nur daß dem Volkscharakter überhaupt

auf die Rechnung gesetzt wird, was in dieser Stärke und Ausbildung doch eigentlich ein Erzeugniß unserer neuen Entwickelung ist. Wir Deutschen haben unsere unhistorischen Stimmungen so gut gehabt, wie andere Völker. Als die Regierung des großen Friedrich interessante Ruinen auf den Abbruch verkaufte, des Ordens Hochburg, die Marienburg, so weit man sie nicht demolirte, für Pferde, Soldaten, Fouragevorräthe, gar für Sträflinge verwandte, hat die öffentliche Meinung sich blutwenig darum gekümmert; und wie es mit unserer historischen Pietät und Hartnäckigkeit aussah, als die Diplomaten des Rastädter Congresses um die Erlaubniß zur Plünderung ihrer geistlichen Mitstände mit den Sansculotten feilschten, oder als bald darauf, 1803, kölnische, eben annectirte Bürger vor dem Wagen des ersten Consuls als Pferde einhertrabten, darüber wird am besten geschwiegen. Aber es ist wahr, eine gewaltige, geschichtliche Bewegung hat bei uns mit den Tagen der Anfechtung und in den Kämpfen der Wiederaufrichtung begonnen, und in noch ganz anderem Sinne als vor fünfzig und sechszig Jahren ist sie in der hier in Rede stehenden kurzen, inhaltschweren Uebergangszeit recht eigentlich die signatura temporis geworden. Irren wir nicht, so liegt hier der Schlüssel zum Verständniß der ganzen Bewegung, sowohl was die Führer angeht, als in Bezug auf die Haltung der Menge, des lesenden, denkenden Publikums und der Parteien. Ja, wir sind gegenwärtig *historisch* gestärkt und gewandt, wenn historischer Sinn soviel bedeutet als Vertiefung in die Thatsachen, Achtung vor der Wirklichkeit und der Wahrheit, Klarheit und Festigkeit in den Zielen und die Geneigtheit, aus der Erfahrung zu lernen. Es that aber auch wahrlich Noth, daß es endlich so kam, und einem scharfen Lehrmeister haben wir den Fortschritt zu danken. Als 1848 der „Völkerfrühling“ herein brach, beherrschte in den erwählten Kreisen noch die

„absolute Philosophie," in der Masse das französisch-liberale Stichwort die Gemüther. Die Welt war im besten Falle das leidende Object des erkennenden, wollenden, gestaltenden Geistes. Die Verfassungsschablone, das Verzeichniß der „Grundrechte" umschloß das Geheimniß der Freiheit, des bürgerlichen und nationalen Gedeihens. Das Gesetz, der Paragraph war der Talisman, vor dem (in der Einbildung der Gläubigen) die Gewalten der Erde sich beugten. So ging man in der Paulskirche ans Werk, ohne Geld, ohne Soldaten, ohne Beamten, aber stark durch die Macht der Idee, getragen von den siegesgewissen Geiste der Zeit. — Nun, man weiß wie stark diese Idee sich gegen die Barrikaden, um von den Bajonetten nun erst gar nicht zu reden, erwies und wohin dieser „Geist der Zeit" seine Jünger getragen hat. Da ist denn die Ein- und Umkehr gekommen, freilich nicht jene, zu der der christlich-germanische Convertit Stahl in Berlin seine „strebsamen" Zuhörer einlud; wohl aber ein männliches, frisches Aufraffen, eine klare, nüchterne Vertiefung in die Realitäten, an denen die hochaufspritzende Woge der Begeisterung eben noch so unliebsam sich gebrochen hatte. Unsere Geschichtsschreibung erlebte einige Jahre, wie sie in der neueuropäischen Entwickelung (jedoch immer England bei Seite gesetzt), etwa nur mit den grandiosen Leistungen der französischen Restauration, zwischen 1825 und 1830, sich möchte vergleichen lassen: nur daß bei uns die Arbeit vielseitiger, ausdauernder und der Erfolg entsprechend segensreicher und nachhaltiger war. Dort Guizot, Thiers, Mignet, die beiden Thierry, Fauriel, Barante, Daru, hier, abgesehen von den Altmeistern Schlosser und Ranke, Männer wie Mommsen und Schwegler, Droysen, v. Sybel, Häusser, Giesebrecht, Pauli, Gervinus, v. Treitschke, Nitzsch, Dahn, Burckhardt. Wir denken das eine Verzeichniß kann neben dem

andern sich sehen lassen. Nicht länger mehr verdiente die deutsche Wissenschaft den alten Vorwurf, daß ihr die Gabe der lebendigen Mittheilung versagt sei, daß der Zauber der schönen Form ihr nicht gehorche, daß sie — vornehm aber ungeschickt und verknöchert — nur Stoff auszugraben und anzuhäufen verstehe, aber der Kunst des Baumeisters entbehre und nicht mit dem Volke empfinde. Die Hörsäle Häussers und Droysens und Treitschkes erinnerten und erinnern noch heute an die stolzesten Tage der Guizot, Michelet, Laboulaye. Mommsens farbenreiche, von Leben sprudelnde Darstellung hält den Vergleich mit den besten Stylisten des Auslandes, wenigstens des nicht englischen Auslandes aus, Treitschkes glühendes Pathos wirkt mit der vollen Gewalt der aus dem innersten Herzen kommenden, aber durch die Zucht des Gedankens geadelten Rede, Droysens seine psychologische Kunst hat sich in der etwas vornehmen Form, wie diplomatische Stoffe und reife, staatsmännische Auffassung sie bedingen, doch einen guten Theil der kecken Frische ihrer Erstlingsversuche bewahrt. Andere, wie Gervinus und von Sybel, wissen durch die zwingende Gewalt des Gedankens und die Ergebnisse sorgfältigster Forschung für den sparsameren Schmuck der Form überreich zu entschädigen. Im Ganzen und Großen tritt dabei überall ein ernstes und gediegenes Streben nach Wahrheit, nach objectiver Erkenntniß hervor, welches selbst den mächtigen nationalen Gedanken in jenen Schranken hält, jenseits derer die Geschichte aufhört und die Parteischrift, das Pamphlet beginnt. Man hat hie und da in Mommsens Epoche machendem Werke ein leises Wehen jenes cäsarischen Geistes spüren wollen, wie es von der Mitte der fünfziger bis zu der der sechsziger Jahre allerdings auch diesseits des Rheines wol hie und da zu verspüren war. Es ist das dieselbe Anschauungsweise, welche

auch gegen Adolf Stahr den Vorwurf erhoben hat, daß seine bekannten „Rettungen" eine Capitulation der Wissenschaft mit dem Despotismus bedeuten. Unsers Erachtens tragen die Arbeiten beider Verfasser, so grundverschieden sie in Bezug auf Form und wissenschaftliche Anlage und Bedeutung sind, in hervorragendem Grade den Grundzug der Epoche: wir meinen den ernsten Entschluß, nach so jähen Stimmungswechseln und Enttäuschungen allen Zugeständnissen an Autorität, Tradition und — Tendenz zu entsagen, und ganz rücksichtslos, kaltblütig den Dingen ins Gesicht zu sehen. Daß ein gewisser Cultus des Genius, das tiefe Gefühl, daß die Massen es nicht thun, daß die Zeit eines Mannes bedürfe, bei Mommsen mitwirkt, ist immerhin möglich, aber wahrlich kein Vorwurf, so lange es den Respect vor der geschichtlichen Wahrheit nicht mindert.

Sehr begreiflicher Weise drängten sich übrigens unter dem belebenden Hauch der wiederauflebenden nationalen Zuversicht die maßgebenden, durchschlagenden Arbeiten auch mehr und mehr auf Erforschung der vaterländischen und der nahe liegenden neu-europäischen Verhältnisse zusammen. Die letzteren tragen in doppelter Form das Gepräge des durch die Erfahrungen der dreißiger und vierziger Jahre gereiften Bewußtseins. Sie verhalten sich vorsichtig, wenn nicht geradezu feindselig kritisch gegen die Ueberlieferungen und Einflüsse der französisch-romanischen Weltanschauung und versenken sich, gewiß nicht urtheilslos, aber mit unverkennbarer Liebe, in den Entwickelungsgang der glorreichen angelsächsischen Völkerfamilie, unsern nahen Verwandten diesseits und jenseits des Meeres. Nach jener Seite hin hatte v. Sybel entschlossen den Nimbus zerstört, welcher noch aus den Zeiten der Reaction und der Julirevolution her die Helden der ersten französischen Umwälzung und den ganzen Charakter der Bewegung umgab. Unter seiner uner-

bittlichen, vielleicht hie und da einseitig strengen Analyse, verwandelten sich die Volkshelden in Intriganten, die Stützen der Freiheit, die Schlachtopfer der Kabinetspolitik in muthwillig-ehrgeizige Friedensstörer. Der tiefselbstsüchtige Charakter des Demagogenthums tritt in diesen stramm, actenmäßig fortschreitenden, durch kein Stichwort beirrten Untersuchungen ganz anders zu Tage, als in den tendenziösen Verurtheilungen der Reactions-Advocaten. Die Hauptwucht der Darstellung aber wendet sich dann gegen jene deutsche Staatskunst, die solchen Gesellen solche Erfolge ermöglichte, und dabei wird die principiell antideutsche Stellung der Habsburger, die principiell und nothwendig deutsche der Hohenzollern, über alle Zufälligkeiten der persönlichen Verhältnisse hinweg, so energisch betont, daß das Werk recht eigentlich als ein Programm, ja als ein Hebel der kleindeutsch-preußischen Wiederaufrichtung zu schätzen ist. Und während hier das sich sammelnde deutsche Bewußtsein dem Romanismus in allen Formen die Zähne zeigt, vertieft es sich auf der andern Seite mit neuerstarkter Kraft in die Geheimnisse urgermanischer und doch wieder ächt europäisch-moderner Rechtsanschauung, wie Alt-Englands Geschichte und Verfassung sie bietet. Gneists Darstellung des englischen Verfassungsrechts (1857—1860) ist in dieser Beziehung Epoche machend gewesen, nach der innern Seite für unsere Bewegung in den sechsziger Jahren so wichtig wie Sybels Revolutionsgeschichte für die Betrachtung der äußeren Dinge. Und recht ans Herz der Bewegung, nach allen Seiten hin, griff (1857 vollendet) des trefflichen, leider so früh uns entrissenen Häusser „Geschichte Deutschlands vom Tode Friedrichs des Großen bis 1815". Ist es nicht bedeutungsvoll, daß es diesem Kinde des Elsaß vorbehalten war, den tiefenttäuschten, niedergebeugten Zeugen von Olmütz, von der Auslieferung Schleswig-Holsteins, von der

Wiederaufrichtung des Bundestages die Quellen zu zeigen, aus welchen alle der Jammer geflossen, und in dem meisterhaft gezeichneten Bilde des rettenden Volksaufschwunges gleichzeitig das unverlorene Pfand einer besseren Zukunft, den wahren Nibelungen=Hort zu zeigen? Ueberall hier, wie auch in des trefflichen Beitzke Geschichte der Befreiungskriege hatte übrigens, trotz glühenden vaterländischen Hoffens und Wünschens, das redlichste, ernsteste Streben nach Verständniß, nach nüchterner Gerechtigkeit die Tonlage und Färbung bestimmt. Keine Declamation, keine Selbstberauschung in Kraftworten des Zorns oder der Volksschmeichelei, wie wir sie jetzt von drüben her hören. Es ist durchaus die stille, ruhige Sammlung des Wettkämpfers, der den Sprung verfehlt hat, aber die Kraft in sich fühlt, ihn aufs Neue zu wagen, und nur sorgfältiger, als das erste Mal, die Weite des Ziels abmißt. Selbst als nach 1863 die Gegensätze sich schärfen, die deutsche Frage bestimmte, und damit auch unliebsamere Formen annimmt, überläßt man auf nationaler Seite durchweg, oder fast durchweg, das bitter=höhnische Wort und die Kraftphrase dem Gegner, oder höchstens der Publicistik. Die Geschichtsdarstellung bleibt gehalten und würdig. Treitschke, es ist wahr, der Heißsporn der Partei, wird warm, schwungvoll, pathetisch, wenn er das Elend der Zerrissenheit schildert, auf die einzige Hülfe hinweist, die er für möglich hält. Von allen Seiten trägt er die Waffen zu dem bevorstehenden Kampfe herbei. Hier müssen ihm Milton, Fichte das Herrschaftsrecht des Vaterlandes über die Geistesaristokraten, über die Dichter und Denker wahren; dort wird dem vaterlandslosen Radicalismus in Byrons Charakterentwickelung und Schicksal der Spiegel vorgehalten; dann wieder weist er in jenem meisterhaften Essay über das Ordensland Preußen in des fernen Ostseelandes Grundanlage und Jugendentwickelung

alle zukunftsreichen Grundzüge des preußischen Wesens nach. Mit kühner Entschlossenheit nennt er schon 1865, er, der Sohn des sächsischen Generals, das Kind beim Namen, stellt rundweg den Einheitsstaat als Ziel hin, spricht gelassen das Wort aus, daß unsere ganze Geschichte uns auf den Weg der gewaltsamen Aneignungen, nicht der freiwilligen Einigung hinweist: eben weil sie monarchisch, nicht republicanisch sei. Gleichzeitig entwickelt Droysen mit meisterhafter Beredsamkeit das ethische, persönliche Moment in der Zollern-Geschichte (im Gegensatz gegen die naturwissenschaftlich-naturalistische Auffassung Buckle's). Ganze Reihen gediegenster Forscher wären neben diesen Chorführern zu nennen, wenn das Gesetz dieser flüchtigen Skizze es erlaubte. Es brach sich in den bevorzugten Kreisen mehr und mehr jene entschlossen resignirte, auf Alles gefaßte, aber dem Genius unsers Volkes vertrauende Stimmung Bahn, die Geibel in den „Heroldsrufen" so trefflich zeichnet. Als Prophetin im Wirrsal unserer Tage steht die Geschichte vor ihm da. Mit jahrtausendalter Kunde versöhnt sie das Leid des jüngsten Morgens, lehrt sie den Fortgang des Entfaltens auch im heutigen Tage verstehn.

„Da schwillt, was immer uns betroffen,
Das Herz in muth'ger Werdelust,
Da füllt ein unvergänglich Hoffen
Zukünft'gen Heiles uns die Brust.
Zum Kern des Lebens wird der Glaube,
Von dem das Kleid der Formel fällt,
Und wir verehren tief im Staube
Den Gott im Tempelbau der Welt."

Immerhin ward diese Prophetenstimmung des nur betrachtenden und denkenden Sehers den weniger begünstigten Arbeitern, den Kämpfenden im Gewühl des Gefechts erschwert und verdüstert, als nun schärfer und schärfer der Conflict

sich zuspitzte, als auch im Norden Volk und Führer sich nicht mehr verstanden, weil das letzte Wort, die Lösung des Räthsels, nicht gesagt werden konnte und durfte. Und im Süden zumal verloren einen Augenblick lang auch wol die Besonnensten und Scharfblickendsten den Faden, als das lang gehegte Idol ihrer patriotischen Träume, das meerumschlungene Schmerzenskind der Nation, sich so zu sagen ihnen unter den Händen in den Erisapfel verkehrte, das geheiligte Friedens- und Verbrüderungspfand aller Stämme in die unmittelbare Veranlassung des allgemeinen Zusammensturzes. Dennoch wird es gesagt werden dürfen, daß in allen diesen unerhörten Proben ein gewisser männlicher, besonnener Zug durch die Nation, durch ihre gesammten Kundgebungen ging, an dem man messen konnte, was wir seit 1848 gelernt. Man war starrsinnig, verbissen, auch an Verbitterung und engherziger Kurzsichtigkeit fehlte es nicht. Die wüsten Ausbrüche der Leidenschaft, den Krieg mit allen Mitteln, auch denen der Verleumdung, der Fälschung, der Beschimpfung, hat man damals wie heute doch nur dem Nationalfeinde überlassen, den Schleppträgern des französischen Phrasen-Radicalismus, des selbstsüchtigen Kleinfürstenthums und des römischen Priesterfürsten. Schriften wie O. Klopps „Fridricianische Politik" und v. Bolandens „Fridricianische Novellen," um von der radicalen ultramontan-particularistischen Zeitungshochfluth gar nicht zu sprechen, hat die nationale Partei sich nicht vorzuwerfen. Diese Ruhe und Haltung, auch angesichts der eben hervorbrechenden Entscheidung, und gerade recht während derselben hätte den Gegnern manche unliebsame Erfahrung ersparen können, wenn sie sie zu deuten verstanden. So hat man sie wunderlicher Weise vielfach für Ungewißheit und Schwäche genommen, damals, und wie man weiß, vier Jahre später noch in höherem Grade.

So haben denn der Nation nicht die Sänger, nicht die lyrischen Dichter gefehlt, aber desto mehr die lyrische, gesangesfreudige Stimmung. Die Thatsachen, dem Verständniß und der Beherrschung der Dinge wandten Betrachtung, Stimmung, Willen sich zu, und auch auf dem Zifferblatt unserer Dichtung ist diese Wendung deutlich erkennbar, durch einen ganz augenfälligen Zug zu jenen Kunstformen, denen es gegeben ist am breitesten und vollsten die Thatsachen zu spiegeln. Daß unter ihnen die höchste, das Drama, fast nur guten Willen, und diesen allerdings in Masse, aber wenig durchgreifende Erfolge gezeigt hat, mag der Eine unseren Bühnenverhältnissen, ein Anderer dem vorgeblich trivialen, dem Großen und Hohen abgeneigten Geschmack des Publikums Schuld geben. So viel ist auf alle Fälle gewiß, daß es an Eifer, an gutem Willen der Dichter nicht gefehlt hat, und daß unser ernstes Drama in den sechsziger Jahren eine wahre historische und nationale Springfluth erlebte. Aus allen Jahrhunderten, allen Völkern müssen die Vertreter geschichtlicher Gedanken, die Träger nationaler Schicksale herbei, um von den Brettern der deutschen Bühne herab den Weltgang zu deuten. Den Vorzug aber haben wie billig die Alten und die Helden des eigenen Volkes. Da sollen uns Brutus (Lindner) und Timoleon durch die Hinopferung des Herzens an das Vaterland erschüttern, Appius Claudius und C. Gracchus vor Selbstüberhebung warnen; Paul Heyse's Zauberstab belebt den Kaiser Hadrian, wie die Kurfürstin Elisabeth Charlotte und Hans Lange. J. G. Fischer macht gar den grauen Bauernführer Florian Geyer zum tragischen Helden. Zu Dutzenden zählen die Kaiserdramen und, was nicht zu übersehen, nicht mehr die Staufen werden ausschließlich gefeiert, sondern weit mehr die deutschen Volkskönige und Kaiser aus sächsischem und salischem Stamme. Nicht vergebens hatte Sybel

das römisch-deutsche Kaiserthum mit dem Banne der patriotischen Entrüstung belegt, hatten vor allen die Habsburger seit 1849 die Illustration jenes tragischen Geschichtsbildes geliefert. Es befinden sich trefflich gedachte und geschriebene Stücke in der an lyrische Fruchtbarkeit mahnenden Anzahl von Leistungen; aber nicht ein einziger wirklicher, durchschlagender Bühnenerfolg, und wäre es nur ein Tendenz-Erfolg wie zehn Jahre früher Halms „Fechter von Ravenna", ist in der ganzen Reihe dieser unermüdlichen und trefflich gemeinten Versuche zu verzeichnen. Recht als sollte Schillers Theorie von der nationalen Bedeutung der Schaubühne ausdrücklich Lügen gestraft werden, ging die ganze, gewaltige und tiefgreifende Zeitbewegung an der wirklichen Bühne fast spurlos vorüber. Neben dem alten classischen Repertoire herrschte und herrscht die Posse, das hausbackene Rührstück, wenn nicht gar Dumas und Sardou. So viele Bedingungen müssen zusammentreffen, um eine jener seltenen Wunderblüthen zu erzeugen, wie die Geschichte des menschlichen Geistes sie in den Glanztagen des Sophocles, Shakespeare, Racine, Schiller verzeichnete, und es wäre eben beiläufig auch Nichts oberflächlicher und thörichter als aus dem Mangel einer wahren und mächtigen Nationalbühne in irgend einer Zeit auf den Mangel an nationalem Gefühl, nationaler Bewegung schließen zu wollen. — Um so glänzendere Triumphe hat dann aber in dem hinter uns liegenden Jahrzehnt die epische Dichtung, in ihren beiden großen Hauptformen, dem Epos und dem Roman gefeiert. Hier und nirgend anders fluthet der eigentliche Lebensstrom unsres zeitgenössischen Phantasie- und Gefühlslebens; hier zeigt sich die Zeit wie sie fühlt und denkt, hier werden alle Fragen verhandelt, die das Leben bewogen. So bunt, so vielgestaltig, so unendlich, häufig genug so nüchtern, aber auch so gewaltig und inhaltreich wie unsere mächtig

ansteigende Uebergangsperiode sind ihre dichterischen Kundgebungen auf diesem Gebiete, und es lohnt wol der Mühe, auf diesen Reichthum einen prüfenden Blick zu werfen. Da ist zunächst Hermann Lingg, der Dichter der Völkerwanderung, der würdige und ausdrucksvolle Vertreter jenes tiefen historischen Zuges, der die ganze Epoche beherrscht. Man hat ihm vorgeworfen, daß er das Unmögliche erstrebte, als er daran ging, das gährende Völkerchaos des fünften und sechsten Jahrhunderts dichterisch zu gestalten. Da seien Thaten und Schicksale genug, aber keine Handlung, Helden die Fülle, aber kein Held, wie seiner das Epos bedürfe. Die Einheit des Gedichtes ruhe im Gedanken, sei in dessen sinnlicher Erscheinung nicht faßbar. Alles das ist nicht unbegründet. Wie der Gedanke der nationalen Wiedergeburt zu staatlichem Gesammtleben noch schattenhaft unfaßbar über allen unsern Stimmungen, Arbeiten, Festen, Versammlungen der ersten sechsziger Jahre schwebte, so hält der Grundzug des stolzen germanischen Stammbewußtseins auch nur ideell die wechselnden Bilder dieses Epos, oder dieser Gallerie von epischen Geschichtsdarstellungen zusammen. Selbst bis in die Technik der Formgebung, in die Sprache hinein macht das Ringen mit dem Stoff sich fühlbar. Partieen von erster Schönheit werden durch krause, bis zur Unverständlichkeit wunderliche Uebergänge unterbrochen. Aber wie reichlich entschädigt dafür die Größe und Tiefe des vaterländischen Culturgedankens, die markige Fülle edler Gestalten, die Pracht der Form überall, wo der Stoff irgendwie zu künstlerischer Einheit sich runden läßt! Zwei Episoden „Die griechische Insel“ im fünften Gesange des ersten Theiles („An einer Küste wo in blauen Buchten Zum schönsten Strand die Meereswelle geht“ u. s. w.) und „Ein goldenes Zeitalter“ (zweiter Gesang des dritten Theiles) gehören auch formell zu dem Schönsten, was die zeitgenössische Dichtung

erzeugte. Dort das letzte Abendglühen antiker Schönheits-Cultur, ein letztes, schon ringsumbrandetes Asyl in der steigenden Vernichtungsfluth der herandringenden Barbarei; hier, im ersten Frührothstrahl des stürmischen neuen Tages, gewissermaßen ein Pfand fernen Zukunftssegens, der erste menschlich-schöne Bund germanischer Lebensfrische und antiker Bildung. Man hat Lingg's Gedicht mit Victor Hugo's „Légende des Siècles“ verglichen, wegen des culturhistorischen Grundzuges der über jeden Rahmen hinaus wachsenden Anlage, der episodischen, sprunghaften Durchführung. Man hat wol hinzugefügt, daß der bairische Sänger die majestätischen Effecte von Hugo's Rhetorik nicht erreiche. Das mag bis auf einen gewissen Punkt gelten. Wir declamiren überhaupt nicht so schön wie die modernen Franzosen; wenn aber dafür Tiefe und Klarheit des Gedankens und Reinheit der menschlich nationalen Empfindung sich bei uns überall so überlegen zeigten, wie in diesem Falle, so können wir die Sache schon mit ansehen.

Einen Schritt weiter von germanischer Gedankentiefe zu wälscher Formgebung und Farbenpracht, und wir langen bei Hamerling an, dem Dichter des Ahasver und des Königs von Sion. In der Hingabe an das welthistorische Pathos, dem der Einzelne zum Symbol ganzer Entwickelungsreihen, zur Verkörperung allgemeiner Zustände wird, ist auch der österreichische Epiker ganz ein Kind dieser unserer Staaten bildenden und Nationalitäten verjüngenden Zeit. Sein Nero ist die Verkörperung der von Weltherrschaft trunkenen Selbstsucht, eine der genialsten und wirksamsten der zahlreichen Darstellungen des Cäsarenwahnsinns, welche den politisch-socialen Conflicten unserer Epoche ihre Entstehung verdanken; seine Ahasver symbolisirt das Verhängniß, welches den Frevler gegen Natur und Vernunft zur Selbstvernichtung treibt. Und wie hier das berauschende

Bewußtsein materieller Allmacht gegenüber nichtswürdigem Sklavensinn, so feiert im „König von Sion“ die Ueberhebung des priesterlichen Demagogen ihre Vermählung mit dem Urfeinde unsers Geschlechts, dem selbstischen Genußtriebe, zu gleich tragischem Ende. So weit steht das eine Gedicht wie das andere ganz im Mittelpunkte des Zeitbewußtseins. Aber ganz anders als bei dem ernsten tiefsinnigen Lingg spiegelt sich noch eine andere, die materiell sinnliche, stark realistische Seite unserer Entwickelung. Das specifisch-österreichische Gepräge, die Mischung deutscher Grundanlage und Bildung mit heißblütigem Slaven- und Romanenthum, durch eine freundliche, reiche Natur und durch langjährige Einwirkung von Kirche und Staat zu typisch-organischer Bedeutung gesteigert, tritt dabei unverkennbar zu Tage. Hamerling ist Meister der Form wie nur sehr Wenige der Mitlebenden. Ich möchte ihm in dem Punkte nur etwa Geibel und Jordan zur Seite stellen, allenfalls auch Heyse. Sein brennendes, bestechendes, bezauberndes Colorit gehört ihm allein (darin kommt ihm auch Julius Grosse nur nahe, nicht gleich), und wo er schildert, wo er zumal üppige, aufregende Sinnlichkeit malt, da geht die glühende Phantasie, die volle Lebenslust und Kraft des warmblütigen Südländers mit dem historischen Gedanken davon, und der tiefe Gehalt muß zahlen, was die hinreißende, sinnlich-poetische Wirkung gewinnt. Wer wollte sagen, wo das Herz des Dichters ist, oder doch wo seine Phantasie sich behagt, wenn er Nero unter seinen Bachantinnen, Johannes von Leyden unter seinen Schwestern im Herrn uns malt? Er ist der Makart in Worten, wie sein Landsmann der Hamerling in Farben, nur daß Hamerling unendlich correcter, oft mit vollendeter Meisterschaft und genauester Zeit- und Kostümkenntniß zeichnet. Die üppig realistische Seite unserer Culturerfolge, die Glanzseite und auch die bedenklichen Symp-

tome unserer beispiellosen Siege über die elementare Natur, setzen sich hier neben der Vertiefung und Klärung unsers Weltbewußtseins ein für alle Zeiten lehrreiches Denkmal.

Daß nun endlich dieser episch-geschichtliche Zug der Zeitbewegung mit Vorliebe der heimischen Vergangenheit sich zuwandte und zuwendet wird bei jeder Betrachtung dieser Verhältnisse als ganz bestimmte signatura temporis hervorzuheben sein. Und zwar liegt hier denn doch noch etwas ganz Anderes, Bedeutenderes vor, als eine bloße Fortwirkung des bekanntlich von den Großmeistern der Romantik gegebenen Anstoßes. Wenn Fouqué seine Ritter, Edelfräulein, Feen und Nixen malte, wenn Novalis seinen Osterdingen auf der Pilgerfahrt nach der blauen Blume begleitete, wenn vollends die Tieck, die Brentano, die Achim v. Arnim sich in mittelalterlichen Helden- und Geisterschauern berauschen, so merkt man an jedem Zuge, wie sehr sie mit ihrer ganzen Generation im Grunde doch unter der Gewalt des revolutionären Gedankens stehen, ächte Kinder des achtzehnten Jahrhunders. Ob der souveräne Gedanke das absolute Ich construirt und die ganze reale Welt zur bloßen Vorstellung herabsetzt, ob er das Ideal des Volksstaates und der Menschenrechte hinstellt, ob er nach den Gesetzen der Dialektik die Lücken im Planetensystem ebenso frisch weg erklärt wie die in der Geschichte, oder ob er die Ideale des verwundeten Herzens, der unbefriedigten Phantasie in das Mittelalter verlegt: das sind im Grunde doch nur verschiedene Brechungen desselben Strahles. Von Voltaire und Rousseau bis Joseph de Maistre und de Bonald, von Herder und Kant bis Schelling und Hegel ist diese Selbstgewißheit des Gedankens, der persönlichen Ueberzeugung dieselbe. Es bedurfte der ganzen ernsten Erziehung, welche das neunzehnte Jahrhundert durch eine Reihe politischer Erschütterungen und durch die un-

geheure Arbeit der historischen und der exacten Wissenschaften erhielt, um jene ernste, aufrichtige aber dabei doch nicht sklavische Hingabe an die Dinge, das Thatsächliche, Beobachtende zu bewirken, in welcher wir den eigentlichen Grundzug der Gegenwart und ihren besten Anspruch auf gedeihlichen Fortschritt erblicken. Und unter dem Zuge dieses Geistes ist denn auch unsere Auffassung unserer Vorzeit eine ganz andere, gründlichere und fruchtbarere geworden. Als ebenbürtige, ja vielfach bevorzugte und einflußreichere Schwestern stellen sich seit den wissenschaftlichen Thaten der Grimm die germanistischen Studien den classischen zur Seite. Zug um Zug treten Sitte, Rechtsanschauung, Religion und Sage der Vorfahren aus geheimnißvollem Halbdunkel hervor, und es ist eine wahre Freude zu sehen, wie die fühlende Seele, das pochende Herz unseres Volkslebens, die vaterländische Dichtkunst sich dieser Schätze bemächtigt. Es ist eine großartige Wiederbelebung urgermanischen Fühlens, Denkens, ächt deutscher Weltauffassung, die wir in diesen merkwürdigen Tagen erleben, und der Umstand, daß sie vorerst nur noch in engen, erwählten Kreisen ihre Erfolge erringt, wird deren Tragweite nicht mindern. Bereits haben unsere Nachbarn mit dem feinen Instinct des scharf beobachtenden Feindes das heraus gefühlt. Es ist nicht so gewagt wie es klingt, wenn ein französischer Kritiker bei Besprechung unserer neu-germanistischen Bewegung sich zu dem Ausruf hinreißen läßt, daß unsere Religionskämpfe am Ende gar auf eine Herstellung des urgermanischen Naturcultus hinaus laufen können. In der zeitgenössischen Dichtung heben sich die Bearbeitungen unsers eigentlichen Nationalmythus, der Siegfriedsage und verwandter Stoffe mit einer Massenhaftigkeit hervor, wie nur eine zwingende Geistesströmung sie erzeugt. Alle Formen der Darstellung müssen herbei, um den lange versunkenen Schatz zu heben, in gangbare Münze und modernen

Festschmuck des sich wiederfindenden Gesammtvolkes umzugestalten. Für die Schule erscheinen Ausgaben, Commentare, Wörterbücher und Sprachlehren in Fülle, Kenntniß der Sagen in moderner Uebertragung vermitteln die unermüdlichen Arbeiten der Simrock, Hertz und Anderer. Im Drama wetteifern Hebbel, Geibel, Richard Wagner mit ungleichem, aber sichtlich von Jahr zu Jahr steigendem Erfolge. Aber auch auf ihrem nächsten, eigenen Gebiet wagt man den Wettkampf mit der mittelalterlichen Gestaltung der urgermanischen Sage. Wolfram von Eschenbach oder wer sonst von Zeitgenossen der Staufen das Lied von Sigfried und Krimhild und von dem grimmen Hagen vorsang, formte doch auch nur nach seines Zeitalters Weise, was eine graue Vorzeit von Jahrhundert zu Jahrhundert den späten Nachkommen überliefert. Warum sollte der Dichter, der Leser und Hörer des neunzehnten Jahrhunderts sich nicht desselben Rechtes erfreuen? Nur die vollendete Kunstform ist absolut, maßgebend für immer, ewig jung und neu. Aber sind wir den Nibelungen, der Gudrun, der Edda, dem Beowulflied gegenüber in der Lage, in den Frevel oder die Thorheit einer Ilias post Homerum zu fallen? Und wenn es gelänge, das durch den Schutt der Jahrhunderte unkenntlich gewordene Juwel in seiner Reinheit herzustellen, den Karfunkel des Nibelungenhortes, wieder leuchten und blitzen zu lassen in der schöneren, edleren Fassung welche die Geisteserbschaft eines halben Jahrtausends jetzt herzustellen ermöglicht, dem Stoffe seine endgültige Form zu geben, hätte er dem jungen, wiedererstandenen Reiche nicht das schönste Weihgeschenk dargebracht, seinen Namen nicht auf immer rühmlichst mit der Geschichte dieser großen Tage verflochten? —

Solchen Erwägungen gegenüber wollen engherzige Forderungen, wie z. B. die, daß der wahre Dichter auch den Stoff erfinden müsse, natürlich herzlich wenig bedeuten. Wir

werden principiell nicht das Mindeste dagegen haben können, wenn Naumann die Nibelungen in eine Reihe von Romanzen verwandelt, wenn Wagner Sigfried und Krimhild in seiner Weise besingt. Nur das Gelingen darf hier entscheiden, der Erfolg: und daß diesen Wilhelm Jordan mit seiner meisterhaften Um- und Neudichtung des gesammten Stoffes und mit Herstellung der urväterlichen Form des Stabreims davon trug, das wird auf die Länge keine Mißgunst todtzuschweigen vermögen. (Die neueste Ausgabe der Literaturgeschichte von Heinrich Kurz, die doch Jordans Portrait und eine ausführliche Besprechung des Demiurgos giebt, erwähnt der Nibelungen, fünf Jahre nachdem sie im Druck erschienen, mit keinem Worte, und andere Literarhistoriker scheinen an ähnlicher Gedächtnißschwäche zu leiden, während Tausende von Zuhörern, von der Newa bis San-Francisco, „soweit die deutsche Zunge klingt" sich der schönen Gabe dankbar erfreut haben. Ist es denn wirklich ein so großes Verbrechen gegen den nationalen — Philistergeist, wenn ein Poet, ein deutscher Poet, sich auch als ein muthiger, entschlossener Mann erweist, der den Kampf mit dem Leben da aufnimmt, wo der Gegner ihn bindet und dem Realismus des Jahrhunderts mit seinen eignen Waffen die Unabhängigkeit abtrotzt, welche er freiwillig dem Dichter doch nimmer gewährt? Doch das beiläufig). Es ist mißlich und anmaßend, dem Urtheile der Nachwelt vorgreifen zu wollen. Wenn mein Gefühl mich aber nicht vollkommen täuscht, so werden Jordans Nibelungen nicht nur neben den besten Leistungen dieser Epoche noch lange, lange genannt, sondern mit zunehmender Freude gelesen werden, wenn Hunderte von ephemeren Berühmtheiten dieser Tage schon längst unter ihren literarhistorischen Grabmälern den Schlaf der Unschuldigen schlafen dürften. Freilich, wie die isländischen Skalden oder die ritterlichen Sänger des dreizehnten Jahrhunderts die

Sage und ihre Helden im Geiste erschauten, das dürfte aus Jordans „Stäben“ so wenig zu entnehmen sein, wie aus den Jamben der Geibel’schen Brunhild, die in der geistigen Auffassung ihm unter allen Bearbeitungen des Stoffes am nächsten steht. In seinem Siegfried, seiner Krimhild und Brunhild, ja, in seinem Hagen pulsirt das volle, heiße Lebensblut der Gegenwart, des neunzehnten Jahrhunderts. Selbst der alte Wuotan auf seinem Throne in Walhall ist ein aufgeklärter, philosophischer Gott, ein constitutionell gesinnter König von Asgard. Er nimmt es ehrlich mit der beschworenen Freiheit. Selbst Volant, der Neidhart, darf über die Grenzen der ewigen Bestimmung nimmer hinaus; nur durch die Mittel in ihrem Gemüth darf er die Sterblichen äffen und quälen, von Willkür oder von unverstandenem Zauber ist keine Rede. Und nicht nur gerecht und mäßig ist Allvater, sondern auch weise. Er hat doch viel gelernt, seit vom Gipfel des Brockens und aus heiligen Eichenwäldern der Blutgeruch geopferter Rosse und Menschen zu ihm emporstieg. Mit Darwinischer Klarheit entwickelt er das geheimnißvolle Werdegesetz der Menschengeschlechter und ihrer Geschichte, die Sagen, die Nothwendigkeit des Kampfes ums Dasein, den ewigen Fortschritt der Gattung im freud- und leidvollen Ringen, Aufblühen und Untergehen der Einzelwesen. „Nach Walhall zu springen „ist keine Sünde, doch die es versuchen, mögen sich hüten, „den Hals zu brechen. — Allmählich zu modeln ein höheres „Muster des Menschengebildes — das ist nicht verboten. „Es gläubig zu pflegen ist heiligste Pflicht. Nur die Edel„sten ahnen’s, nur endlose Arbeit von Geschlecht zu Geschlecht „vermag sie zu schlagen, die Brücke zum Ziel durch die „Brandung der Zeiten, im Sturme, der stärkt, indem er „zerstört.“ Sigfried seinerseits ist, wenn der Ausdruck erlaubt ist, gut national und kleindeutsch gesinnt. Er ver-

abscheut die Römerzüge, die Eroberungen in Wälschland, trotz Sybel und Treitschke, er weiß, daß der Germane dort drüben nicht gedeiht, unter dem tiefblauen Himmel, in dem wollüstigen Frühling, oder gar in dem Gluthhauch den „Surtur" aus Wüsten entsendet — es wäre denn zu flüchtigem, erfrischendem Besuch. Aber auch der Kampf des Deutschen mit dem Deutschen ist — theoretisch — gegen sein nationales Gewissen, und so würde er denn wol leer ausgehen bei der Theilung der Erde, wenn nicht auch bei ihm, wie bei andern Verehrern des Friedens, die aufgedrungene Praxis am Ende der Theorie über den Kopf wächst. Wie ganz ächt modern-menschlich und deutsch vollends die Frauen fühlen, hier wie bei Geibel, das mag, als allgemein bekannt, nur mit einem Worte erwähnt werden. So haben wir denn (und die Belege ließen sich durch das ganze Gedicht verfolgen) ächt neudeutschen Geist in uralten Gestalten, uralter Handlung: bis hinauf zu begeistert prophetischen (zum Theil wirklich nicht ex post prophetischen) Hinweisen auf die bevorstehende, sieghafte nationale Erhebung. Aber das ist kein Vorwurf. Wohl entsteht die Parodie, wenn der Dichter das Zufällige der einen Zeit mit dem der andern unvermittelt und absichtlich zusammenstellt, wenn etwa Aeneas bei Dido Spaniol schnupfte, oder das trojanische Pferd sich mit einem Bombenmörser ausgerüstet erweist. Ein Anderes aber ist es, wenn der Dichter die Kette der Zeiten zusammen schließt, in der Ueberlieferung das Wahre desselben Geistes herausfühlt, der die Gegenwart bewegt, in den Zügen des Urahns die ewigen Grundformen des Stammes entdeckt und erkennen läßt. Es ist für den Dichter der altsächsischen Evangelien-Harmonie kein Vorwurf, daß sein Christus als ein ächt germanischer Herzog mit seinem Heergefolge segnend und beglückend durch die Lande zieht; Raphael's Madonnen sind um Nichts schlechter, weil der Künstler ihnen die Züge

seiner Geliebten gab. Shakespeare's Coriolan, Marc Anton, Brutus, Cassius, Cäsar und wie sie heißen, haben sich ihrer ächt englischen Art nicht zu schämen, so wenig wie Racin's, Bérénice und Iphigénie ihrer französischen Anmuth und Gefühls-Noblesse. Der Dichter kann eben nicht mehr geben als er hat, sein eigenstes, lebendiges Wesen, und wenn dieses mit dem Leben seiner Zeitgenossen Fühlung hat und in seinem Stoff die verwandte Ader pulsiren läßt, so mag der Antiquar von ihm lernen, nicht dieser von jenem.

Doch ich muß kurz sein. Noch ist jenes mächtigen nationalen Geistes zu gedenken, mit dem in den beiden hinter uns liegenden Jahrzehnten die eigentlich moderne Form der epischen Dichtung, der geschichtliche und vaterländische Roman sich erfüllt hat. Da heißt es eben freilich, sich bescheiden, vorsichtig schöpfen aus dem reißend und voll und wol auch nicht immer klar fluthenden Strome, damit er den Becher uns nicht entreiße und Hand und Kleid nicht gefährde. Ich habe an anderem Orte (in meinen Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart) dieser Seite des Gegenstandes ausführlich gedacht. Hier sei nur geziemend anerkannt und hervorgehoben, in wie gewaltigen Verhältnissen mit unserem nationalen Gesammtbewußtsein und mit der Vertiefung und Verallgemeinerung unseres geschichtlichen Sinnes diese lange für ausschließlich englisch geltende Kunst, die poetische Vereinbarung der Freuden und Leiden des Einzelnen mit den Schicksalen und Kämpfen der Massen, bei uns sich entwickelt hat. Welch eine stattliche Reihe von Namen, von Spindler, van der Velde, Wilibald Alexis bis zu Mügge, Höfer, König, Scheffel, Rodenberg, Frenzel, Alfred Meißner, Vincenti und Laube. Ein vollständiges Verzeichniß würde schon mehr als hundert Nummern enthalten und darunter Namen von europäischer Geltung. Und bei aller

Verschiedenheit des Talents, der Stoffe, der provinciellen und Stamm-Unterschiede: welches überwältigende Uebergewicht des nationalen Gedankens über die wenigen dissentirenden Stimmen! Bezeichnend genug für Anschauung und Richtung gerade der neuesten Entwickelung wetteifert auf diesem Gebiete, ganz wie auf dem des socialen Romans, ein gleichzeitig wissenschaftliches und dichterisches Werk von anregendem, überall belebendem und wegzeigendem Einfluß mit den eigentlich poetischen Schöpfungen. Was Riehls Werk über den deutschen Bürgerstand und die deutsche Arbeit für unsere sociale Dichtung, das sind für die nationale (im engeren Sinne) Freytag's classische „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" gewesen. Wie verbindet sich die liebevolle Behandlung des Einzelnen, tiefes Verständniß der nationalen Grundanlage und Art mit dem tiefen Weh der Jahrhunderte und der stolzen Vorahnung des endlichen Genesens, zu unwiderstehlicher Wirkung! Diese Schatzkammer deutscher Ueberlieferung und deutscher Empfindung sollte in keiner Schulbibliothek, keiner Hausbibliothek fehlen. Und wie köstlich zieht des Dichters neuestes Werk „Ingo und Ingraban" den feinen poetischen Duft aus den in den „Bildern aus dem Mittelalter" gesammelten Blumen! Man hat natürlich auch hier herumgemäkelt an diesem und jenem. Die Sprache sei zu poetisch, zu rythmisch, zumal im Ingo, die Erfindung sei nicht bedeutend genug, und was Alles! Man sollte sich doch vielmehr dankbar einer solchen Bereicherung vaterländischer Kunst, einer so würdigen und anziehenden Gestaltung ächt deutschen Lebens und Schicksals erfreuen. Mag Ingo an den Dulder Odysseus, an Sigfried, an alle die fahrenden Helden der Sage erinnern. Desto besser! Es wäre ja schlimm, wenn das nicht zuträfe. Und welche eigenartige, und doch durch und durch reale Schöpfung, dieser König Bisino, dieser

gekrönte Biedermann, dem die „Königsnoth", das Bedürfniß rothen Goldes zur Belohnung seiner „Knaben" und die schützende Freundschaft des Römer-Kaisers über das Gastrecht, über die Ehre, die Heiligkeit des gegebenen Wortes geht! Und doch ist er, wie gesagt, mit nichten ruchlos, vielmehr bieder, lebenslustig und gutmüthig. Die grimme Macht des Verhängnisses, der Neid der Norne verkörpert sich in dieser Gestalt. Wer Augen hat zu sehen, der kann hier, wie in dem innersten Gedanken der Jordan'schen Nibelungen-Bearbeitung, unschwer das Ende des rothen Fadens erkennen, der sich nachher durch alle Jahrhunderte unserer Geschichte hindurch zieht. Doch ich darf hier bei Einzelnem nicht verweilen, so verlockend es wäre. So sei denn nur noch kurz an jene meisterhaften, tiefgreifenden Darstellungen des Elendes der Fremdherrschaft erinnert, wie sie in den Jahren der Einkehr und Buße, zwischen Olmütz und der neuen Aera, die Wilibald Alexis, Edmund Höfer, König uns gaben, dann an Philipp Galen's (Lange's) dichterische und glühend patriotische Illustrirung des Kampfes an der Eider und am Belt, an Karl Wartenburg's, Rodenberg's, Frenzel's Ausgestaltung der modernen Freiheitskämpfe in England, Frankreich, Amerika. Selbst Namen wie Hesekiel, Fontane und — mögen die Puristen immerhin die Nase rümpfen — bis hinunter zu Retcliffe, Louise Mühlbach und Samarow (Meding) möchte ich in der Galerie der Zeitgenossen nicht missen. Es ist immer noch besser, daß eine gewisse breite Masse von Lesern aus Romanen von zweifelhaftem dichterischem Werth und laxer historischer Kritik Geschichte lernt, als daß sie stumpf und theilnahmlos an den allgemeinen Interessen vorüber geht. Der liebe Gott hat viele Kostgänger, und wenn ein ganzes Volk sich satt essen soll, werden immer mancherlei Gerichte ihre Liebhaber finden. Nur

freilich, Gift darf nicht dabei sein; aber damit ist es bei uns selbst in den Colportage-Romanen deutschen Ursprungs aller Wahrscheinlichkeit nach noch nicht so schlimm. Sie sind plump, so weit man aus gelegentlichem Einblick urtheilen kann, aber im Ganzen wird kaum Schlimmeres verübt, als der mit etwelchen Liebesgeschichten und Kraft-Anekdoten ausgeschmückte Zeitungsbericht; und das ist noch zu ertragen. Wir sind durch „den Kampf um's Dasein und die Zuchtwahl“ eben noch nicht so weit gefördert, daß alle Deutschen die Sprache Gustav Freytag's, Jordan's, Paul Heyse's, Laube's verstehen. Laube's — es wäre unrecht, selbst diese flüchtigen Andeutungen zu schließen, ohne des monumentalen Hauptwerkes zu gedenken, mit welchem dieser treffliche und unermüdliche Dichter dem historischen Roman unserer nationalen Zeitbewegung recht eigentlich sein Zeichen aufgedrückt hat. Sein „deutscher Krieg“ (1863—65 erschienen) entrollt in seinen neun Bänden ein so treues wie großartiges und dichterisch lebendiges Gemälde der Gegensätze, welche in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts das alte Deutschland lahm legten, und deren Zuckungen das wiederhergestellte Reich noch heute in allen Gliedern spürt. Die Handlung geht vom böhmischen Aufruhr bis zu Bernhard's von Weimar Tod (will sagen, seiner Vergiftung durch die Jesuiten), welcher die letzte ideale Regung des großen Vernichtungskampfes erstickte und das verblutende Reich den römischen Priestern, den Habsburgern, ihren dienenden Bundesgenossen, dem engherzigen Landesfürstenthum und der Bevormundung des Auslandes für anderthalb Jahrhunderte preisgab. Daß der Verfasser auf nationaler und protestantischer Seite steht, und zwar sehr entschieden, bedarf kaum der Bemerkung. Aber sein Gedicht ist darum keine Tendenzschrift im schlimmen Sinne. Er vertieft sich mit Liebe und mit ganzer Geisteskraft in

die Gewalten der Zeit, welche er schildert, er weiß deren Träger als wirkliche Menschen, an deren Freuden und Leiden wir vollen Theil nehmen, vor uns handeln zu lassen, er verliert dabei das Ganze nie über dem Einzelnen aus dem Auge, wird aber auch nicht dogmatisch, nicht langweilig: und wenn hie und da mehr als billig der national gesinnte Dichter des neunzehnten Jahrhunderts aus dem Munde der Vorfahren spricht, wenn der Verfasser sich wol einmal in unerlaubter Weise in das Kabinet des Staatsmannes, das Zelt des Feldherrn drängt, um, nicht ihre Liebesgeschichten, sondern ihre den Geschichtsforschern noch bis heute verborgenen Staatsgeheimnisse zu belauschen, so bleibt diese Schwäche doch in bescheidenen Grenzen. Man legt das umfangreiche Werk nicht ermüdet, sondern erfrischt, belehrt aus der Hand. Wir können unserem Volke nicht weniger als dem Verfasser Glück dazu wünschen, daß eine solche Arbeit in sieben Jahren fünf starke Auflagen erlebte: wie es denn überhaupt nicht zu den unbedeutendsten Zeichen dieser Epoche gehört, daß der historische Roman sich der entschiedensten Gunst bei allen Classen der Leser erfreut. Ich kann hier, auch nach dem französischen Kriege, nur wiederholen, was ich vor zwei Jahren über denselben Gegenstand schrieb: „Die tiefe nationale Bewegung der letzten beiden Jahrzehnte spiegelt sich, wie auf dem Gebiete des Drama's und des Epos, so auf dem des historischen Romans in einer massenhaften Production, der aber eine ganz andere Theilnahme der Lesewelt als jenen strengeren Kunstformen entgegen kommt. Diese Gunst der Verhältnisse läßt neben dem Trefflichen auch das Mittelmäßige wie das Schlechte wuchern. Fieberhafter Erwerbsgeist, Speculation auf die Tagesstimmung, auf die oberflächliche Neugier, auf Sinnlichkeit und Skandalsucht finden unter der Firma des Vaterlandssinnes und der geschichtlich-politischen Belehrung ihre Rechnung. Aber dabei

ist das Verhältniß des Tüchtigen, ja Vorzüglichen zu der Spreu, die ja selbstverständlich immer und überall in der Mehrzahl war und ist und sein wird, keineswegs entmuthigend und ungünstig zu nennen. In dem ganzen Stück Geistesarbeit spiegelt sich das schwellende Leben einer Nation, die nach langer Trennung sich im Vaterhause zusammenfindet, noch unfertig, halb eingerichtet, verworren, aber im Ganzen voll guten Willens (die dissentirenden Stimmen sind wol bei den Urwahlen, nicht aber in der Dichtung zu merken) und voll Empfänglichkeit und Dank für jede irgend genießbare, national und freisinnig gewürzte Geistesnahrung, die man ihr bietet."

So ist denn die große Stunde der Prüfung, das Examen rigorosum eines ungeheueren, in der Weise von Niemand geahnten Erfolges über uns gekommen. Haben wir es bestanden? Hat unser nationaler Sinn, unsere gesunde Vernunft, unser politisch-sittlicher Ernst sich in diesen Glückswechseln bewährt? Daß unsere Dichtung diesmal dem Soldaten, dem Feldherrn, dem Staatsmanne, dem Beamten, oder sagen wir lieber glattweg dem praktischen deutschen Manne den Lorbeer nicht streitig gemacht hat, wird ohne Undank gegen den unermüdlich bethätigten guten Willen und Eifer so vieler trefflicher Wortführer wol gesagt werden dürfen. Der Krieg wird eben zu mathematisch für die Lyriker geführt. Soll aber deswegen das giftige Höhnen des Auslandes gegen die neue für uns beginnende „eiserne Zeit" nun Recht behalten? Nun, wir gedenken für die „geschichtlichen" Klatschromane des Herrn Meding-Samarow keine Lanze zu brechen, glauben aber auch nicht, daß sich in ihnen die poetische Summe und Ernte der großen Jahre zusammendrängt. Gut Ding will Weile haben, und die Frühtraube giebt keinen Riesling. Warten wir ab, bis unsere Meister, Gustav Freytag nachfolgend, das Wort er-

greifen, und dann urtheilen wir. Bis jetzt sind auf jeden Fall zwei tröstliche Thatsachen zu verzeichnen! Erstens: Die Anwandlungen der Selbstüberhebung, das Prahlen mit deutscher Moralität, Frömmigkeit, das pharisäische Herabsehen auf den „verfaulten", „entarteten" Gegner ist doch im Ganzen in engen Kreisen geblieben und vor der anständig nüchternen Haltung der Nation zum großen Theile verstummt. Und zweitens: Es sind durchweg nicht Träume des Ehrgeizes, Herrschaftsgelüste, sondern ernste, praktische Culturfragen ersten Ranges, denen seit dem Kriege unser Dichten und Trachten gehört, in seinen Verirrungen (wer wollte die leugnen?), aber auch in seinem tüchtigen, energischen Aufschwunge. Mit Verwunderung haben die englischen Blätter darauf hingewiesen, daß seit dem Kriege von großer Politik in unserer Presse sehr wenig die Rede ist: desto mehr aber von Fragen der Arbeit und Bildung (auch wol der Freiheit), von Entwickelung des öffentlichen Rechts, von der Sorge für die leibliche und geistige Gesundheit des Volks, und ganz besonders, und in steigendem Maße, von den ernstesten Fragen der Wissenschaft und der Religion. Diese „Sendbode de Walstein", diese „modernen Hunnen" fangen nach langer Pause wieder an zu philosophiren! Ihr größester literarischer Erfolg seit zwei Jahren ist ein philosophisches Werk, die Frucht der Mußestunden eines — preußischen Lieutenants! Ist das nicht auch ein Zeichen der Zeit? Diese Dinge aber führen uns unmittelbar auf die nächsten Gebiete dieser Betrachtungen. Es soll der Versuch gemacht werden, in kurzen Umrissen zu zeigen, wie unsere sociale Bewegung in der Zeitliteratur sich spiegelt.

b. Die sociale Bewegung im Spiegel der zeitgenössischen Literatur.

Alle Entwickelung ist Kampf; und wir Deutschen zählen uns zu den entwickelungsfähigsten Völkern. So haben wir denn auch nicht auf das neunzehnte Jahrhundert gewartet, um sociale Zeitfragen zu stellen und dieselben, je nach Umständen und Hülfsmitteln, mehr oder weniger gewaltthätig zum Austrag zu bringen. Man weiß, wie der Gegensatz des städtischen Bürgerthums gegen den Kriegsadel die zweite Hälfte unsers Mittelalters beherrschte, wie dann gewaltsame Zuckungen in den ländlichen Arbeitermassen die geistig religiöse Erhebung des sechszehnten Jahrhunderts einleiteten, kreuzten, für Augenblicke selbst zu gefährden drohten. „Als Adam hackt' und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?“ sangen die schwäbischen, fränkischen, thüringischen Bauern, als sie sich anschickten, in ihrer Weise die evangelische Freiheit praktisch zu machen. Luther hatte zwischen ihnen und dem Adel zu wählen, und seine Entscheidung rettete vielleicht die Reformation und die deutsche Geistesbildung, ließ aber auch zwischen dem deutschen Volksbewußtsein und dem der höheren Stände eine Kluft sich befestigen, die bis auf diesen Tag nicht ganz ausgefüllt ist. Am weitesten gähnte sie, als der „große Krieg“ des siebzehnten Jahrhunderts die tiefe Entkräftigung und Demüthigung aller jener Kreise besiegelt hatte, welche das allein siegreiche, reichs- und volksfeindliche Dynastenthum nicht mit einem Strahl seiner Gunst erwärmte. Damals sank, mit der gesammten deutschen Gesellschaft, auch die uralte, nie gelöste „sociale Frage“ für lange Zeit in den Winterschlaf. Fünf, sechs Generationen mußten wachsen und vergehen, Tropfen um Tropfen mußte der Lebenssaft des fast verbluteten socialen Körpers langsam sich erneuern,

bis die schicksalsvolle Frage nach dem Warum? dem Woher? dem Wohin? sich wieder an die erstarrte Misere der deutschen Standesverhältnisse wagte, und auch dann kam die Anregung von Außen und von den Höhen des europäischen Geisteslebens, keineswegs aus der Tiefe der eigenen Zustände. Nicht der deutsche Kaufmann, der deutsche Handwerker, der deutsche Arbeiter, sondern die deutschen Denker und Dichter, diese damals zu gutem Theil noch symbolischen Vertreter deutscher Genügsamkeit waren es, welche, von der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an, kühn und kühner den bestehenden Verhältnissen ins Gesicht zu sehen, den „verschönernden Rost der Jahrhunderte" hinweg zu putzen und die Beschaffenheit und Aechtheit des Metalls zu greifen begannen. So nahm eben auch die Bewegung Jahrzehnte hindurch einen äußerlich ruhigen, harmlosen, scheinbar rein theoretischen Verlauf. Wol richtete sich das Bewußtsein des Mittelstandes sichtlich auf an den Großthaten deutscher Wissenschaft und Kunst, an leuchtenden Beispielen, Bannerträgern einer neuen Zeit, wie Klopstock, Goethe, Herder, Schiller, die mit den Großen der Erde wie mit Freunden verkehrten, sich heimisch fühlten „auf der Menschheit Höhen" und ihre gesellschaftliche, hochansehnliche Stellung aus eigener Kraft errungen hatten, ohne durch das caudinische Joch bureaukratischer Dienstbarkeit gekrochen zu sein. Wol fehlt es auch nicht an einzelnen heißblütigen, derber angelegten Naturen, die gelegentlich aus dem verschlossenen Heiligthum des sittlich-idealen Freiheitsbewußtseins ein scharfes Streiflicht über die erstarrten Formen der Wirklichkeit hinblitzen ließen. Bei den jungen Titanen des Hainbundes war nicht nur viel von Tyrannen im Allgemeinen die Rede, sondern Bürger und Voß wagten auch wol den kühneren Wurf einer Satire gegen das adlige Jagdrecht oder eines Herzensergusses zu

Gunsten leibeigener Bauern; Schubarth brauchte Jahre, um auf dem Hohenasperg seine „revolutionäre" Gluth zu der angenehmen Temperatur christlich-sentimentaler „Dankbarkeit" gegen die Ruthe, die ihn gezüchtigt, herab zu stimmen, und Schiller machte durch die Räuber und Kabale und Liebe gar vornehme, schurkische Schleicher mit Grafen- und Präsidenten-Titeln zu stehenden Figuren unserer Unterhaltungsschriften, woraus dann französische Geschichtsphilosophen noch vor weniger als zehn Jahren den tiefsinnigen Schluß zogen, daß Deutschland in den achtziger Jahren dicht vor einem wüthenden Classenkampfe stand und nur durch — die französischen Armeen social gerettet ist. Im Ganzen und Großen ist die Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts bei alledem dennoch rein ideal und theoretisch geblieben. Es war schon viel Verwegenheit, wenn z. B. Voß seinen Aerger über die Rücksichtslosigkeit eines mecklenburgischen Landjunkers (des Herrn v. Oertzen) damit bestrafte, daß er an dessen Tische nie ein Glas Wein trank, oder wenn Klopstock die Excellenzen und Durchlauchten gelegentlich mit dem einfachen „Sie" anredete. Im Allgemeinen geben Wilhelm Meisters praktische Gesellschafts-Studien wol so ziemlich das Maß des socialen Kampfes zwischen Bürgerthum und Adel, wie ihn das achtzehnte Jahrhundert bei uns erzeugte. Wir besaßen weder die gesunden politisch-socialen Rechtsverhältnisse Englands, welche dort eine ernste Mißstimmung zwischen den Classen der Gesellschaft nicht aufkommen ließen, noch wirkten bei uns, wie in Frankreich, extreme Mißbräuche des Standesvorrechts auf eine große, einheitlich organisirte Gesellschaft. Druck und Gegendruck waren zu matt und zu vertheilt, um eine leidenschaftliche Reaction zu erzeugen. Unsere ersten und kühnsten Social-Reformatoren waren, auf praktischem Gebiete, nicht Volkstribune, sondern Fürsten,

Minister, Staatsmänner, ein Friedrich II., eine Maria Theresia, ein Joseph, Karl von Baden, Joseph Emmerich, Heinrich Albert von Fulda und wie sie heißen. Die Bürgerlichen trachteten mehr danach, inneren Adel zu erwerben, als mit dem äußeren um seine Vorrechte zu streiten, und zeigten sich, bei aller Idealität des Gedankens, im Einzelnen zu Zugeständnissen geneigt genug; wie denn z. B. selbst unsere Weimarer Heroen an den adligen Bänken im Hoftheater eben so wenig Anstoß nahmen, als ihr Publikum. Haben doch selbst die Göttinger Studenten bis 1815 gewartet, ehe sie die sammetbeschlagenen „Grafenbänke“ aus den Collegiensälen hinauswarfen. Wie die Romantik und der allgemeine Sieg der europäischen Reaction unseren Mittelstand dann wieder auch moralisch unter die Gewalt der alten socialen Vormächte, der Standes- und kirchlichen Gewöhnungen gebracht haben, ist bekannt und spiegelt sich so zu sagen auf jeder Seite unseres volksthümlichen Schriftwesens während des zweiten und dritten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts. Der Volksaufschwung der Freiheitskriege und des dann folgenden Burschenschafter- und Demagogen-Fiebers ergriff in der Richtung auf diese Beziehungen nur engere Kreise. Es waren die Heine'schen und Börne'schen glänzenden Angriffe gegen die Spätromantik, es war, um es gerade heraus zu sagen, der „zersetzende Judenwitz“ und der Einfluß der Julirevolution nöthig, um auch bei uns, wie jenseit des Rheines, der literarischen Geistesbewegung die Richtung auf die Untersuchung der gesellschaftlichen Verhältnisse in negativem, auflösendem Sinne zu geben. Seitdem haben wir eine sociale Literatur bekommen, ein Schriftwesen, welches nicht nur die allgemein sittlichen, rechtlichen und natürlichen Grundlagen des Lebens, sondern ganz bestimmte, der Zeit angehörige Gesellschaftsformen zum Gegenstande seiner Angriffe und

Reformvorschläge macht. Diese Richtung hat sich dann in vier Jahrzehnten von schwachen Anfängen zu einer socialen Macht ersten Ranges entwickelt, und speciell in den letzten drei Lustren beherrscht sie, mitten in der gewaltigen nationalen Bewegung, so sichtlich die Lage, daß gerade keine Prophetengabe dazu gehört, um den Gesellschaftsformen des alten Deutschland für die nächsten Jahrzehnte noch ganz andere Veränderungen zu weissagen, als die, welche unsere politische Verfassung vor unseren Augen erlitt. Und zwar richtet sich die Strömung in drei gewaltigen Armen gegen die drei Grundbollwerke der alten Gesellschaft: sie treibt mit den Resten der Geburtsvorrechte ihr Spiel; sie dringt auflösend, umgestaltend gegen die Verhältnisse der Familien, der Geschlechter heran; sie beginnt endlich die materielle und rechtliche Grundlage des Ganzen, den Besitz und die Besitz schaffende Arbeit in den Bereich ihrer Wirkung zu ziehen. Gereiztheit gegen den Adel, gründliches, vielseitiges, sympathisches Eingehen auf die Verhältnisse der Frauen und der Arbeit, diese drei Gedanken beherrschen als drei pathologische Züge unsere Zeitliteratur, so weit sie die Zustände und Bestrebungen der Gesellschaft spiegelt. Wer sich vorbereiten will, unsere Zukunft zu verstehen, wird gut thun, auf diese Symptome zu achten.

Adelsfeindschaft? Oder sagen wir lieber Selbstbewußtsein des geistig lebenden Mittelstandes, wie es einem rastlos vorschreitenden Culturvolke geziemt? Haben wir es mit einer Krankheit oder einer normalen Bewegung zu thun? Nun, Gottlob, gewisse acute und besonders unerfreuliche Symptome scheinen für den Augenblick überwunden. Wir lachen über das Abgeordnetenhaus, welches 1848 die Aufhebung der Adelstitel verfügte und Bismarck, Ehrenbürger von Berlin, hat sich, wie es scheint, seinerseits mit den großen Städten versöhnt. Unsere Militärjunker haben ge-

zeigt, daß sie doch noch mehr verstehen, als Toilette zu machen, mit Pferden und Hunden zu renommiren und Rekruten zu plagen, und die rühmliche Theilnahme des Adels an dem geistigen Leben der Nation ist durch eine lange und glänzende Reihe nicht nur von Staatsmännern und Militärs, sondern auch von Gelehrten und Dichtern genugsam bezeugt. So haben wir denn auch wol für immer die Tage hinter uns, in denen ein König von Preußen seine adligen Landboten noch besonders uniformiren wollte, preußische Oberpräsidenten die adligen Gutsbesitzer zu Herren auf, die bürgerlichen zu Herren zu machten, und das preußische Landrecht unebenbürtige Ehen unter gewissen Umständen nicht als rechtsgültig anerkannte. Und dennoch! Man müßte die Augen schließen, um einen gewissen feindseligen, oder doch gereizten Zug gegen den betitelten Stand nicht zu bemerken, der bis auf den heutigen Tag, ein wenig erfreuliches Erbstück der vierziger Jahre, unsere volksthümliche Presse und unseren socialen Roman wenigstens kennzeichnet (auf dem Theater läßt ihn die Censur natürlich nicht aufkommen). Alle unsere beliebtesten Erzähler plagen sich mehr oder weniger mit dieser Erbschaft der vierziger Jahre herum. Da ist in erster Linie Friedrich Spielhagen, unser bester Erzähler, man sage, was man wolle: ein Meister mächtiger Gestaltung, lebensfrischer Farbe, kundig wie Wenige deutscher, mitlebender Menschen und Dinge. Mit wie klarem, treuem Auge schaut er unsere herrliche Ostseelandschaft, wie weht ihr scharfer, stählender Athem aus seinen Bildern, wie weiß er deutsches Lieben und Hassen, deutsches Arbeiten und deutsche Lebensfreude zu sehen, zu würdigen, zu unserem Herzen sprechen zu lassen. Er ist auch gerecht gegen Jeden und Jede, gewiß, soweit es um seine Absicht sich handelt. Sogar den Geldleuten, sonst nicht seine Liebe, läßt er das Ihre, nach Kräften, und was

seine adligen „Helden" angeht, halte ich den Vorwurf des kleinlichen, plebejischen Neides, den man seinen Schilderungen wol gemacht hat, nicht für gerechtfertigt: dazu faßt er seine Probleme zu ernst, nimmt er seinen Standpunkt zu hoch. Und bei alledem! Wer kann seine „Clara Vere", seine „Die von Hohenstein", seine „Problematischen Naturen", „Durch Nacht zum Licht", „In Reih' und Glied", „Hammer und Ambos" lesen, ohne doch den Stachel heraus zu fühlen in allen Schilderungen adligen Lebens und Treibens, die sie enthalten? Diese sinnlichen Lebemenschen, diese Sklaven der Form, diese kaltherzigen Egoisten (man denke nur an „Arthur v. Zehren") ohne Schneid' und Kraft, diese übermüthigen Backfische, sinnlos-koketten Weltdamen und intriguanten Betschwestern — nun ja, das Alles ist ja nach der Natur gezeichnet, auch im Einzelnen nicht einmal übertrieben; es finden sich daneben auch genug nichtadlige Lumpe, und zwar recht gründliche, so wie es hie und da nicht an wahrhaft noblen Naturen mit alten und vornehmen Namen fehlt. Und dennoch würden wir es keinem Edelmanne verdenken, wenn er diese Dichtungen mit dem Gefühl fortlegte: das hat ein Feind geschrieben; kein boshafter, tückischer Feind, vielmehr ein Feind, dem es um Wahrheit und Gerechtigkeit Ernst ist und der sich vielleicht gar für einen Freund hält — aber doch ein Feind! Eine Gereiztheit, eine Art hellsehenden Scharfblickes für die unliebsamen Seiten jener fremden Welt fühlt sich überall durch, und sie wird nur zum Theil durch zufällige Verstimmungen jener Conflictsjahre erklärt, in welchen die meisten jener Schilderungen entstanden. Sie ist weit mehr ein Erbstück der dreißiger und vierziger Jahre, ein Erbstück von Immermann, Heine, Max Waldau und der ganzen jungdeutschen Gesellschaft, und Spielhagen theilt diesen Zug

mit fast allen bedeutendsten zeitgenössischen Erzählern. Man hat Gustav Freytag einer gewissen poetisch-chevaleresken Vorliebe für seinen ritterlichen und übermüthigen Fink beschuldigt, und die Geistesverwandten dieses junkerlichen Genies in mehreren Werken des Dichters nachgewiesen. Das mag sein. Freytag ist eben viel zu sehr Dichter, um die großen Vorzüge vornehmer Sicherheit und souveränen Kraftgefühls nicht zu empfinden und zu würdigen, ebenso wie auf der anderen Seite die Achtung vor anspruchsloser Pflichttreue ihn für die unschöne Befangenheit, das böse Erbtheil des von Jugend auf Abhängigen, Untergeordneten, nicht blind macht. Aber daß die eigentliche Bitterkeit sich dennoch auch hier gegen die Bevorzugten wendet, wird jeder Leser von „Soll und Haben" und auch von der „Verlorenen Handschrift" gleichwol durchfühlen. Ich will die Schilderung der polnischen Adelswirthschaft, als nationales Tendenzstück, bei Seite lassen. Aber die Art, mit der Frau v. Rothsattel und ihr Gemahl die aufopfernden Dienste Antons annehmen und — lohnen, ist doch wol entscheidend: sie trifft nicht den Menschen, sondern den Stand. Nicht gegen diesen oder jenen Edelmann geht der Angriff, sondern gegen die Selbstsucht der Privilegirten. Bei König, bei Schücking, bei Höfer, bei Galen, bei der Marlitt, selbst bei der gutmüthigen Wildermuth, derselbe Zug; sogar Paul Heyse, der Liebling aristokratischer Salons, der Günstling eines kunstfreundlichen Königs, der graziöse Sänger heiter-pikanten Lebensgenusses kann sich der Luftströmung nicht entziehen. Sein neuester Roman („Die Kinder der Welt") ist, abgesehen von der religiös-philosophischen Tendenz, eine wahre Kriegserklärung gegen unsere adligen Kreise. Mit nur zu natürlicher Schadenfreude nimmt neuerdings die französische Kritik von Schilderungen Act, wie die der Tischgesellschaft bei dem reichen Thüringischen

Grafen. Ein polnischer Graf, der von den Russen verfolgt wird, wie er sagt, der bei Solferino gefochten hat, wie er sagt, auf seine Papiere wartet, wie er sagt, und unterdessen seinem Gastfreunde seit Monaten täglich im Spiel das Geld abnimmt; ein französischer Industrieritter, Chevalier, gleicher Façon; zwei Holzköpfe von Vollblutjunkern, so dumm wie ihre Pferde; ein dicker bürgerlicher Gutsbesitzer, der sich vor Glück nicht lassen kann über die Ehre dieser Gesellschaft; endlich gar ein Cavallerie-Offizier und Graf, der nichts Eiligeres zu thun hat, als einem da hinein geschneiten bürgerlichen Gymnasiallehrer einen hämischen Commentar über das Alles zu geben! „Das ist deutsches high life!“ meinen die Hände reibend die Franzosen. „Das sind unsere Sieger!“

Nun, Gott sei Dank, so schlimm steht's ja nicht. Wie die Franzosen sich trösten, daß ihre Frauen im Leben besser sind, als in den Romanen, so können wir in Bezug auf unsere Edelleute wol getrost das Gleiche annehmen. Indeß einen Haken behält die Sache immer, bei uns so gut wie drüben. Wenn eine Gesellschaft zu Schocken Bücher erzeugt wie le Père Goriot, la Physiologie du Mariage, Fanny, Daniel bis auf „L'Homme et la Femme“ und „L'Homme-Femme“, jenes famose Skandal-Duett von Dumas und Girardin herunter, so mag immerhin die Masse der Frauen jenen unnatürlichen Töchtern, ungetreuen Gattinnen, ränkevollen Intriguantinnen sehr unähnlich sein. Doch wird es Kreise geben, nicht nur, in denen solche Wesen vorkommen (die giebt's ja überall), sondern deren herrschende Phantasie- und Gemüthsrichtung an solchen Bildern Gefallen findet und sie mit Geld und Beifall belohnt. Und das ist nicht gut. Und was uns angeht, nun, so leben wir ja, wie wir da sind, Soldaten und Civilisten, Edelleute und Nichtadlige, Gelehrte und Ungelehrte, in leid-

lichem Frieden mit einander, und vor unseren adligen Offizieren und Beamten haben wir neuerdings auch allen Respect wieder gewonnen. Dennoch steht die Thatsache fest, daß unsere Dichter einem großen Theile unserer Lesewelt einen Gefallen thun, wenn sie von den Herren Von allerlei despectirliche Dinge berichten, und auch das Andere, daß selbst die Besten sich zu solchem Plänkelkriege immer noch hergeben. Und das ist kein Symptom von socialer Gesundheit, wie wir denn auch gegenwärtig mit diesem Zuge unserer Zeitdichtung unter den großen Culturvölkern wol so ziemlich allein dastehen möchten. In der englischen Literatur ist von Animosität gegen einen Stand, gegen einen Theil der Nation als solchem längst keine Rede mehr, und seit den Religionskämpfen des siebzehnten Jahrhunderts auch wol nie die Rede gewesen. Frankreich hatte seine „Almaviva" vor der Revolution und seinen „Marquis de Carabas" während des ersten bourbonischen Reactionsfiebers. Jetzt sind schon längst in französischen Romanen alle anständigen, will sagen alle zur „Gesellschaft gehörenden" Leute Grafen, Marquis, Vicomtes, Ducs oder doch Herren de und de la. Aber keinem Dichter fällt es ein, diesen Titeln irgend einen Einfluß auf seine Auffassung des Charakters zu gestalten. Sie haben es mit den Typen ihrer Gesellschaft zu thun und in dieser Gesellschaft gehört, bei einem gewissen Grade von Eleganz, der adlige Titel, meist freier Erfindung, so gut zum Costüme, wie Binde und Frack. „Es klingt so hübsch," das ist Alles. Von einem wirklich störenden oder bestimmenden Einfluß der Standesideen ist nicht die Rede. Wir unserseits befinden uns auf diesem socialen Gebiete, wie auf so vielen anderen, in einer Periode der Häutung, des Durchgangs und müssen deren Nachtheile tragen. Lange genug hat unser Adel die Gesellschaft vollständig beherrscht und den Staat wenigstens ausgebeutet.

Das Eine wird ihm heut zu Tage so gut bestritten wie das Andere, und viele seiner ehrenwerthen Mitglieder finden sich gut genug in die veränderte Lage. Aber wenn das Privileg dahin ist, so ist doch vielfach die Connexion und der Einfluß geblieben, wenn man in der Gesellschaft den reichen, täglich wachsenden Bürgerstand neben sich dulden muß, so läßt man es sich doch merken, daß man eben duldet, und wie wenig endlich der Versuch geglückt ist, die so viel durchlöcherte Stellung politisch zu flicken, darüber wird Angesichts der Geschichte unserer Herrenhäuser und ersten Kammern wol geschwiegen werden dürfen. Daß unsere Dichtung, jener etwas krankhaften Gereiztheit zum Trotz, die adligen Liebhaber, Helden und Intriguanten nicht entbehren kann und mit aristokratischen Formen und Passionen nur zu gern liebäugelt, bildet natürlich nur die Ergänzung jener pathologischen Symptome, keinen Widerspruch gegen sie. Schlummert doch in der Tiefe jedes Hasses eine unglückliche Liebe. Wir befinden uns in allen diesen Beziehungen eben auf dem Gebiete, auf welchem unseres Volkes Stärke niemals war: auf dem der „Gesellschaft" im engern Sinne. Der alte Vorwurf, daß Deutschland eigentlich noch gar keine „Gesellschaft" hat, sondern nur Kreise von Berufs- und Standesgenossen, allenfalls literarische und künstlerische Coterien, mag heute nicht mehr ganz so zutreffen, wie zu der Zeit, als Frau von Staël über uns schrieb; vergleichsweise, und zwar nicht nur im Vergleich mit Frankreich, sondern auch mit Rußland, ist er immer noch berechtigt, und daß diese Unfertigkeit und Sprödigkeit unserer Umgangsverhältnisse, der eigenthümliche Zug dieses Uebergangsstadiums, schwer auf die Dichter zurückfällt, welche das Bild unserer Gesellschaft künstlerisch zu gestalten versuchen, wird wol eingestanden werden dürfen, ohne daß das berechtigte vaterländische Gefühl dagegen Protest erhebt.

Es hängen diese Dinge mit einem zweiten Zuge unserer zeitgenössischen Dichtung zusammen, der sich auch nur in Deutschland wiederfindet und an dem wir hier nicht vorübergehen können, so delicater Natur die Aufgabe ist, von ihm zu sprechen. Ich meine die Rolle, welche in unserem Schriftwesen das Judenthum spielt. Es wäre bekanntlich sehr vergebliche Mühe, von irgend einem Standpunkte aus den ganz außergewöhnlichen Antheil leugnen zu wollen, welchen jüdisches Talent und jüdische Energie seit einem Jahrhundert an deutschem Leben, deutscher Wissenschaft und Kunst sich erobert hat. Namen wie Mendelssohn (Moses und Felix), Heine, Börne, Berthold Auerbach, Meyerbeer (wer nun noch Leute zweiten Ranges hier mit aufnähme, fände kein Ende) bilden für sich allein ein ganz gewaltiges Stück menschlicher Fortschrittsgeschichte: sie vertreten einen der größten Triumphe, welchen geistige Energie über äußerste Ungunst der Verhältnisse jemals davon trug. Solchen Leistungen entsprechend hat denn auch die Stellung des deutschen Juden zur deutschen Gesellschaft jene durchgreifende Veränderung erfahren, von der nicht nur unser kaufmännisches und industrielles Leben, sondern auch unsere Gesetze, unsere politische Arbeit und selbst unsere Gesellschaft täglich Zeugniß ablegt. Vor noch nicht hundert Jahren war Lessing's Nathan eine That, angesichts einer öffentlichen Meinung, die es ganz in der Ordnung fand, daß ein berühmter, aufklärender und fortschrittlicher Professor (Schlözer) in den Juden eine angeborene und unbezwingliche Neigung zu Raub und Diebstahl entdeckte. Heute wäre Lessing gewiß der Letzte, der über die im Nathan verhandelten Fragen noch ein Wort verlieren möchte. Und doch — muß es nicht gesagt werden? — es genügt ein unbefangener vergleichender Blick auf die zeitgenössische deutsche, französische und englische Belletristik (und auf die

Gesellschaft, welche sie schildert), um in dem heutigen Deutschland nicht nur das Vaterland Lessing's, sondern auch das Vaterland Schlözer's noch ziemlich deutlich erkennen zu lassen. Unsere Literatur ist heute unter denen der leitenden Culturvölker die einzige, die dem Juden gegenüber, wenn der Ausdruck erlaubt ist, das pathologische Moment noch nicht los werden kann. Wir haben Darstellungen zeitgenössischen Lebens die Hülle und Fülle, die den Juden vertheidigen, rühmen, oft genug über Gebühr und auf Kosten Anderer; wir haben Andere, und zwar zum Theil von unseren besten Leuten, welche den Juden und den Edelmann auf gleichem Kriegsfuß behandeln: aber was uns noch fehlt, das ist die in Frankreich und England längst erreichte Auffassung, welche in dem Juden einfach den Menschen, das Individuum und den Volksgenossen sieht, nicht den Semiten, den Vertreter einer anderen, in ihren Grundzügen von der unsrigen verschiedenen Race. Die Thatsache wird kein Kenner unserer jüdischen oder nichtjüdischen Literatur, kein Leser von Gustav Freytag, Spielhagen, Rodenberg, Fanny Lewald, Kompert und wie sie heißen, in Abrede stellen. Sie ist um so auffallender bei den ganz entschiedenen Wahlverwandtschaften zwischen Deutschen und Juden, die beim ersten Blick auf unsere neuere Entwickelung sich aufdrängen. Familiensinn, Häuslichkeit, Freude an tiefsinniger, oft bis zur Haarspalterei tiefsinniger Gedankenarbeit, tiefe Anlage zur Religiosität, verbunden mit Abneigung gegen Autoritätsglauben und blinde Unterwerfung sind beiden Racen gemeinsam. Es ist bezeichnend, daß alle mittel- und osteuropäischen Juden bis nach der Türkei und nach Sibirien hinein, und auch die meisten amerikanischen Deutsch als Muttersprache reden. Sollten dem gegenüber gewisse Temperamentsunterschiede so ins Gewicht fallen, daß sie einen socialen Ausgleichungsprozeß unmöglich

machten, der sich in Frankreich, in England, in Amerika unter halb- und dreiviertel-germanischen Bevölkerungen doch längst vollzogen hat? Ich kann jene Gegensätze, etwa den zwischen germanischem „Gemüthsleben" und semitischer „Nüchternheit" oder gar den zwischen germanischer Bescheidenheit und semitischem „Selbstgefühl" für so bedeutend unmöglich erachten; sie sind weit mehr Erziehungsresultate, als ursprüngliche Anlage, und erweisen sich, wie die tägliche Erfahrung zeigt, in unzähligen Fällen als illusorisch. Viel näher dürfte man der Wahrheit kommen, wenn man auch auf diesem Gebiete unserer socialen Entwickelung eine gewisse Unfertigkeit unserer Zustände ins Auge faßt, die viel zu natürlich ist, um irgendwie zu beunruhigen und deren Spuren unser ganzes geselliges und privates Leben noch überall zeigt. Unser Nationalbewußtsein war vor hundert Jahren noch rein geistig und theoretisch, unsere Wohlhabenheit oder was man so nennt, datirt von gestern, unsere Einheit von heute, unsere politische Freiheit wird, so hoffen wir, morgen oder übermorgen auch einen Anlauf nehmen. Deutschland, darüber möge man sich in Berlin doch nicht täuschen, hat noch heute keine Hauptstadt, und ob es je das bekommen wird, was man im modernen Leben eine „Gesellschaft" nennt, einen für guten Ton und Geschmack maßgebenden Mittelpunkt geistig geselligen Verkehrs, das ist mindestens zweifelhaft. Vor einigen Jahren besuchte mich ein nach Deutschland übergesiedelter russischer College, ein pensionirter Gymnasialdirector aus Wilna. Beim Abschiede fragte er nach meinem „Empfangsabende" als nach einer selbstverständlichen Sache. Lieber Gott! In dem großen glänzenden Berlin war vor zehn Jahren Adolph Stahrs und seiner berühmten Gattin Empfangsabend eine ziemlich angestaunte Neuerung, und so viel ich weiß, ist aus derselben auch heute noch keine allgemeine Sitte erwachsen. Es ist wahr, seit Frau von

Staël ihr Buch über Deutschland schrieb, haben wir Manches gelernt und Manches vergessen. Wir haben Versammlungen, Vereine zu allen möglichen und unmöglichen Zwecken, wir haben reden gelernt und wir geniren uns nicht, die neue Kunst zu gebrauchen, wir haben uns die von der Französin so bewunderte Bescheidenheit und Geduld, die Neigung, alles schwer Verständliche zu bewundern, leidlich abgewöhnt. Aber immer noch fließt unser persönliches, individuelles Leben in Isolirung oder im engsten Familien- und Freundeskreise dahin, immer noch wird unsere Sitte von tausend rein localen Gewöhnungen, Absonderlichkeiten, Erinnerungen beherrscht, immer noch tragen wir das Schneckenhaus des Philisterthums mit uns herum und verkriechen uns darin bei der ersten unsanften Berührung. So kennen wir denn auch reines Menschenthum, unbefangenes Hervortreten aus Standes-, Berufs-, Familien-Gewöhnung nur erst auf theoretischem Gebiete. Unsere Stände sind weder so solide und behaglich, jeder auf seinem eigenen Grund und Boden eingerichtet, wie in England, noch so durcheinander gerüttelt, wie in Frankreich; unsere Gesellschaft ist weder aristokratisch, noch demokratisch, noch nicht modern und nicht mehr feudal, sie mausert sich, und während des Mauserns muß man die Vögel nicht auf ihr Singen prüfen wollen. Daher, wenn ich nicht irre, jene — wie soll ich sagen? — nun, jene socialen Kinderkrankheiten und Unarten unserer zeitgenössischen Dichtung, so weit diese unsere Gesellschaft abzuspiegeln bemüht ist, daher auch jenes bekannte „Gegentheil von Anziehungskraft“, welche die deutsche „Gesellschaft“ auf die meisten Ausländer ausübt und das unsere militärischen, politischen, wissenschaftlichen Eroberungen doch nicht ganz unbedeutend erschwert. Wir sind eben social noch nicht fertig und können uns den unliebsamen Bedingungen solcher flüssigen, werdenden Uebergangs-

zustände nicht entziehen. Es wäre sehr unrecht, die ästhetischen Consequenzen solcher Zustände dem einzelnen Dichter und Schriftsteller, der unter ihnen mitleidet, ins Gewissen zu schieben und Schroffheit, Ungeschicklichkeit mit Schmähung zu vergelten. Es wäre aber auch nicht in der Ordnung, wenn eine guten Glauben beanspruchende Skizzirung unserer socialen Zustände jene „Kinderkrankheiten“ zu leugnen oder zu ignoriren versuchte. Daß unsere Bühne bis jetzt kaum oder gar nicht zu dem gelangen konnte, was unsere Nachbarn die feinere „Comédie de moeurs“ nennen, kann beiläufig auch wol nur von diesem Standpunkte aus richtig gewürdigt werden.

So ließe denn, so weit eine freie, weltmännische, durch enge Gewöhnungen und Standesvorurtheile nicht beirrte Haltung in Frage kommt, das dichterische Spiegelbild unseres zeitgenössischen Lebens ebensoviel zu wünschen übrig, wie sein Original. Wir gestehen das offen ein und dürfen der französischen Ueberlegenheit auf diesem Gebiete die Anerkennung nicht weigern. Nur freilich wissen wir nicht, oder vielmehr wir wissen sehr wol, ob dieser Vorzug nicht zu theuer würde, wenn wir für ihn das ganze Debet unserer Nachbarn auf gewissen, sehr ernsten und zukunftschwangeren socialen Gebieten in den Kauf nehmen müßten.

Zuerst kommt da die Frauenfrage in Rechnung und die Art, in welcher unsere nationale Geistesarbeit dieselbe behandelt und abbildet. Die Sache hat bekanntlich ihre psychologisch-physiologische und ihre wirthschaftlich-rechtliche Seite, und wie leicht zu begreifen, empfing die Behandlung der letzteren von der Erörterung der ersteren den bewegenden Anstoß. Was man in Frankreich auf dem classischen Boden der Frauenpoesie „Emancipation des Weibes“ nannte und wol auch noch nennt, knüpft unmittelbar an jenen großen Kampf zwischen Gemüth und Welt, zwischen freier, denkender, empfindender Persönlichkeit und überlieferter Form, welcher

den poetischen Inhalt des achtzehnten Jahrhunderts bildet. Lange genug hatten in den Wertheriaden die männlichen Helden die Rolle der Angreifer gespielt. Dieser Standpunkt wurde überwunden, als die alte Gesellschaft unter den Erdbebenstößen der Revolution zusammenbrach, als der jüngste Nachkomme Werthers, „René", von der positiven Verzweiflung des ungestillten Glücksdurstes zu der negativen, schlimmeren Verzweiflung der blasirten Indifferenz umschlug. Schon in „Delphine", in „Adolphe", in „Corinne" sind es nicht mehr die Männer, sondern die Frauen, welche mit dem Leben, der Gesellschaft hadern, deren feste, überlieferte, selbst den Umsturz des Staates und der Kirche überlebende Formen als ungerechte Fesseln empfinden. Es dauerte immerhin noch ein Menschenalter, bis aus jenen ersten Anregungen unter dem zersetzenden Einfluß des triumphirenden Materialismus und der socialistischen Theorien jene Sophistik der Leidenschaft sich entwickelte, die in Balsac ihren raffinirten Advocaten, in George Sand ihre begeisterte Priesterin fand und bis auf diesen Tag die französischen Darstellungen der gesellschaftlichen Conflicte beherrscht. Von Anfang an aber waren gewisse, nicht einflußlose deutsche Kreise diesen socialen Fiebererscheinungen keineswegs so fremd geblieben, wie unser uralter Glaube an deutsche Sitte und — deutsches Phlegma es annehmen möchte. Die Berliner romantischen Salons der neunziger Jahre nahmen es mit denen des Directoriums in Bezug auf Vorurtheilslosigkeit, wenn nicht Eleganz, gut und gern auf; auch in der übersinnlich-sinnlichen Dichtersphäre von Weimar und Jena mußten wol einmal fünf gerade sein, und Schlegels Lucinde unterscheidet sich von den Sand'schen Apotheosen der freien Liebe weit mehr durch Mangel an dichterischer Gestaltungskraft, als durch Ueberfluß an Moral. Dasselbe möchte ein Menschenalter später sich aus einem Vergleich etwa zwischen „Wally

die Zweiflerin“ und „Indiana“, „Valentine“ oder „Lélia“ ergeben, und es ist die Frage, ob selbst das Vorrücken der gräflich Hahn'schen Reserve das Gefecht zu Gunsten Deutschlands entscheiden würde. So sehr der ganze Spuk auf gewisse Grundschäden der romanisch-katholischen höheren Gesellschaft zurück zu führen schien: auf die klösterliche Erziehung der jungen vornehmen Französinnen, auf die unauflöslichen Geld- und Convenienzheirathen des dortigen Herkommens, auf die bekannten Härten und Unsittlichkeiten des Code Napoléon: man hat in Deutschland immerhin auch diese französische Mode mit gewohnter Gewissenhaftigkeit zu copiren versucht, bis sich endlich die Carnevalsgestalten unserer „Emancipirten“ mit dem übrigen Maskenspuk des „tollen Jahres“ vor dem Aschermittwoch der Reactionsjahre verloren. So weit also hätten wir unseren Nachbarn Nichts vorzuwerfen und wäre für den Darsteller deutschen Geisteslebens wenig Veranlassung, der Frauenfrage eingehend zu gedenken. Aber dann ist es anders geworden. In engstem Zusammenhange mit der ungeheueren wirthschaftlichen Umwälzung dieser letzten Jahrzehnte hat jenes Problem sich so zu sagen nationalisirt; es wird gegenwärtig von dem vollen Strome der Zeitbewegung getragen und seine Behandlung, in Leben und Dichtung (mit Genugthuung darf es gesagt sein) trägt ganz unverkennbar alle guten und gesunden Familienzüge unserer neuesten Entwickelungsphase. Mag immerhin Herr Goldfuß (in der „Gegenwart“) über die geistig arbeitenden, schriftstellernden Frauen das Anathema sprechen. Angesichts einer Frauenliteratur, wie sie seit den fünfziger und sechziger Jahren bei uns aufgeblüht ist, liegt die Frage nach der Berechtigung wol kaum noch im Bereiche des guten Geschmacks, und wer sie unter den Symptomen dieser merkwürdigen Uebergangsjahre todtschweigen wollte, müßte auf wesentliche und bedenkliche

Lücken seiner Darstellung gefaßt sein. Fanny Lewald, Marlitt, Julie Burow, Adelheid von Auer, Gayette Georgens, Ottilie Wildermuth: es ist schon recht, eine Staël, eine Sand ist nicht darunter. Fanny Lewald ist zu dogmatisch, Marlitt und von Auer zu einseitig-gemüthlich, Julie Burow zu hausbacken-praktisch, Ottilie Wildermuth zu weichherzig-lyrisch. Dennoch sind gute, wackere Erzählerinnen in der Reihe, sie verstehen Natur und Menschen zu sehen und zu schildern, sie haben ihren guten Antheil an dem unleugbaren Fortschritt zu realistischer Wahrheit und Gesundheit, der durch diese ganze Epoche geht. Aber alles das tritt für unseren Standpunkt in zweite Linie zurück hinter die erfreuliche Wahrnehmung des durchaus gesunden und ächt nationalen Geistes, der durch diese ganze Literaturbewegung und die ihr entsprechenden praktischen Bestrebungen geht. Die Damenadvocaten der romantischen und jungdeutschen Epoche verlangten Freiheit raffinirten Gefühlsgenusses; den gegenwärtigen Wortführern und Wortführerinnen der deutschen Frauenwelt ist es um Hebung weiblicher Arbeit und Tüchtigkeit zu thun; jene versenkten sich in die mystischen Tiefen der Leidenschaft oder setzten eine Phantasiewelt der wirklichen entgegen; jetzt handelt es sich vielmehr um Einführung des Weibes zur Theilnahme an der heilsamen Geistesarbeit des Volks, um Verklärung und Veredlung der Wirklichkeit durch vernünftigen Willen. Man hat wol über die verständigen Mädchen, die klugen, bedachtsamen Hausfrauen, die Vernunftheirathen und die Entsagungs-Poesie der Lewald'schen und Burow'schen Romane gespottet, und es soll nicht geleugnet werden, daß der nordische Lufthauch dort hie und da kühler weht, als es mit hinreißenden Claude-Lorrain'schen Farbentönen sich vertragen möchte. Es wird da nicht, wie bei George Sand, jeder

Gedanke, jede Gemüthsregung unmittelbar zu Körper und Handlung; Fanny Lewald speciell verhält sich mehr denkend und reflectirend, auch wo sie erzählt und schildert. Aber dafür sind ihre Zeichnungen richtig, ihre Farben, wenn nicht glänzend, so doch wahr, und über die kernige Gesundheit ihrer Lebensauffassung mögen unsere Feinde spotten, wir haben wahrlich keine Ursache dazu. Nicht müde wird sie, gegen jene unwürdige Thorheit zu sprechen, welche sich einbildet, von unwissenden, unerzogenen, kindisch-selbstsüchtigen Frauen, Spielzeugen ihrer Leidenschaften und — ihrer Beichtväter, könne ein Geschlecht tüchtiger, patriotischer Bürger herangezogen werden. Sie empört sich gegen jenes nichtsnutzige System, welches die heirathslustigen Mädchen erst zu Schmeichlerinnen ihrer Bewerber erniedrigt, um sie dann als Tyranninnen ihrer Männer sich entschädigen zu lassen. Aber sie wird auch nicht müde zu zeigen, wie nicht „Verleihung" von Rechten, sondern lediglich Entwickelung und tapferer Gebrauch der Kraft die naturgemäße Quelle aller Freiheit ist. Ihre Lieblingsgestalt ist das aus Liebesgram und Herzenswirren durch muthiges Zusammenraffen zu Würde und Glück sich emporringende Weib. „Kein thätiger, wahrer Mann stirbt aus Liebesleid, und so leicht auch kein gesundes, tüchtiges Mädchen." Das klingt prosaisch, ist's aber nicht, denn es ist menschlich und wahr. Shakespeare's Porcia und Rosalinde wären auch nicht aus Liebesleid gestorben und sind darum nicht weniger poetisch, als Ophelia. Derber und — phlegmatisch-nüchterner, häufig mit überdrastischem Realismus, aber in derselben gesunden Grundauffassung zeichnet Julie Burow die Stellung des deutschen Weibes in der zeitgenössischen Gesellschaft. Die Marlitt ist glücklich in Auffassung und Darstellung lyrisch-weichen Gefühlslebens, Adelheid von Auer und Sophie Junghans wissen die eigentlichen Conflicte

unseres höheren Beamtenlebens wahr und häufig dichterisch wirksam zu zeichnen. Ganze Reihen von weniger begünstigten, aber ehrenwerthen Mitstrebenden könnte man nennen. Durch alles das aber, wie durch die bekannten Bestrebungen unserer Frauenvereine geht als hocherfreuliches Zeichen der Zeit das Streben, in der nationalen Entwickelung das Weib zur Geltung zu bringen, nicht durch stürmisches Beanspruchen männlicher Rechte, oder gar durch Lockerung der ewigen Grundlagen der Familie und Sitte, sondern durch die Ausbildung der weiblichen Kraft, der Erhöhung der weiblichen Leistungsfähigkeit. Ob diesen Bestrebungen baldiges Gelingen in Aussicht zu stellen ist? Ob selbst der beste Wille, die gesundeste Einsicht da nicht hin und wieder mit Naturmächten in Widerstreit kommt, die sich unseren Wünschen einmal nicht fügen und die man nicht ungestraft bekämpft? Meiner Ansicht nach sind solche und ähnliche Fragen so lange nicht berechtigt, als das Mittel nicht gefunden ist, dem steigenden Luxus, den steigenden Anforderungen des Lebens und der Gesellschaft Halt zu gebieten, in weiten Kreisen des Mittelstandes das jammervolle Mißverhältniß zwischen Bildung und materiellen Mitteln zu beseitigen und naturgemäße Verhältnisse herzustellen. Jährlich mehrt sich in unseren Städten begreiflicher Weise die Zahl der behäbigen alten Junggesellen, welche die berechenbaren Entbehrungen des Alleinseins den unberechenbaren Gefahren und Lasten einer modernen Ehe „aus der anständigen, gebildeten Gesellschaft“ vorziehen. Was hat es nun für einen Sinn, wenn man aus ihren Reihen den Damen zuruft: Laßt um Gottes Willen eure Fingerchen von Feder und Papier, gebt euch mit Druckerschwärze nicht ab, laßt euch am Strickstrumpf und an der Nadel genügen und bedenkt, daß es des Weibes Beruf ist, Frau und Mutter zu werden! Die Natur hat noch keinen Fortschritt gratis hergegeben, und unsere erhöh-

ten Genußmittel, unser potenzirtes geistiges Leben wird wahrlich von der Regel keine Ausnahme machen. Da ist denn weder mit salbungsvollen, noch mit humoristischen Redensarten zu helfen, sondern es heißt zugreifen, den neuen Verhältnissen abringen, was sie etwa noch hergeben können. Es ist schon schlimm genug, daß unsere Frauenwelt hinter der der romanischen Völker, namentlich der Franzosen, an Anstelligkeit, Geistesgegenwart, elastischer Energie in schwierigen Verhältnissen so ganz entschieden zurück steht. (Bekanntlich versteht sich weibliche Arbeit, wie wir sie als Neuerung und Fortschritt mühsam erstreben, dort für weite Kreise des Mittelstandes längst von selbst.) Danken wir Gott, daß die Vorwärtsbewegung unserer Frauenwelt, wenige Ausnahmen abgerechnet, dafür wenigstens von den Ausartungen des romanischen überreizten Phantasielebens und des romanischen geselligen Instincts bewahrt bleibt und geben wir die Hoffnung nicht auf, daß auf dem so frisch und muthig eingeschlagenen Wege auch praktische Erfolge nicht ausbleiben werden.

Ist es erlaubt, mit ähnlichem Vertrauen jene mächtig sich ausbreitende und vertiefende Bewegung zu begrüßen, welche seit anderthalb Jahrzehnten das ganze weite Rechtsgebiet der deutschen Arbeit, alle positiven Grundlagen unserer Gesellschaft wie von unterirdischen Stößen erzittern macht? Und wahrlich, um Gründe verlegen dürfte der Zweifler nicht sein, der statt des freudigen Ja hier ein ganz bedenkliches Achselzucken in Bereitschaft hätte. Wie unschuldig und harmlos haben wir Alle zusammen vor fünfundzwanzig Jahren den socialistischen Experimenten der Februar-Revolution gegenüber gestanden! Zwar waren wir nicht ohne einige theoretische Kenntnisse von der Sache, um die es sich handelte. Hie und da hatte ein deutscher Tourist, ein Gelehrter mit herkömmlicher Wißbegierde auch dieser neuen Erfindung

der stets amüsanten Franzosen einige Studientage gewidmet. Man hatte schon 1830 mit dem Père Enfantin für freie Liebe unter dem allgemeinen St. Simonistischen Priesterthum geschwärmt, man hatte an Fourier's Harmonies attractives seine harmlose Freude gehabt, zu den Füßen der Considérant, Proudhon, Cabet gesessen, sich von den Herrlichkeiten der Phalanstères erzählen lassen, mit Eugène Sue über die Verderbniß der Reichen getrauert und (wie z. B. Schreiber dieser Zeilen, als er mit einem socialistischen Paß versehen durch Frankreich zog) seine Freude an der Grazie, der kindlichen Lebhaftigkeit, dem gläubigen Vertrauen gehabt, mit welchem ganze Säle voll erwachsener Männer (und anmuthige Frauen darunter) das neue Evangelium von dem socialistischen Himmel auf Erden aufnahmen. Die Landsleute daheim hatten das Alles doch nur angehört wie etwa Gerstäckersche Jagdgeschichten aus den Urwäldern des fernen Westens; kaum daß die Polizei etwelchen communistisch angehauchten Handwerksburschen gelegentlich einige Fürsorge zuwandte. Selbst als das tolle Jahr dann hereinbrach, fehlte es hie und da zwar nicht an gräulicher Rohheit, an Tücke der Arbeiter gegen unbeliebte Herrn, an Geneigtheit bummelnder Rehberger auf Kosten des Gemeinwesens zu leben. Ein System aber, ein irgendwie fanatischer Gedanke, eine fixe Idee war nicht bei der Sache. Nicht umstürzende Reformen, sondern crasse Reaction, Aufhebung der Gewerbefreiheit, Herstellung des Zunftschutzes verlangte eine große Mehrheit preußischer Handwerker, als Minister von Auerswald sich für die revolutionäre Weihnachtsbescheerung die famosen Wunschzettel ausbat. Dann brachten gar die trüben fünfziger Jahre in all dem Jammer eine freudige, aufrichtende Erscheinung, ein wahres Oelblatt in der Sündfluth. Schultze-Delitzsch, damals ein wenig bekannter, mißliebiger Kreisrichter, begann in ächt deutscher Weise, ohne Lärm, ohne

Pathos, mit stiller, hingebender Arbeit das Werk, welches ihm seitdem einen golbdächten Weltruhm gesichert hat. „Helft Euch selbst!“ rief er den Arbeitern, zunächst den untergehenden, kleinen Handwerkern zu, aber auch das Andere vergaß er nicht hinzuzufügen: „Ich werde Euch zeigen, wie Ihr Euch selbst helfen könnt.“ Und er zeigte es, und man folgte ihm. Die Vorschußvereine, die Creditcassen blühten auf, das Capital „demokratisirte“ sich ohne gesetzgeberische Kunststücke, durch die einfache Macht der intelligenten Vereinigung. In der veredelten, höher organisirten Gestalt der wirthschaftlichen Genossenschaft lebte die alte Zunft wieder auf, ein ächt geschichtlicher, ächt germanischer Fortschritt. Da war es denn wol zu verzeihen, wenn auch Scharfblickende, zumal in den Aufregungen der höhere und höhere Wellen schlagenden nationalen und politischen Bewegung, von jener Seite her wenigstens uns gedeckt glaubten vor plötzlicher irgendwie ernster Gefahr.

Was dann geschehen ist, und was heute täglich vor unsern Augen geschieht, bedarf nicht der Schilderung. Eine permanente, fressende, wühlende Verschwörung der Arbeiter gegen ihre Arbeitgeber, täglich steigende Forderungen, ein wahrer Cultus des Hasses, des Mißtrauens, der Verbitterung in unzähligen Versammlungen gepredigt, öffentliche Verhöhnung aller vaterländischen Ideale, feindselige Kundgebungen an den Ehrentagen unserer jüngsten Geschichte, „Volksvertreter“, die auf der Tribüne des jungen deutschen Reichstages die Sache des Landesfeindes führen, eine socialistische Presse, die ihre Abonnenten nach Tausenden zählt, endlich hie und da schon ein gewaltsamer Ausbruch: das ist kurz die Summe einer Bewegung, die nun schon länger als zehn Jahre mit steigender Gewalt gegen die Dämme der Gesellschaft brandet und von allen feindlichen Gewalten als will=

kommenes Werkzeug benutzt wird. Wie ist das möglich gewesen? Was ist davon zu erwarten?

Jedenfalls ist hier zwischen zwei Factoren aufmerksam zu unterscheiden, zwischen der Bedeutung und Nachwirkung eines rein persönlichen, zufälligen Anstoßes und gewissen dauernd wirkenden Verhältnissen, von denen die einmal angeregte Bewegung sich nährt. Meines Erachtens ist der erstere Factor der stärkere und es ist daher bei richtiger Behandlung die Heilung zu hoffen.

Als wäre es heute gewesen, erinnere ich mich an den Augenblick, als ich Lassalle zum ersten Male erblickte. Es war bei Adolf Stahr und Fanny Lewald, in Berlin. Selten trug ein Mann, den ich gesehen, so augenscheinlich den Stempel ungewöhnlicher, herausfordernder Kraft und Bedeutung; selten war aber wol der Eindruck einer gewaltigen Persönlichkeit durch einen wilden Zug dämonischer Selbstsucht so vollständig aller sympathischen Grazie beraubt. Wenigstens für mich. Als der Mann (mir ganz unbekannt) herein trat, mit seinem Raubvogelblick und -profil, mit dem erstarrten Zuge der Selbstanbetung um den Mund und das Kinn, da durchzuckte es mich wie mit Schrecken und Haß; ich wich aus, eine innere Stimme rief mir zu: Nimm Dich in Acht! Zehn Worte mit dem, und es ist für gar nichts zu stehen. Als er nachher eine declamatorische Lobrede auf den politischen Meuchelmord hielt, mit schneidigem Hohn gegen die deutsche Unfähigkeit zu solchem Heldenwerk gewürzt (Orsini hatte eben seine Bomben geworfen), wurde, aller Vorsicht zum Trotz, die Ahnung noch an demselben Abende zur Wahrheit. Nachher habe ich den Mann nicht mehr aus den Augen gelassen, und seine inspirirende Wirkung auf die Menge nicht nur, sondern auch auf Gebildete von lebhafter Phantasie und schwachen Grundsätzen, ist mir weiter kein Räthsel gewesen. In wenigen Jahren erhob sich

der unruhige Abenteurer, der Ritter des Cassetten-Diebstahls, der zwischen abstractesten, gelehrten Studien und unzweideutigstem Scandalcultus wechselnde „Alcibiades“ der äußersten Linken zu einem Agitator, dessen verhängnißvolles Wirken wol noch nicht das letzte Opfer gekostet hat. Man kennt seine blendenden Sophismen, seine niederschmetternde Theorie vom „ehernen Lohngesetz“, seine Hinweisung auf Staatshülfe, d. h. in letzter Instanz auf Verwandlung der Gesellschaft in eine einzige große Fabrik, mit Arbeitszwang und unter Leitung (und Ausbeutung) des eben populären Demagogen. Man erinnert sich an den souveränen Hohn, mit dem er über Schultze, den „ideenlosen Nachahmer der Franzosen und Engländer“ herfiel, er, der auch nicht einen volkswirthschaftlichen oder politischen Gedanken ausgesprochen hat, der nicht als einfacher Abhub vom Tische der französischen Socialisten sich nachweisen ließe. Ein wahres Meisterstück großartiger Welt-Ironie war sein Ende, wie seine Getreuen es nachher mit gewohnter Rücksichtslosigkeit den Spöttern preisgaben, in seiner Art ein wahres Seitenstück zu Sedan und Wilhelmshöhe. Mit kaum glaublicher Frivolität ventilirt er öffentlich die Frage, ob er die begonnene Bewegung weiter führen oder die phlegmatischen Deutschen durch Abwendung seines Angesichts züchtigen und in neapolitanischen Lüften den Musen leben soll. Dann bringt eine zweideutige Schöne seine Weltruhm- und Herrschafts-Pläne aus dem Concept; wie ein regierender Herr setzt er zur Betreibung seiner welthistorischen Heirath Telegraphen, Diplomaten und — katholische Bischöfe in Bewegung, verspricht (er, der Ausleger des Heraklit) Katholik zu werden, um eine Dame zu gewinnen, von der er nicht einmal weiß, daß sie Protestantin ist, und Alles das, um nachher die sich desperat hingebende Schöne wie ein pedantischer Küster unsühnbar zu beleidigen und sich von einem unbedeutenden rumänischen Landjunker todtschießen zu lassen!

So ist der Rattenfänger dahin; aber sein Zauber scheint ihn zu überleben. Phlegmatische Deutsche treiben einen Reliquiencultus mit seinem Leichnam, immer weiter wirkt das süße Gift des Toll-Apfels, von dem er seine Opfer kosten ließ, und heute werden seine Recepte, nicht zu ihrem Vortheil, von seinen Adepten vervollständigt, in organisirter Propaganda, und wie es scheint mit sichtlichem Erfolge, unter den Massen verbreitet. Solche Thatsachen könnten fast den Glauben an die sprüchwörtliche Nüchternheit und den gesunden Menschenverstand der deutschen Art erschüttern. Jedenfalls mahnen sie zur Vorsicht und führen einen schlagenden Beweis für die Stärke der rein persönlichen, unberechenbaren Einflüsse auf den natürlichen Gang der Dinge: denn bekanntlich ist von irgend einem besondern Nothstand, einer auffallenden Bedrückung welche unsere Arbeiter im letzten Jahrzehnt ausnahmsweise erbittert haben könnte, nichts zu melden. Im Gegentheil: die Gesetzgebung und, was noch weit mehr sagen will, die Geschäftsconjunctur haben in kaum jemals dagewesener Weise ihre Partei genommen. Wir haben Jahre gesehen, in welchen der Arbeiter, nicht der Arbeitgeber die Preise machte, in denen die Verbrauchsstatistik den Nachweis führte, daß der Lebensgenuß der arbeitenden Classen sich vervielfachte. Die Palladien der Partei, allgemeines Stimmrecht, Vereins-, Versammlungs-, Rede-, Preßfreiheit sind fast unumschränkt gewährt worden: aber der Erfolg von dem Allen ist, wie es den Anschein hat, bis jetzt nur steigender Uebermuth, steigende Anforderungen gewesen. Ist da die Furcht gerechtfertigt, daß das Gift in der Luft liegt und daß menschliche Macht gegen dasselbe nicht aufkommen kann? Hat der eine Mann unserm unentwickelten aber gesunden Volke einen Krankheitskeim eingeimpft gegen den jetzt nicht mehr aufzukommen ist?

Wir unsrerseits möchten uns diesen unliebsamen Er-

scheinungen gegenüber von schmeichelnden Illusionen so fern halten als möglich. Aber auf zwei Symptome einer guten gesellschaftlichen Constitution glauben wir doch hinweisen zu dürfen, ohne gerade unter die Utopisten zu gehen. Beide Symptome bilden gegen den Verlauf derselben socialen Krankheit auf französischem Gebiete einen möglichst scharfen Gegensatz und verdienen beim Studium unserer Zustände deshalb wol um so ernstere Beachtung.

Erstens. Seit der ersten Revolution schwanken die französischen Regierungsmaßregeln beständig hin und her zwischen Liebäugeln mit den anarchischen Instincten der Menge und zwischen wahrem Kriegsverfahren gegen Alles, was nur eine socialistische Färbung hat. Wohlfeiles Brod mit Zwangspreis und Kartätschen, Nationalwerkstätten und Deportationen, Staatshülfe und brutaler Polizeidruck: das war der Wechsel zwischen phlogistischer und antiphlogistischer Methode, mit der man die socialistische Krankheit curirte. Jetzt ist einmal wieder der antiphlogistische Aderlaß mit obligater scharfer Diät an der Reihe. Wer weiß auf wie lange. Auch bei uns hat es ja an hitzigen und ängstlichen Gemüthern nicht gefehlt, und fehlt es auch heute nicht, welchen die rothen Zettel an unsern Mauerecken ein Grauen erregen, welche die Freizügigkeit verwünschen und auf gut japanisch das Feiern der Arbeiter bestraft haben möchten. Aber bis jetzt haben Regierungen, Volksvertretungen und öffentliche Meinung im Ganzen und Großen ihr kühles Blut gewahrt. Wir lenken auch auf diesem Gebiet sichtlich in englisch-amerikanische, nicht in romanische Wege ein. Selbst in den Maaßregeln, welche der Zügellosigkeit steuern sollten, waltet bis jetzt nicht der Geist der Rache, des Zornes, sondern ruhige Berechnung, und die Ausnahmsgesetze meidet man, wie die Pest. Ja, wir sehen seit einem Lustrum eine Schaar von einflußreichen Gelehrten und Staatsmännern

sich ausbreiten, welche, mitten hindurch steuernd zwischen der Scylla französischer Staatsallmacht und der Charybdis amerikanisch-englischen Gehenlassens das Gesetz zum Mittler machen möchten zwischen den feindlichen Parteien, damit der Mißbrauch der Stärke auch seine Grenze finde, wo er nicht als rohe Gewalt auftritt, sondern auf den Vortheil des Besitzes gestützt, in die Formen des Gesetzes sich kleidet. Es ist hier nicht der Ort das Für und Wider über die brennende Frage des Kathedersocialismus zu erörtern, denn diese flüchtigen Betrachtungen haben sich darauf zu beschränken, den Pulsschlag unseres geistigen Lebens zu beobachten. Das Parteinehmen und das Eintreten in politisch-sociale oder gar religiöse Debatten liegt nicht im Plane. Doch schien immerhin der in diesen vielgescholtenen Bestrebungen der Kathedersocialisten hervortretende Geist der Mäßigung, das Streben nach Vereinigung der Gegensätze in höherem organischen Wirken als ein Symptom einer natürlichen und gesunden Krisis begrüßt werden zu sollen. Und endlich, was hier näher liegt und so unbedeutend vielleicht nicht sein möchte, als es exclusiv-fachmännischen praktischen Kreisen erscheinen könnte: bis auf unbedeutende und vereinzelte Ausnahmen sind die höheren, freieren geistigen Strömungen unserer Zeitbewegung, ist unsere nationale Dichtung zumal von der Verbitterung jenes großen Interessenkampfes nicht angesteckt worden. Wir haben keine socialistische Literatur im Sinne der Franzosen, keine Sand, keinen Sue, keinen Hugo, d. h. keine Dichter und Erzähler ersten Ranges, welche die Vergiftung der socialen Wunden, die Schärfung der Gegensätze, die Aufhetzung der Stände, die Erhitzung der Phantasie für gesellschaftsfeindliche Systeme als Sache des Herzens oder gar der Berechnung getrieben hätten. Nicht daß das Feuer beim Nachbarn auf unser dürres Holz überhaupt nicht gewirkt hätte. Wir erinnern uns nur noch zu gut, wie Heine (1847) die sentimentalen

Franzosen durch sein „Weberlied“ erbaute („Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch, wir weben hinein den Haß und den Fluch, wir weben, wir weben“), wie unser braver Hübner durch seine Bilder von gefangenen Wildschützen und ausgepfändeten Bauern „dem Geiste der Zeit Rechnung trug“, wie gar Max Waldau in seinen Darstellungen „aus der Junkerwelt“ durch die Gestalt jenes nicht nur die Reichen, sondern auch den Reichthum, das verfluchte Geld hassenden Drechslers den Beweis führte, daß er seinen Meunier d'Argibault mit Nutzen gelesen: von dem üppigen Unkraut der anonymen Mysterienliteratur nicht zu reden. Auch später ist unsere Zeitdichtung an den großen, zwischen Capital und Arbeit, zwischen Luxus und Dürftigkeit schwebenden Fragen des Jahrhunderts bekanntlich nicht etwa theilnamlos vorübergegangen. Spielhagen zumal und Fanny Lewald haben diesen Zeitverhältnissen einige ihrer bedeutendsten Schöpfungen ganz ausdrücklich gewidmet und der Erstere behält von dem Scheidewasser mit dem er die Ausartungen der Junkerwelt so gerne begießt, gelegentlich auch noch einen guten Tropfen für speculirende Glückspilze, Gründerseelen und Volksausbeuter aller Art übrig. Und dennoch: wie weht da überall so ächt neudeutscher, unabhängiger Geist, wie weicht die französische Phrasenkrankheit da und fast überall sonst vor der unerschrockenen und liebevollen Beobachtung der Zustände, vor Allem vor dem unbestechlichen gesunden Menschenverstande, dem realistischen und historischen Sinn dieses Jahrzehntes zurück! Wer erinnert sich nicht noch mit Genugthuung an das Gericht, welches „In Reih' und Glied“ über den Ober- und Erz-Sophisten Lassalle gehalten wird! Man kann den dämonischen Geist des ganzen importirten Demagogenthums nicht schärfer bezeichnen als mit den Worten jenes Agitators Leo: „Die Welt nach dem Ergebniß des eigenen Denkens gestalten,

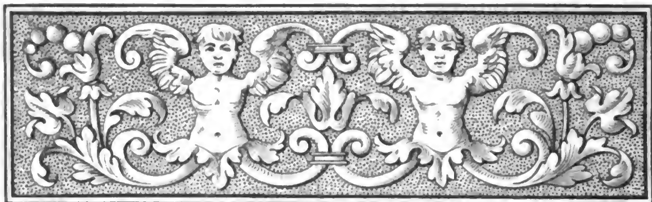
das heißt leben. So wird das Leben zur Wissenschaft. Auch diese kann irren: aber immer erlöst sie von dem Element der sogenannten moralischen Weltanschauung, die die freie Bewegung des Denkens und Handelns durch Rücksichtnahme auf die Personen paralysirt. Der Idee gegenüber haben die Personen gar keine Rechte; der Denker wird ihr jeden Dritten eben so bereitwillig opfern als sich selbst." Dieser genialen Tyrannen-Moral gegenüber vertritt Walter und der ehrwürdige Doctor Paulus in wirksamster Weise den schönen Gedanken des Titels. „In Reih' und Glied", in ehrlicher, unerschrockener Pflichterfüllung, in der Arbeit am Ganzen und im Sinne des Ganzen gewinnen wir dem Leben ab, was es geben kann, bleiben wir vor dem trostlosen Facit des genialen Egoismus bewahrt „daß im Grunde doch schlafen besser sei als wachen, todt sein besser als schlafen, nicht geboren besser als todt sein." An tüchtigen self-made-men, aufstrebenden Naturen, Söhnen ihrer Kraft und ihres Talents haben unsere Zeitdichter ihre Freude so gut wie die unserer Nachbarn. Aber durch alle bedeutendsten Schöpfungen aus dieser langen und glänzenden Reihe geht ein Zug der Vernunft, der Mäßigung, der innern Gesundheit, den wir bei den Helden der französischen und — der russischen Zeitgedichte so gut wie durchweg vermissen. Sie fühlen die Kraft in sich, zu steigen, darum haben sie es nicht nöthig die Andern herab zu reißen oder zu lähmen. Ihr Excelsior ist kein verbitterter Kriegsruf, so ernst sie das Leben auch nehmen, und so wenig ihnen die Bekanntschaft mit dessen Härten meistens erspart wird. Daß auch unsere Dorfgeschichtenliteratur, so reich sie ist, des socialistisch-verbitterten Zuges fast ganz entbehrt, mag beiläufig bemerkt werden. Sage man nicht, das sind Träume der Dichter; sie schreiben für Bourgeois, also werden die Bourgeois von ihnen gelobt. In den Arbeiternovellen unserer demokratischen Presse sieht

es ganz anders aus, da ist von der rosenduftenden Gartenlaube der deutschen Biederkeit, Arbeitsfreudigkeit, Gemüthlichkeit wenig zu spüren. Nun, gewiß wäre es thöricht, die Lösung für Entwickelungsfragen ersten Ranges aus Romanen heraus lesen zu wollen. Aber wenn die geistigen Lieblinge einer Epoche, jene Bevorzugten, denen es ein Gott gab, nicht nur zu sagen, was *sie* leiden, sondern was wir Alle leiden, hoffen, wünschen, in deren Munde Gestalt gewinnt, was Tausende und Tausende von Herzen mit der Kraft des Selbsterlebten bewegt: *wenn sie ausnahmslos den gesunden und schaffenden Lebensmächten zugewandt sind, wenn sie nicht Verbitterung predigen, sondern muthiges Schaffen, nicht Classenkampf, sondern Verständigung, nicht utopische Sophistereien, sondern treues Versenken in die Natur der Dinge:* nun, dann sind solche Träume doch Thatsachen, an denen man nicht gleichgültig vorüber geht, und welche auch der nüchterne und vorsichtige Beobachter in seine Rechnung aufnehmen wird.

Ziehen wir die Summe. Unsere Gesellschaft, wie sie in der Zeitliteratur dieser merkwürdigen Jahre sich abbildet, ist ohne alle Frage noch weit von jenem gewaltigen, großartigen Zuge, mit welchem unsere *nationale* Bewegung seit einem Jahrzehnt alles Widerstrebende fortreißt. Man merkt es ihr noch an, in ihren Spielen wie in ihrem Ernst, daß sie jung, ja, daß sie noch kaum eine Gesellschaft ist. Ein gewisser, mesquiner, enger Zug, aus unserer Vergangenheit nur zu erklärlich, macht sich in unseren sämmtlichen socialen Beziehungen fühlbar, etwas Enges, Begrenztes, Erdiges, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Es fehlt das mächtige Beispiel einer anerkannten Hauptstadt; das Hochgefühl gemeinsamer Kraft und gemeinsamer Ziele hat noch nicht Zeit gehabt, allen jenen Sondergeist, jene Standes-

und Racenvorurtheile hinweg zu schmelzen, von denen unser Leben wie unsere das Leben abbildende Dichtung noch wie von Kinderkrankheiten behaftet ist. Auch die großen Classenkämpfe und Interessenfragen der Zeit sind nicht spurlos an uns vorüber gegangen. Aber in alle dem unliebsamen Gewirre geht ein Gefühl des Wachsens, des Genesens, Erstarkens durch weite Gebiete auch unserer socialen Bewegung. Der Saft steigt auf in dem alten Stamme, und dieser Saft ist gesund und kräftig. Soviel wir nachzuholen haben, um in Bezug auf gute Formen, sichere und bequeme Handhabung der Verhältnisse, gediegene und freundliche Gestaltung des Zusammenlebens in der Gesellschaft die großen alten Culturvölker des Westens zu erreichen: daß wir sie erreichen werden, scheint außer Zweifel. Die Zeit in welcher nicht nur der Franzose und der Engländer, sondern auch der Däne, der Schwede, der Russe mit vornehmer Nachsicht auf die guten, linkischen, kleinstädtischen Deutschen herab sah, hat wol am längsten gedauert. Und wenn wir einmal gute Formen geschaffen haben, dann wird auch der Inhalt, der zweifellos gesunde innerste Kern unserer Lebensauffassung zur Geltung kommen.





II.

Die nationale Heldensage in der zeitgenössischen Dichtung.

Es sind gegenwärtig beinahe fünfviertel Jahrhunderte verflossen, seit (im Jahre 1757 und 1758) die Züricher Bodmer und Breitinger, gleichzeitig mit der vom Rathsherrn Rüdiger von Manesse stammenden Sammlung der Minnesinger, auch das Gedicht von Krimhildens Rache und die „Klage“ im Druck heraus gaben, und bald werden es hundert Jahre sein, seit der Gymnasiallehrer Müller in Berlin, auch ein Schweizer, den ersten vollständigen Abdruck des Nibelungenliedes (1782) Friedrich dem Großen übersandte.

Es war eine Auferstehung von den Todten. Ein halbes Jahrtausend lang hatte das wundersame alte Lied in Vergessenheit geschlummert. Mit der Waffenherrlichkeit der Staufenzeit war auch ihre Sangesfreude verklungen. Neue Bahnen hatte der Volksgeist brechen müssen. Der Kaisertraum der Weltherrschaft war ausgeträumt, eine nüchterne, ernste, wenn auch nicht unfruchtbare Zeit hatte andere Aufgaben gestellt. An Stelle des Kaisers und des Ritters

war der Landesfürst, der Hofmann, der Bürger getreten. Deutsche Arbeit und deutsche Waffen hatten den weiten Nordosten erobert. Dann waren Schlachten des Geistes geschlagen, in denen das alte Europa in allen seinen Grundvesten erbebte; aber auch hier, wie im alten Sange, waren auf die „Freuden der Hochgeziten" nur zu bald das „Weinen und das Klagen" gefolgt. Eine Sündfluth von Thränen und Blut, ärger als in den Tagen der „Völkergeißel" hatte deutsches Wesen, deutsche Bildung, allen geistigen und materiellen Besitz des Volkes so gut wie vernichtet. Und eine noch gefährlichere Sündfluth fremder Geistesherrschaft in Lehre, Sitte und Kunst hatte das Werk der endlosen Bürger- und Religionskriege zu vollenden gedroht. Die führenden Kreise zuerst, nach ihnen auch der Mittelstand wandten den neuen, fremden Göttern sich zu. Kaum daß das Volksmärchen, das Sprüchwort, der liebgewonnene, wenn auch nicht verstandene Brauch bei Fest und Geschäft den dünnen Faden erhielt, der aus dem Wirrsal fremdländischen Wesens auf das Vaterhaus zurückwies. Noch am Ausgange des Mittelalters hatte Maximilian I., auch hierin der „letzte Ritter", durch seinen Schreiber Hans Ried eine stattliche Abschrift des Nibelungenliedes fertigen lassen (1502—1517), und sein Vater hatte kurz vorher, natürlich vergeblich, in Worms nach dem Grabe Siegfrieds geforscht. Das ganze sechszehnte Jahrhundert, durch ganz andere Dinge in Anspruch genommen, widmete der vaterländischen Heldensage kaum hie und da oberflächlichste Beachtung. Eine gelegentliche, noch dazu recht wegwerfende Bemerkung des Wiener Arztes Lucius, in „de gentium migrationibus" (1557 — „poëtaster ille gothicus"), ein gar bescheiden Spiel von Hans Sachs „der hörnen Seufried" aus demselben Jahre, das ist Alles. Im siebzehnten Jahrhundert und bis in die Mitte des achtzehnten findet, selbst bei Männern die sonst altdeutscher Dinge kundig

waren, wie Goldast und Opitz, keine Erwähnung derselben. Ja, es war eine Auferstehung von den Todten.

Und noch dazu ging es mit dieser Auferstehung, wie mit andern der Art. Es dauerte lange, bis sie Gläubige fand und eine Gemeinde versammelte. Nicht nur, daß Friedrich der Große den armen Müller hart anließ, „weil er solch dummes Zeug drucken lasse“. Das konnte man von dem Schüler Voltaire's, für den Shakespeare nur ein „betrunkener Wilder“ war, nicht anders erwarten. Aber auch Lessing, der sieghafte Vorkämpfer deutscher Art, schätzte die Nibelungen gering; Klopstock und seine bardischen Freunde, so eifrig sie sich in die Lieder, oder doch wenigstens in die Namenregister der Edda, der isländisch-skandinavischen Götter- und Heldenlieder vertieften, nahmen von dem deutschen Nationalepos keine Notiz; Schiller kümmerte sich überhaupt wenig um mitteralterliche Dinge. Und, was am auffallendsten, selbst Herder und Goethe sind an diesem Schatze vorüber gegangen. Herder, der in den „Stimmen der Völker“ das Verständniß für volksthümliche Dichtung, für das einfache, naturwüchsige Lied eröffnete, der Mittelalter und Ritterthum in seinen Liedern vom Cid wieder zu Ehren brachte; und Goethe, der Dichter des Götz, der Verfasser jener ergreifenden Seiten „Von deutscher Art und Kunst“, welche das Beste der Romantik ein Vierteljahrhundert voraus nahmen! Das waren die Bahnbrecher, die Führer. Was war da von der Menge, vom Publikum zu erwarten!

So ging denn wieder ein Menschenalter dahin. Und dann erst brechen, um die Grenzscheide der beiden Jahrhunderte, die beiden Schlegel den Bann: Friedrich Schlegel 1797, in der „Abhandlung über das Studium der griechischen Poesie; August Wilhelm Schlegel 1802 bis 1803, in jenen merkwürdigen Vorlesungen über das Mittelalter, in denen die junge Romantik dem Jahrhundert

der „Aufklärung“ den Absagebrief gab. Nun aber, Schlag auf Schlag, Triumph auf Triumph! Eben hatte August Wolf 1795, zunächst an Homer, den Schlüssel zum Verständniß der Sage, des Heldenliedes überhaupt gefunden und gegeben: der Volksseele selbst, dem Glauben, dem innersten Empfinden der Ahnen entströme der ächte Heldengesang; keines Menschen Witz und Kunst, keines Dichters Genie könne ihn schaffen. Wachsen müsse er, wie die Eiche, deren Wurzel das Herz des Gebirges aufsucht, während in der Krone die Stürme der Jahrhunderte sausen; nur zusammenstellen, allenfalls formen könne hier der Dichter, nicht schaffen; Religion und Naturanschauung, Sage und Geschichte fließe da zu einem einzigen, mächtigen Strome zusammen. Die kostbarste, durch nichts zu ersetzende Erbschaft der Ahnen, nicht irgend eines einzelnen Menschen willkürliches Werk, sei niedergelegt in solchen Schätzen. Wie das zündete! wie die Augen heller wurden! Wie ein ganz neues, ungeahntes, hoch fluthendes Leben sich durch die solchen Studien zugewandten Kreise ergoß! Und bald genug über diese hinaus. Schon 1803 wendet Tieck sich mit seinen Minneliedern an alle gebildeten Leser; 1806 läßt des „Knaben Wunderhorn“ (Achim von Arnim und Brentano) seine wundersamen, süß-schwermüthigen und herzig-fröhlichen Weisen ertönen, 1807 erscheinen von der Hagens Volkslieder und sein Nibelungenlied, ein Jahr später desselben begeistertes Werk „über die Gedichte des Mittelalters“. Es war der erste, starke Wiederhall der Schlegelschen Vorlesungen. Gleichzeitig beginnt die erste Springfluth der Nachbildungen und Umdichtungen zu steigen. Von der Hagen (1805), Niemeier (Krimhild und Siegfried), de la Motte Fouqué (der gehörnte Siegfried in der Schmiede, 1803, Sigurd der Schlangentödter, 1808), die jetzt verschollenen romantischen Dramatiker F. R. Hermann (1819), J. W. Müller (1822),

C. F. Eichhorn (1824), Chr. Zarnack (1826) versuchen sich an dem dämonischen Stoffe. Das Jahr 1826 bringt Lachmann's classische Textausgabe, das Jahr 1827 Simrock's Epoche machende, von Goethe nun mit Jubel begrüßte Uebersetzung. Und gegenwärtig bilden die Textausgaben, Wörterbücher, Erklärungen, Kritiken eine kaum mehr übersehbare Literatur. Und was die nachschaffende und weiter bildende Dichtung angeht, so haben (um von Raupach, der die Nibelungen 1834 auf der Bühne einführte, hier gar nicht zu reden) bloß die letzten 25 Jahre elf Nibelungendramen und fünf epische Umdichtungen der Nibelungensage gebracht, neben zwei großen Tondichtungen und einer Reihe von malerischen und plastischen Bildwerken. Und, wie man weiß, hat die Geschichte dieser merkwürdigen Bewegung auch äußere Erfolge verzeichnet, die bis dahin in dem gesammten uns bekannten Verlauf deutscher Geistesarbeit kein Vorbild hatten. Ein Nibelungenrhapsode, Wilhelm Jordan, versammelt seit zehn Jahren und darüber um seine Vorträge Tausende und aber Tausende deutsch redender und deutsch empfindender Männer und Frauen, von den Schweizer Alpen bis nach St. Petersburg, von Moskau bis San-Francisco, „so weit die deutsche Zunge klingt". Ein anderer Nibelungensänger hat das noch Schwerere fertig gebracht. Er hat nicht nur die Gemüther, sondern auch die Börsen geöffnet, nicht nur die Fürsten, sondern auch die Musikanten und Sänger bezwungen. Unter seinem Banner sammeln sich Rothe und Schwarze, Hofdamen und Revolutionäre, Romantiker und Demokraten. Und nicht nur die Geistesaristokratie des In- und Auslandes (die that es längst), sondern Alles, was überhaupt liest und geistig mitlebt, sieht sich genöthigt, zu diesen Dingen Stellung zu nehmen. Die Nibelungen, und was wir aus ihnen machten, was an sie sich hing und sich an ihnen zurecht fand und gruppirte, werden einst in einem

vollständigen Bilde dieser merkwürdigen Jahrzehnte so wenig fehlen dürfen, wie die Spectralanalyse, die Schöpfungslehre, die Philosophie des Unbewußten und andere Dinge, von denen man heute weniger gerne spricht. Dies ein halbes Jahrtausend lang vergessene, dann noch ein halbes Jahrhundert übersehene, wenn nicht geradezu angegriffene und verspottete Gedicht ist eine Fahne geworden, um welche die Vorkämpfer deutschen Gedankens, deutscher Empfindung, deutscher Kunst sich sammeln, ein Prüfstein der Gemüther, ein Spiegel der Zeiten. Freilich fehlt es auch heute nicht an lauten und heimlichen Zweiflern, an verstockten Classikern und modernen Spottvögeln, welche vor den grimmigen Nordlandsrecken und ihren dämonischen Hünenweibern kaum mehr Respect haben, als vor dem Stabreim und der Melodie ohne Ende, die sich an Homer und Mozart, an Goethe, Schiller und Beethoven ein für allemal genügen lassen und den Sprung ins Dunkle über den breiten Zukunftsgraben nicht wagen wollen. Aber die Enthusiasten, die Ueberzeugten, vor Allen die Aufmerkenden, Strebenden, Theilnehmenden sind in der Mehrzahl und im Vorrücken. Auf alle Fälle ist es kaum noch möglich, diese Seite der ästhetisch-ungemüthlichen, oder wie man will, auch wol gelegentlich unästhetisch-ungemüthlichen Zeitbewegung anders als künstlich und absichtlich zu übersehen. So mögen ein paar Bemerkungen über die Rolle, welche unsere vaterländische Heldensage augenblicklich in unserer Dichtung spielt, denn auch hier auf freundliche Aufmerksamkeit rechnen, so wenig sie beanspruchen können, den ungeheuren Stoff zu erschöpfen. Daß ich dabei zunächst nur die Wortdichter, nicht die Tondichter, als solche beachte, wird man dem Nicht-Musiker als gerechtfertigte Vorsicht verzeihen dürfen. Eher könnte sich ein Vorwurf erheben, weil ich Richard Wagner nun dennoch nicht auslasse, sondern vielmehr voranstelle. Es wird aber darauf zu entgegnen

sein, daß Wagner sich des Vorrechts, nur als Maëstro oder höchstens im Ganzen, als sagender Sänger gefaßt zu werden, ausdrücklich begeben hat. Die Buchausgabe seines „Ring des Nibelungen" will ausdrücklich literarisch beurtheilt sein, sie giebt sich als Gedicht, mit voller Gefahr und vollem Anspruch. An die Spitze der Reihe stelle ich sie aber: nicht nur, weil sie der Zeit nach den andern bahnbrechenden Nibelungendichtern vorangeht, sondern noch mehr, weil sie in mehr als einer Beziehung typisch ist, wenn nicht für den Gesammtgeist, so doch für gewisse starke Strömungen dieser Jahrzehnte. Der zufällige Umstand, daß ihre Wirkung auf die Menge der Hörer und Leser erst an das Ende des Zeitraumes fällt, kann daran nichts ändern. Die Stärke und Eigenartigkeit dieser Wirkung hat nur gezeigt, daß die Zeitströmung, welche ich im Sinne habe, andauernder und tiefgreifender ist, als mancher glaubt.

Um nun allen Mißverständnissen vorzubeugen, will ich nur gleich bemerken, daß es keineswegs meine Absicht ist, auf die bekannten Härten und Wunderlichkeiten der Wagnerschen Sprache, auf seine mehr kühnen als glücklichen Entlehnungen aus dem Altdeutschen, seine seltsamen Wortbildungen, seine Noth-Stabreime ein entscheidendes Gewicht zu legen. Es ist ja recht: diese Schwächen sind nicht zu billigen oder gar, wie die Enragirten gelegentlich thun, als geniale Kühnheit zu bewundern. Schwerlich wird unser Wörterbuch je bereichert werden durch „den freislichen Streit oder Schlund, durch den quacken Trank, das zullende Kind, den streitlichsten Mann, den neidlichsten Schatz, durch die friedenden Frauen. Unser epischer und tragischer Styl wird kaum die zierliche Fresse sich aneignen, oder den räudigen Kerl, den Rüpel, den räudigen Hund, den Sudel, den räthlich und fromm verreckenden Drachen, von dem berühmten Weigalaweia

und Hojotoho nicht zu reden. Und Grammatik und Geschmack stehen gleich rathlos vor der dem Ruhm enttagenden That, vor der göttlichen Ruhe, die in Wogen rast, vor dem Zerschwingen des Schwertes, dem Zertrotzen der Trümmer, vor den Wotanstöchtern, die traulich und sehr den Trank walten. Diese Ungeschicklichkeiten und Extravaganzen sind zum Glück so arg, daß Nachahmer nicht zu fürchten sind, trotz der verhängnißvollen Neigung zur Formlosigkeit, die uns im Blute liegt; und so mögen sie, wenn nicht dem Dichter, doch dem Sänger, dem Textcomponisten immerhin hingehen. Zumal nur die Leidenschaft und die entschiedendste Unbilligkeit verkennen könnte, daß Wagner, in glücklichen Momenten, sehr wesentliche künstlerische Eigenschaften auch als Dichter in hohem Maaße entfaltet. Es ist vor Allem Leben, Bewegung, oft hinreißende Gewalt in seinen Scenen. Die Handlung lahmt nie, stagnirt nie, verliert sich fast nie in müßigen Wortschwall (Ausnahme: das Räthselspiel Mime's und Wotan's); eher stürmt sie jählings, rücksichtslos, unvermittelt aufs Ziel los. (So, wenn in einer einzigen kurzen Scene die Werbung Gunthers um Brünhild, die Gewinnung Siegfrieds für dieselbe und die Vermählung des letzteren mit Gutrun geplant wird.) Von hoher Schönheit und wild aufregender Gewalt sind zumal die Scenen, in welchen die elementaren Leidenschaften, Liebe und Haß, die Führung nehmen: Siegmund und Sieglinde in Hundings Hütte, in der mondbeglänzten Frühlingsnacht, Siegmund und Brünnhild vor dem Kampf, Wotan's Abschied von der Lieblingstochter, der er die Gottheit von den Augen küßt, Brünnhild's Erweckung durch Siegfried sind mit Recht schnell berühmt geworden. Es webt ein berückender, unheimlicher, aber unwiderstehlicher, wild aufregender Zauber in diesen kurzen, energischen Rhythmen. Auch ohne die Musik zu hören, beim bloßen Lesen fühlen wir, daß hier

ein Dichter schuf, der im Reiche der Töne mächtig gebietet, wenn z. B. Siegfried und die vom Zauberschlaf erweckte Brünnhild den Wechselgesang erheben:

O Heil der Mutter,
Die mich gebar!
Heil der Erde, die mich gereift,
Daß ich das Auge erschaut,
Das jetzt mir Seligem strahlt!

Wenn Leidenschaft ohne Maaß, Fühlung mit den Instincten der Menge und dabei der energische, ja verwegene Muth, sie in ungewöhnte Bahnen zu zwingen, Sprachgewalt ohne Geschmack, Gestaltungskraft ohne Tact den Dichter macht, so ist Wagner ein Dichter, und wenn Anempfindung für wirksame Motive der nationalen Sage, ohne Verständniß für ihre Grundzüge, ohne Pietät für ihre Gestalten, ohne geschichtliche Vertiefung und ohne eine Spur von Idealismus zum Amt eines Nationaldichters, des Reformators der nationalen Kunst befähigen, so hat die gläubige Gemeinde Recht, welche in Wagner die poetische Offenbarung des wiedergeborenen Deutschlands verehrt.

Damit habe ich denn nun freilich den schärfsten Widerspruch gegen diese ganze Richtung gewagt, und es tritt die Pflicht an mich heran, ihn zu begründen, selbstverständlich ganz abgesehen von aller specifisch musikalischen Gelehrsamkeit.

Nur untergeordneten Werth legt diese Begründung auf die nebelhafte Unklarheit, in der die Gestalten dieser Götter- und Heldenwelt durch einander wogen, auf die Widersprüche der Motive, die sich selbst aufhebenden und widerlegenden Weissagungen, den traumhaften Zauberspuk, in dem wir vergebens nach einem leitenden, faßbaren Gedanken aussehen. Es ist ja wahr: die hohen, prophetischen, tiefsinnigen Worte, welche in Wotan's und der Nornen Munde alle Augenblicke ertönen, erweisen sich regelmäßig als eitles, zusammenhang-

loses Spiel. Wotan fürchtet z. B. das Ende der Götter, wenn Albrich, der Niblung, der Dämon des Abgrundes, den goldenen Zauberring gewänne, den Loki ihm geraubt. Das heißt doch wol: Alles Ideale ist in Gefahr, wenn die der Liebe unzugängliche Selbstsucht in den Besitz der Macht, des Goldes, des Alles bezwingenden Gottes dieser Welt gelangt. Nur wenn das Zaubergold dem Element zurück gegeben wird, dem es entwandt wurde, wäre der Fluch gesühnt, Alles gerettet. So ist denn auch Hagen mit Alberich im Bunde, den Ring zu gewinnen, und es gewinnt am Schlusse den Anschein, als ob die Werke der Finsterniß den Sieg behalten. Siegfried ist gemordet, der Ring an Hagens Finger. Der freie Mann, der auf eigenen Füßen steht, der von Wotan eingesetzte Erbe der Göttergewalt ist der gemeinen Tücke unterlegen. Alberich und Hagen, der finstere Zwerg und der Mörder, sind im Begriffe, die Welt zu theilen. Doch da erscheinen die Nixen, die Elementargeister in den steigenden Fluthen des Rheins. Sie gewinnen über Hagen den Sieg. Floßhilde hält jubelnd den gewonnenen Ring in die Höhe. So wäre denn der böse Zauber doch gebrochen? Der Fluch gelöst? Die Natur hätte geleistet, was selbst die Weisheit der Götter nicht konnte? Aber nein? Die Flammen des brennenden Walhall beleuchten die Scene. Die Götter gehen dennoch zu Grunde. Es erweist sich, daß der Faden, der das Ganze zusammen hält, des Knotens am Ende entbehrt. Und der Mangel an Klarheit, an Zusammenhang in Wotan's Plänen, in Wotan's und Fricka's Verhandlungen, in dem das Ganze durchziehenden Verhältniß Wotan's zu seinen Kindern, den Walküren und Wälsungen, darf danach nicht mehr überraschen. Darauf können die Verehrer des Dichters freilich an die grandiose aber unklare Natursymbolik der Eddalieder erinnern, denen Wagner fast alle seine Hauptmotive entnahm. Sie können die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten betonen,

welche dem Dichter bei Uebertragung jener traumhaft spielenden Räthseldichtung, die es nur mit elementaren Kräften und Vorgängen zu thun hat, auf die von Gedanken, von Leidenschaft und Gewissen beherrschte Menschenwelt erwachsen. Sie könnten die Vorrechte der musikalischen Dichtung in vollstem Umfange geltend machen, die es nicht mit dem Gedanken, sondern mit der Stimmung, der Ahnung, dem Gefühl in erster Linie zu thun hat. Wenn in dieser Stimmung die Seele des Volkes sich wiedererkennt, wenn der Athem unserer Sagenwelt, das innerste und ursprünglichste Empfinden unseres Stammes uns in diesen Gestalten, diesen Rhythmen, diesen Tönen, diesen Räthselsprüchen anweht, so werden wir ungestört durch noch so viele Einzelverstöße, das nationale Kunstwerk dennoch begrüßen müssen, in welchem diese unsere große Zeit ihren großen und entsprechenden Ausdruck fand.

So werfen wir denn einen Blick in die Welt, in welche diese Dichtung uns führt, auf die Gestalten, für welche sie unsere Theilnahme verlangt, die Denk- und Empfindungsweise, die uns da aufgeht. Da ist zunächst Siegmund, der Wälsung, der Göttersohn, der zu der eigenen Zwillingsschwester, Sieglinde, in Liebe entbrennt, sie ihrem Gatten entführt, selig in ihrem Besitz bis zum letzten Augenblicke Göttern und Menschen trotzt. Da ist Sieglinde, die bei dem ganzen Abenteuer nur eine Beunruhigung fühlt: nämlich die Scham über ihre Ehe mit dem ungeliebten Gatten. Da ist Siegfried, der Lichtgott der nordischen Sage, der typische Ehrenheld unseres Stammes im Nibelungenliede. Er beginnt seine Laufbahn mit Mißhandlung und Verhöhnung des Mannes, dem er sein Leben, die Pflege seiner Kindheit verdankt. Mime ist ihm ein räudiger Hund, ein Rüpel. Er schlägt ihm den Topf mit Essen aus der Hand, ängstigt ihn mit grausamen Späßen, spricht nur in ungezogenen

Schimpfworten zu ihm, fordert seine Dienste ohne Dank, ermuntert ihn mit Spott und Beleidigung, wenn sie nicht ausreichen. Warum das? Mime ist häßlich, Siegfried ist schön, jener ist schwach, dieser ist stark, vor Allem: Mime ist alt, Siegfried ist jung. Er gleicht ihm, wie die Kröte dem Fisch. Denn daß der Zwerg auch tückisch und eigennützig ist, das erfährt der Knabe erst weit später durch ein Wunder. Dann bewährt Siegfried furchtlose Kühnheit gegen den Drachen und Gleichgültigkeit gegen das Gold; er erwacht im Gefühl der ersten, großen That, die ihm gelang, zu schönem, innigem Verständniß der Natur und zur unbewußten Ahnung der Liebe. Das ist ein Lichtblick. Aber dem Alten, dem Wanderer, der ihm begegnet und der ihn versucht, zeigt Siegfried sofort wieder den brutalen Uebermuth einer rücksichtslos auf ihre Kraft trotzenden Jugend. Selbst, meint er, hat er sein Schwert sich geschmiedet, daß er die Stücke von dem alten Zauberschwert nahm, mag er nicht rechnen. Und das freudig gemüthliche Lachen des „Alten Fragers" erwidert er mit der zeitgemäßen Bemerkung:

Kannst Du den Weg mir weisen, so rede.
Vermagst Du's nicht, so halt Dein Maul.

Und als Wotan nun gar auf die dem Alter schuldige Ehrfurcht anspielt, werden ihm Prügel angedroht. Darüber hat der zukunftsdeutsche Gott denn seine herzliche Freude. Dann hebt sich Siegfried in der Vereinigung mit der befreiten Brünnhilde für einen Augenblick zur vollen Poesie deutscher Jünglingsliebe. Er lernt jetzt das Fürchten: die weitaus schönste Stelle der Dichtung. Aber es ist auch nur ein Lichtblick. Schon am Ende der Scene hat Siegfried das Fürchten verlernt und die hellen, leichten Flammen der schrankenlosen Leidenschaft schlagen über ihm und Brünnhilde zusammen. Der keusche Held der nordischen Sage (die tiefsinnige symbolische Gestalt des Lichtgottes, der wol die hohen

Bergfirnen zuerst mit seinen Strahlen vergoldet, aber nur im Thale Leben und Freude erweckt), er verläßt bei Wagner Brünnhilde als Gattin um — die Erinnerung an sie in Gutruns Liebestrank zu verlieren, plötzlich, vollständig, wie man ein Kleid wechselt — in dem Liebestrank, welchen Gutrun, absichtlich und wissend, ihm reicht. Und so bezwingt, nein, brutalisirt er Brünnhilde in Gunthers Gestalt, (die Scene ist wahrhaft entsetzlich); so begrüßt er später die Unglückliche an Gunthers Hand. Die Rheinnixen, welche er nachher auf der Jagd im Bade belauscht, haben ihm unsers Wissens keinen Liebestrank gegeben. Aber nach dem, was wir sahen, verwundern wir uns nicht sehr, wenn Siegfried auf ihre Bitte um den Ring ganz gemüthlich erwidert:

Der Welt Erbe
Gewann mir ein Ring:
Für der Minne Gunst
Miß ich ihn gern:
Ich geb' ihn euch, gönnt ihr mir Lust.

Verlangt der Dichter nun wirklich unsere tragische Theilnahme, wenn diesen Ehrenhelden die Rache der tödtlich beleidigten Brünnhilde trifft? Selbst Hagen, der ihn für einen argen Frevler an Gunther halten muß (nicht nur für einen unbesonnenen gutmüthigen Plauderer, wie im Nibelungenliede), selbst Hagen, dem er den Speereid schwur, erscheint diesem Siegfried gegenüber fast entschuldigt. Daß er ihm vor dem Ende den Trank der Erinnerung reicht, ist ein wirksamer Operneffect. Aber zu seiner früheren Handlungsweise paßt es wie die Faust aufs Auge. Denn daß er von vorne herein um Siegfried's Verbindung mit Brünnhilde gewußt hätte, bleibt mindestens unklar, wie fast alle Hauptmotive des Dramas.

Das wären die Helden. Mit den Göttern steht es noch schlimmer. Frickas Tugend, die die Ehe beschützt und

die Blutschande bestraft, hat zuviel von der Verbitterung des eifersüchtigen, keifenden Weibes an sich, als daß sie uns versöhnen könnte. Und Wotan, der weltschmerzliche Alte, vereinigt in sich gar alle bedenklichen Ingredenzien des Wagner'schen Zaubertranks. Er war in seiner Jugend ein Don Juan, wollte dann auf der Höhe des Lebens die Minne mit der Macht vereinigen, gewann durch Gewaltthat und Betrug das Rheingold, mit dem er die Riesen zahlte, die ihm sein Walhall bauten. Herrisch und schwach weicht er der gehaßten Fricka und opfert Siegmund, den Lieblingssohn, und Brünnhilde, die Lieblingstochter. Müdigkeit, Ueberdruß und Unklarheit sind die Grundzüge seines Empfindens. Eine wahrhaft Schopenhauer'sche Sehnsucht nach dem Ende ergreift ihn: er ist der Typus der müden, blasirten, abgenutzten Herrsch- und Genußsucht. Man gönnt ihm gar nicht die herrliche Tochter, die prachtvolle Walküre, die, Wagners Meisterstück, als ein ganzer, klarer, aus einem Guß geformter Charakter um eines Hauptes Länge über alle ihre Umgebungen hervorragt. Sie vertritt rein, gewaltig, in voller Kraft die Poesie, die Seele der Wagner'schen Muse: die „große Leidenschaft", die das Leben in einem Augenblick faßt und dann, wenn es sein muß, ohne Murren der Natur ihre Schuld zahlt. In ihrer Gestalt verkörpert sich die Grundstimmung des Gedichts, wie ihre Schlußworte sie aussprechen:

Nicht Gut, nicht Gold
Noch göttliche Pracht;
Nicht Haus, nicht Hof
Noch herrischer Prunk;
Nicht trüber Verträge
Trügender Bund,
Nicht heuchelnder Sitte
Hartes Gesetz:
Selig in Lust und Leid
Läßt — die Liebe nur sein.

Also Liebe, freie, grenzenlose, glühende Leidenschaft — das ist das Leben. Im Uebrigen umgiebt uns einfach der Cultus der Kraft, der Jugend, die nur sich kennt, der ihre Laune Gesetz ist, die von Pietät ebenso wenig weiß, als von Furcht, die zugreift, wo die goldenen Aepfel winken und nur in der Gleichgültigkeit gegen den selbstverständlichen, materiellen Besitz sich über die unschönste Form der Selbstsucht erhebt. Mit einem Worte — uns umweht nicht der Geist unserer deutschen Heldensage, welche die Kraft nur ehrt, wo Treue sie adelt, sondern — der Geist der französischen Neu-Romantik, wie er in den dreißiger und vierziger Jahren über Europa, und besonders über Deutschland daher fuhr, bis er im sechsten Jahrzehnt in den kalten Fieberschauern des Imperialismus erstarrte. Die Abstammung kann einem Kenner der Zeit und der Wagner'schen Entwicklung gar nicht zweifelhaft sein: man denke nur an die typische Situation Sieglindes zwischen Siegmund und Hunding, an Siegmund, der den betrogenen Ehemann ganz à la George Sand, Balzac und — Feydeau als den zu bestrafenden Frevler bezeichnet; an Wotan's Ausspruch:

„Unheilig acht' ich den Eid, der Unliebende eint."

Oder:

„Was so schlimmes schuf das Paar
„Das liebend einte der Lenz?
„Der Liebe Zauber entzückte sie —
„Wer büßt mir der Liebe Macht?

Auch die gesuchte Verbindung des weihevoll hochfliegenden und des derb, ja roh realistischen Ausdrucks zeigt die Schule. Sie ist nicht altdeutsch, sondern im innersten Wesen neufranzösisch. Nicht umsonst sind alle wesentlich deutschen Züge der Nibelungensage bei Wagner fortgeblieben. Wenn heute, da wir die Gährung der vierziger Jahre überwunden glauben, die Schaaren der Gläubigen sich um diese

Altäre sammeln, so wollen wir annehmen und hoffen, daß die Gewalt der Wagner'schen Tonmassen allein sie zieht. Oder wäre der dichterische Cultus der selbstsüchtigen Kraft und der selbstsüchtigen Lust noch ausreichend, um noch die Seele des neuen, in so großen Schicksalen geprüften und hoffentlich geläuterten Deutschlands in sich zu fassen?

Die weitere Entwicklung unserer Heldensage in der zeitgenössischen Dichtung giebt darauf nicht nur lehrreiche, sondern im Ganzen und Großen auch tröstliche Antwort.

Zunächst zeigt sie, im Gegensatze gegen die süßliche, christlich-germanische Phraseologie der deutschen Romantiker, durchweg, mehr oder weniger den gesunden, wenn auch derb realistischen Zug, der in unserer ganzen Kunst um die Mitte der fünfziger Jahre der herrschende wird.

So gleich Emanuel Geibel's Brunhild, die 1857, nur vier Jahre nach Wagner's „Ring der Nibelungen" entstand. Sie bildet in jedem Zuge den schärfsten Gegensatz gegen Wagner. Man kennt Geibel's gute, erfreuliche Art: seine kerngesunde, ebenso warme als maßvolle Auffassung menschlicher Dinge, seine vollendete Herrschaft über die Sprache, seine ächt deutsche, aber auch ächt moderne, dem romantischen Nebel gründlich entwachsene Weltanschauung. Der Vergleich mit Wagner ist um so lehrreicher, da auch hier um Brunhild, ihre Liebe, ihre Rache, ihr Ende die Handlung sich dreht. Im Gegensatze gegen das Zukunftskunstwerk befinden wir uns durchaus auf dem festen Boden der Wirklichkeit. Nicht Götter, Wunschmädchen, Nornen, redende Drachen, Zwerge und Alben umgeben uns, sondern Menschen von unserm Fleisch und Blut. Brunhild ist nicht die Walküre, sondern das stolze, amazonenhafte Weib; Siegfried ist nicht der Göttersohn, sondern einfach der jugendgewaltige, fürstliche Kriegsmann. Nicht aus dem Zauberschlaf, aus der Waberlohe hat er sie befreit. Der Frühlings-

und Sonnengott der altnordischen Sage ist ganz menschlich geworden. Als ritterlicher Gast hat er an Brunhildens, der Jungfräulichen, Hofe verweilt, ihr Herz gewonnen, ohne es zu wollen oder zu wissen. Sie sind als gute Bekannte geschieden: er kühl, bis ans Herz hinan und gesund, sie im Herzen berührt, überzeugt, daß er wiederkehren werde und müsse, um sie zu werben. Und dann kehrt er wieder, aber als Freund und Begleiter des andern, unerwünschten Bewerbers. Unkenntlich durch Rüstung und geschlossenen Helm, ohne Zaubermittel, ohne Tarnkappe oder verwandelnden Ring, siegt er für Gunther und tritt dann der tief gedemüthigten Freundin als Krimhildens, „des reizenden, unbedeutenden Kindes" Gatte gegenüber. Damit ist die natürlichste, rein menschliche Nothwendigkeit des tragischen Conflicts gegeben; Geibel führt ihn herbei, mit feinster, tactvollster Benutzung der Sage, ohne irgend eine Gewaltsamkeit. Es kommt zu einer verhängnißvollen Erklärung zwischen Brunhild, die den vergeblich Geliebten unglücklich vermählt glaubt, und Siegfried, der ihr mit naiver, unbewußter Grausamkeit diese letzte Illusion zerstört. Es ist ihm ja nie im Traum eingefallen sie, die an Muth und Kraft ihm viel zu ähnliche zu lieben! So wird denn der Rangstreit der Königinnen und Krimhilds unvorsichtige Aeußerung über das von Siegfried schlecht gehütete Geheimniß der Brautnacht und des Gürtels nur der willkommene Anlaß zu der in der Luft liegenden Katastrophe. Hagen giebt sich zum Werkzeug her unter dem doppelten Antriebe des Neides gegen die überlegene Heldenkraft und der Treue gegen den Lehnsherrn. Der allerdings ächt mythische und uralte Zug der Unverwundbarkeit Siegfrieds und der verhängnißvollen Vorkehrung Krimhildens gegen das Schicksal ist gänzlich beseitigt. Siegfried ist ein Mann, wie andere, nur durch seinen Muth und seine Kraft überlegen. So fällt er denn, übrigens hinter der

Scene, unter den Streichen der meuchlerischen Tücke ohne andere Schuld, als die einer zu warmblütigen Vertrauensergießung in unglücklicher Stunde. Die Begegnung der Königinnen an der Bahre des Ermordeten und Brunhilds Selbstmord füllt die erschütternde Schlußscene. Aus der phantastischen und großartig bewegten Welt der vaterländischen Helden- und Göttersage hat der Dichter ein rein menschliches Motiv herausgelöst, frei von jeder religiösen, politischen, philosophischen Tendenz oder Färbung. Weder specifisch christliche noch specifisch heidnische Züge noch historische Perspectiven drängen sich auf. Die Tragik der unerwiderten Leidenschaft und des in sorgloser Sicherheit sich vergessenden Glücks- und Kraftgefühls der Jugend kommt zu voller, ungeschmälerter Wirkung, und die bekannte vollendete Meisterschaft der Geibel'schen Sprache vereinigt sich mit dem sichern Tact eines reinen und kerngesunden Mannes- und Dichtergemüths, um uns den Genuß dieser hohen und maßvollen Tragik rein und voll zu gewähren. Geibel's Brunhild ist in der zeitgenössischen Behandlung unserer Heldensage nur ein Bruchstück, nur ein Programm. Aber das Programm einer Epoche, welche im Begriffe ist, nach heftigen Schwankungen ihren Schwerpunkt wieder zu finden, und die darum zu den Schätzen und Ueberlieferungen einer großen Vergangenheit ebenso geistesfrei als pietätsvoll ihre Stellung nimmt. Er vertritt auf diesem Boden durchaus die gesunde, männliche, aufbauende Richtung der letzten Jahrzehnte.

Bei weitem nicht in dem Grade gilt dies von der kühn und groß angelegten dramatischen Gesammtbehandlung der Nibelungensage, die seinem Vorgange in Zeit und Rang zunächst sich anschließt.

Friedrich Hebbel (der Dichter der Maria Magdalena, der Judith, des Golo, des Herodes, des Rubin) stand auf der Höhe des Lebens und Schaffens als ihn im

Jahr 1862 der Zauber unserer Heldensage ergriff und ihm den Gedanken eingab, sie nachdichtend zu vereinen. Eine schwere, durchkämpfte Jugend hatte von seiner ohnehin harten und übergewaltigen Nordlandsnatur die sänftigende Grazie fern gehalten; die socialen Conflicte und Krankheiten der vierziger und fünfziger Jahre hatte er in tiefster Seele miterlebt. Sie haben auf jeder Seite seiner frühen Dramen ihre blutigen Spuren hinterlassen. Er ist der Dichter der unerbittlichen Gegensätze, der schweren socialen Kämpfe, der dämonisch zerstörenden Leidenschaft. So zog denn auch in der Heldensage vor Allem das Urgewaltige, Ueber- und Unmenschliche ihn an: die eisernen Charaktere. Der grimme Todesmuth, der das Schicksal herausfordert und ihm lachend die verlorene Wette zahlt, die eiserne Consequenz des nicht rechts nicht links sehenden Willens, die überschwellende, schäumende Naturkraft. Die ältere, in den Liedern der Edda fortlebende Sage muß in dieser Richtung manche Züge hergeben, die dann mit der doch wieder ausdrücklich betonten christlich ritterlichen Weltauffassung sich wunderlich mischen. So wird Brunhilde wieder das übermenschliche Wesen, die Tochter des im Hekla hausenden Berggeistes. Sie haust im starren, dunkeln nur von den Flammen der Nordlichter und des Berges beleuchteten Nordlande, wird von Zwergen bedient; ihre funkelnde Krone ist mit ihrem Kopfe gewachsen; ihre Gedanken gehen nicht auf Liebe, sondern auf Ruhm, Gewalt; sie hat Visionen in denen sie sich als Gottheit fühlt. Auch Siegfried wird durch seine übermenschliche Stärke (er wirft u. A. ein Felsstück durch die Mauern des Schloßthurmes hinaus in den Rhein), durch seine Tarnkappe und unverletzbare Haut dem menschlichen Maaße entrückt. Bei den grausigsten Kampfscenen des zweiten Theils verweilt der Dichter mit besonderem Behagen. Es wird uns Nichts erlassen: nicht die im brennenden Saale „mit den Helmen

klappernden" und Blut trinkenden Burgunden, nicht Hagen und Rüdiger, die im Kampfe vom Blut geblendet zu Boden stürzen, sich küssen und dann den Todeskampf fortsetzen, nicht Attila, der „das Roß des Verderbens mit dem Kometenschweif reitet. Die zarten, menschlichen Züge fehlen nicht, wenigstens in der Absicht nicht. Aber sie schlagen, wie überhaupt bei Hebbel, fast immer ins Gemacht-Naive, aus dem Kindlichen ins Kindische um. So die berühmte Scene, in der Siegfried das nächtliche Waldesweben und das Erwachen der Vögel schildert oder sein Kosen mit Krimhild. Weitaus die gewaltigste, geschlossenste Gestalt, ganz dem alten deutschen Nibelungenliede entsprechend, ist Hagen. Das ist ein Mann aus einem Guß, der weiß was er will. Kein Neidhart, aber der trotzige Kämpe, der seine Pflichten und Rechte einfach und elementar gewaltig faßt und mit ihnen nicht marktet. „Wenn der Rhein sich nach einer Ueberschwemmung entschuldigt, wird er um Verzeihung bitten für Siegfrieds Mord." Sein Kampfesmuth ist eine Wollust der Todesverachtung und Hingebung. Man fühlt, da ist Hebbel in seinem Element. Den Geist des Jahrzehntes, welches die Lösung der deutschen Frage brachte, spürt man endlich in den Ansätzen zu historischen Perspectiven mit nationalem Hintergedanken. Namentlich Dietrich von Bern, der die Entscheidung bringt, erscheint als bewußter Träger der Verbindung germanischen und christlichen Geistes gegenüber dem halb heidnischen Hagen und dem ganz heidnischen Etzel.

Das Gedicht erhielt bekanntlich den Schillerpreis von tausend Thalern. Die Großartigkeit der Intentionen ließ wol über die ungleiche, oft genug chaotische Ausführung hinweg sehen, die Kühnheit und Gewalt der Sprache ließ die Unschönheiten vergessen. Gleichwol hat das Gedicht trotz eifrigster Anläufe sich nicht auf der Bühne gehalten und wol mit Recht. In eine solche Welt folgt wol unsere Phantasie

dem erzählenden Dichter. Wer sie aber dem sinnlichen Auge zeigen will in Gestalten von Fleisch und Blut, der wird, wenn ihm die Gabe des schönen, menschlichen Maaßes versagt ist, wenigstens wie Richard Wagner den Sinnenzauber aller Künste zu Hülfe rufen müssen. Die symbolische Sprache der Oper, von den Tonfluthen des Orchesters umrauscht, durch die Singstimmen belebt, darf Dinge wagen, unter deren Wucht das recitirende Drama zusammen bricht.

So ringt denn das deutsche Drama der Gegenwart bis jetzt nur mit theilweisen Erfolgen nach dem Preise (ich meine natürlich nicht den officiellen Preis), welchen die vollendete dichterische Verkörperung der nationalen Heldensage dem glücklichen Sieger verheißt. Unsere Heldensage hat ihren Schiller noch nicht gefunden. Auch Felix Dahn, dessen Rüdiger von Bechlaren unter den zahlreichen neuesten Nibelungendramen neben Wagner, Geibel und Hebbel allein genannt werden darf, ist über glückliche Anläufe und verfehlte Hauptschläge nicht hinausgekommen. Unbedenklicher Realismus, Hinarbeiten auf stärkst aufgetragene Wirkungen durch schroffe Gegensätze und ausdrücklichste Betonung der historisch-politischen Motive kennzeichnen ihn als das ächte Kind dieses unseres Jahrzehntes. Ihm sind der Hagen und die Krimhild des Nibelungenliedes noch nicht wild genug. Der erste muß auch den König Etzel von vorne herein morden wollen, die andere muß von Anfang an selbst nach dem Blute des unschuldigen Giselher lechzen, sie muß während des Kampfes dem edeln Rüdiger den Becher Weins aus der Hand schlagen, den dieser dem verschmachtenden Volker bietet. Dafür geht es aber im Rosengarten zu Bechlaren, in Rüdigers Daheim, so wonnig zu, wie etwa bei dem ehrwürdigen Pfarrer zu Grünau. Rüdiger und Gothelinde lieben sich nach zwanzigjähriger Ehe wie am ersten Tage, Volker spielt zu Giselhers Verlobung mit der jungen

Ditlind „Sah ein Knab' ein Röslein stehen" und „Ich hab mein Liebchen lieber als Vater, Mutter und Thron." Das schöne Donauland duftet und blüht und ladet zu behaglichem Genuß, wie im Ausstellungsjahre. Und Hunnen und Gothen sind sich über die welthistorische Bedeutung ihrer Kämpfe und über die Mission des Germanenthums so klar wie — die Schwertgenossen des alten Hildebrand im „Kampf um Rom". Dietrich von Bern sieht mit Behagen zu, wie Hunnen und Burgunder sich morden, um dann, als Preis seiner Hülfe, die Entscheidung zu bringen. „Alles Volk mit blauem Aug' und blondem Haargelock, das seine Zunge spricht, soll Etzel freigeben." Das geschieht. Etzel legt die Welt auf Dietrichs Schultern und der nimmt sie auf „für der Germanen Volk". „Gerächt ist Siegfried und die Welt ist frei." So endet das Stück. Was will man mehr? Dabei, wie bei Dahn selbstverständlich, schöne, schwungvolle Sprache, lebendiger Dialog. Dahn begleitet sein Gedicht mit den allerausführlichsten Bühnenweisungen, macht es den Regisseuren so leicht als möglich. Es dürfte doch wol, nicht an den politischen Perspectiven, nicht an dem sentimentalen Aufputz der idyllischen Beigaben, nicht an der eminent neudeutschen Behandlung der Liebesscenen scheitern, wol aber an den ungeheuerlichen Verhältnissen des Rachekampfes, an der riesenhaften Anlage der aus der Sage übernommenen Hauptcharaktere. Diese Dinge verlangen nun einmal entweder den berauschenden Zauber der Töne oder die endlose Luftperspective des Epos, das seine Gestalten in Vorder-, Mittel- und Hintergrund beliebig vertheilt, jeder ihre Umgebungen aussucht, Raum und Zeit für Alles hat wie das erdumfassende Meer.

Und so gipfelt denn die Dichtung dieser unserer Jahrzehnte, so weit sie der Belebung und Neugestaltung unserer Heldensage sich zuwendet, auch ohne alle Frage in Wil-

helm Jordans gewaltigem Doppelepos, Siegfried und Hildebrands Heimkehr, das ja wol schon Vielen der geehrten Leser theils aus dem Munde des Dichters, theils durch Lesung bekannt ist. Denn es ist auf dem besten Wege, wenn auch in gewissen Grenzen, ein wirkliches Nationalwerk zu werden.

Jordan nimmt seine Perspectiven höher, zieht seinen Plan weiter und kühner als alle seine Vorgänger. Er beherrscht die labyrinthische Masse der deutschen und nordischen Heldensage am vollkommensten, erfaßt sie am tiefsten und pietätvollsten, gestaltet sie dabei dennoch am freiesten, häufig mit wahrhaft genialem Scharfblick sie ergänzend und aus der stachlichen harten Schale herausholend, und durchdringt und durchgeistigt sie am vollständigsten und kühnsten mit dem ganzen vollen Gedankeninhalt unserer Zeit und unseres Volkes. — Mit der schwermüthigen, tief empfundenen Klage über das Schicksal, welches unsern Stamm bei seinem Eintritt in die Geschichte in die harte Zucht des fremden Gedankens nahm, beginnt der Vorgesang: mit der Klage über den Sturz der heimischen Götter, über das Versiegen der Sage, das Verstummen der Sänger. Aber der Dichter fühlt den Lebensathem des wiederkehrenden Volksfrühlings in sich. Er ahnte, wirklich prophetisch, den Aufgang „der Sonne des Siegs," er unternimmt es, aus den Ruinen der Vorwelt die Räthsel unserer Jugendzeit zu deuten, die halb verloschene Schrift zu entziffern, die Stücke des zerbrochenen Spiegels zusammen zu fügen.

Dann tritt uns Siegfried entgegen als das verkörperte Jugendideal unseres Stammes, von allen zufälligen Schlacken gereinigt, nur dem gemeinsamen, tragischen Menschenlose unterworfen, unter dem Rathe und der Obhut der allwaltenden Götter. Seine Verbindung mit Brunhilde würde die Arbeit der Jahrhunderte vorweg nehmen, ein Göttergeschlecht

auf Erden erzeugen. So möchte der neidische Volant (Loki) sie hindern, aber Allvater wehrt ihm jede Gewalt.

„Nach Walhall zu springen
Ist keine Sünde; doch die es versuchen
Mögen sich hüten den Hals zu brechen.
Allmählich zu wollen ein höheres Muster
Des Menschengeschlechts, das ist nicht verboten,
Es gläubig zu pflegen ist heiligste Pflicht.
Nur die Edelsten ahnen's, nur endlose Arbeit
Von Geschlecht zu Geschlecht vermag sie zu schlagen,
Die Brücke zum Ziel durch die Brandung der Zeiten."

Unter Versuchungen, mit eigener Kraft, auf eigene Verantwortung, werden seine Kinder, wird sein Volk sich emporringen müssen. So gewinnen denn die bunten Bilder der Sage von vorne herein Zusammenhang und tiefe Bedeutung. Symbolisches und Reales verschlingt und durchdringt sich mit feinstem dichterischem Tact. Auch hier giebt es Träume, Weissagungen, Liebestränke, aber Jordan handhabt diese Mittel wie ein Dichter, nicht wie ein poetisirender Musikant und Macher. Der Zauber, das Wunder veranschaulicht die seelischen Vorgänge, brutalisirt sie nicht, schlägt sie nicht todt. Mit feinstem Tact werden die wilden Sagen der Urzeit in die Episoden, in die Lieder der Sänger verwiesen, während im sonnenhellen Vordergrunde sich durchweg gesunde Menschen bewegen. Wir sehen Siegfried von Brunhilde durch eine schöne und natürliche Aufwallung seines jugendlichen Manneshерzens getrennt. Er mag es nicht ertragen, daß sie ihn, den Findling, den Abenteurer, nach seinem Geschlecht, seinen Ahnen fragt. So scheidet er, nicht wie bei Wagner, in brünstiger Liebe, sondern im Zorn, und der Zaubertrank findet die Hauptsache gethan. Und wie reich, wie plastisch, wie farbenschön entwickelt sich dann das Leben am Hofe der Burgunden, wie ahnungsvoll klingen Horands alte Lieder von den Nibelungen

und ihrem Fluch in das festliche Treiben, welche entzückenden Scenen zeigen uns Siegfried und Krimhild, von welcher erhabenen Wirkung ist die Sonnenfinsterniß bei Siegfrieds Ermordung, die Begegnung der beiden Königinnen an Siegfrieds Leiche, ihre Versöhnung, Brunhilds Flammentod bei der Leichenfeier des Helden! Fast noch reicher, aber auch künstlicher, wortreicher ist der zweite Theil, das Hildebrandlied. In geistreicher Weise verschlingen sich da die Nibelungensage in deutscher und nordischer Gestalt und mächtige freie Erfindung zu einem bunten und großartigen Ganzen, freilich nach oft zu stark hervortretendem homerischem, virgilischem, danteschem Muster. Hildebrand, des hohen Dietrich von Bern Waffenmeister, macht sich von der blutigen Wahlstatt im Hunnenlande auf, um Siegfrieds und Krimhilds Tochter Schwanhild, wie er der sterbenden Mutter versprochen, aus dem hohen Norden heimzuholen in die deutsche Heimath. In seine Abenteuer im Nordlande werden die Erzählungen von der Nibelungen Noth und Untergang in kunstreichster Weise verflochten, sowie eine Reihe der lieblichsten und der furchtbarsten Bilder der nordischen Sage. Zuletzt kehrt er, siegreich, mit Schwanhild und Horand zurück, kämpft, unerkannt, mit Hadubrand, dem herangewachsenen Sohne, den sagenberühmten Kampf, und vereinigt dann Hadubrand und Schwanhild, den Sproß der Wölfinge und die Tochter der Wälsungen, zu dauerndem Glück. Die Gestalten der Sage, so weit sie in den Vordergrund treten, sind durchweg edel und menschlich. Etzels Verhältniß zu Krimhild namentlich ist mit wunderbarem Tact und ächt männlichem Gesinnungsadel gestaltet. Dabei keine Spur von Sentimentalität, von gespreizten Effecten: nur oft ein überschwellender Wortreichthum. In welchem Grade Jordan Meister der Sprache ist, wie er alle ihre Register beherrscht, vom erhabensten Pathos bis zum derbsten,

drastischen dialektischen Ausdruck, wie spielend sicher er den Stabreim behandelt, darüber viele Worte zu machen, wäre hier so überflüssig, als die greifbare Lebendigkeit seiner Naturschilderungen und die reizende Naivetät seiner Genrebilder zu preisen. Wol aber muß ein Wort gesagt werden über den reichen, mächtigen, und allerdings ganz und gar modernen, ganz und gar dieser Zeit, diesen Tagen angehörenden Gedankeninhalt, der das Alles trägt und umgiebt, unsere ganze hier entrollte Sagenwelt in eine ganz bestimmte, uns angehörende Beleuchtung bringt. Denn, wie zu erwarten stand, sind gerade gegen diese Seite der Dichtung die meisten Einwürfe erhoben. Es ist ja schon wahr und recht: wer die alten unveränderten Gestalten der Sage in sich aufnehmen will, wie etwa der Sänger des Nibelungenliedes sie schaute, oder wie ein paar Jahrhunderte früher die deutschen Schiffer sie nach Norwegen brachten (denn selbstverständlich sind auch diese ganz wesentlich von einander verschieden), der muß nicht zu Jordan gehen. Seine Helden sind in allen wesentlichen Dingen ächt moderne Menschen, gerade wie die alten Germanen schon bei Heinrich v. Kleist und bei Grabbe. Siegfried verabscheut z. B. den Kampf von Deutschen gegen Deutsche; er durchschaut die Gefahren, welche für den Nordlandsrecken in dem Reiz und der Luft des Südens liegen und er flieht mit Bewußtsein diesen Zauber; die Einheit der organischen Schöpfung, der Zusammenhang aller Wesen, das harmonische Grundgesetz alles Lebens, mit einem Worte der monistische, darwinistische Gedanke der Gegenwart liegt klar vor seinem Geiste, und er giebt ihm kurz vor seinem Tode den schönsten und erhabensten Ausdruck in dem Selbstgespräch der einsamen Waldscene. Und nicht weniger tiefsinnig und einsichtig sind der alte Hildebrand, Volker und Hagen. Die Zwiesprach der beiden Heldenfreunde auf ihrer Todeswache, in der Nacht vor dem Ent-

scheidungskampfe enthält Stellen, an welchen der geistreichste Darwinianer seine Freude haben müßte. Nicht minder schön und sinnig (man denkt an Faust in Wald und Höhle, da er „seine Brüder im Busch“ begrüßt) ist Hildebrands Zwiesprach auf dem flüchtigen Ritt durchs Ungarland, mit Malka der Schimmelstute und Feynald, dem Falken. Und nun vollends die Gluth und Fülle des nationalen Gedankens, die begeisterten Weissagungen einstiger Macht und Herrlichkeit unseres Stammes! Und die Fülle von bedächtigster, gesund realistischer Lebensklugheit, die gar verständigen Erwägungen über den Werth des Geldes, des Besitzes, der guten, braven Hauswirthschaft! Endlich die trefflichen fein empfundenen Theorien Horands, des Harfners, über die seelischen Grundgesetze wahrhaftiger Dichtkunst! Es darf gesagt werden: das Glaubensbekenntniß des Dichters nach allen diesen Richtungen ist so vollständig und gründlich als möglich. Von Objectivität, epischer Unparteilichkeit, Aufgehen des Dichters in seinen Personen und Begebenheiten ist gar keine Rede. Jordan schwebt immer reflectirend über seinem Stoff, hat deß gar kein Hehl. Er ist ganz absichtlich und ausdrücklich der moderne Mensch, der die ganze Fülle seines und seiner Zeitgenossen Denkens und Empfindens, sein eigenes bestes Herzblut, durch die Adern des starren, schönen Leibes unserer Sage, unseres schlafenden Dornröschens ergießt. Wer einst wissen will, wie ein glühend patriotischer, freisinniger, philosophisch geschulter, dabei klar verständiger und praktischer Deutscher unserer Tage über alle wichtigsten uns bewegenden Zeitfragen dachte, wird in Jordans Nibelungen und Hildebrandlied darüber vollständigen Aufschluß finden und er wird diesen Aufschluß zu gutem Theile aus dem Munde von Personen des Gedichtes erhalten, deren Zeitgenossen von allen diesen Dingen natürlich noch keine Ahnung hatten. Ist das ein Fehler, eine Entstellung, wol gar Miß-

handlung der Sage? Jordan könnte erwidern, daß auch die Achäer Homers offenbar als Zeitgenossen des Dichters denken, fühlen, handeln, daß es dem Sänger gar nicht einfällt, in Sachen der Herzensempfindung, der Sitte, des innersten Seelenlebens eine Zeit malen zu wollen, die er nicht kannte. Was er gelegentlich einfließen läßt, über die riesige Stärke seiner Helden, im Gegensatz gegen die der jetzt lebenden Menschen, ist offenbar ganz äußere Zuthat, ohne wesentlichen Einfluß auf das geistige Getriebe der Dichtung. Auch der alte Dichter unseres Nibelungenliedes giebt den Helden seiner Sage die Denkungsweise, die Sitten, die Empfindungen seiner ritterlichen Zeit. Siegfried, der blitzäugige Wälsung, der Frühlingsgott, der Lindwurmtödter, wird ihm zum wohlerzogenen Prinzen (wie unserm Volksmärchen zum rüstigen Jägersmanne); die Walküre Brunhilde wird zur streitbaren Amazone. In der alten Sage, wie sie die Edda erhalten, setzt der Fluch des Goldes, die Hab- und Raubgier, der alte Unsegen unseres Stammes, die zerstörenden Kräfte in Bewegung. König Etzel freit Siegfrieds Wittwe um des Horts, um ihres Brautschatzes willen; aus Habgier lockt er die Burgunden an seinen Hof; in dem Vernichtungskampfe der Katastrophe streitet Gutrune (Krimhilde) an der Seite ihrer Sippen, der Mörder ihres Gatten, mit denen sie durch den Schatz, das Wehegeld versöhnt ist, gegen den Gemahl und die Hunnen. Ueber solche Empfindungen war der ritterliche Dichter des Nibelungenliedes mit seinen Zeitgenossen hinaus. So behält er von den Motiven der Urzeit nur das der Blutrache bei, verschärft es durch den Affect tiefer, leidenschaftlicher Liebe (die herrschende Macht in der ganzen Dichtung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts); und der andern sittlichen Grundgewalt seines Zeitalters, der aus der alten germanischen Schwertbrüderschaft erwachsenen Lehnstreue, setzt er in Hagens, Rüdigers, Dietrichs Gestalten, den

Lichtpunkten und unvergänglichen Zierden seiner Dichtung, das herrlichste, aber in seinem Sinne durchaus moderne Denkmal. Und wie das erlaubt war, so wird es auch erlaubt bleiben. Der Dichter kann gar nicht anders, wenn er nicht aufhören will, Dichter zu sein. Freilich hat er eine Grenze zu achten. Er darf den Lebensnerv nicht durchschneiden, der die Vorzeit mit der Gegenwart, die Wurzel des Baumes mit der Krone verbindet. Die einfachen, unverwüstlichen Grundinstincte, welche in den Geschlechtern von Jahrtausend zu Jahrtausend, unter allem Wachsen und Wechseln, die nationale Einheit erhalten: er muß sie nicht nur kennen und achten, sondern in seinem Herzen müssen sie leben in unverfälschter Art, in ungebrochener Kraft. Neues, veredeltes Blut darf er seinen Urgestalten einflößen, aber keinen fremden, keinen vergifteten Tropfen. Neudeutsch darf er sein soviel er will und kann, aber nicht undeutsch. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch das Costüm seine poetische Berechtigung hätte; und zwar steigt diese Berechtigung naturgemäß mit der zunehmenden historisch-kritischen Bildung des Volks. Wir finden es rührend naiv, wenn die Meister des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts ihre Heiligen, Madonnen, römischen Kriegsknechte und Schriftgelehrten nach der letzten Zeitmode kleiden. Unsere zeitgenössischen Künstler dürften das nicht mehr wagen, ohne dem Banne des Lächerlichen zu verfallen. Und so hat denn auch Jordan bei aller großartigen Freiheit seiner Bewegung, Aehnliches keineswegs gewagt, wenigstens nicht oft und gewiß nicht in wesentlichen Dingen. Zuzugeben ist nur, daß allerdings unsere durchaus wissenschaftlich angelegte, von der Arbeit des kritischen Gedankens durchfurchte Zeit sich der dichterischen, zumal der epischen Darstellung oft spröde versagt. So hat denn auch Jordan in den unmittelbaren, handgreiflichen Beziehungen auf Geschichte und Politik der Gegenwart, in den patriotischen

Weissagungen a posteriori das richtige Maaß wol hie und da überschritten, was denn die Gegner hervorzuheben nicht müde werden. Das Beispiel Virgils, des römischen Hofdichters, ist da keine Entschuldigung. Wenn Hildebrand in den Zukunftsgesichten Walhalls die ganze deutsche Geschichte vorüber ziehen sieht, wenn der Wölfing Hadubrand für einen Sieg über die Franken mit — dem Zollern beschenkt wird und dann, in der Vereinigung mit Schwanhilde, der gluthäugigen Wälsungen-Tochter das siegreiche Herrschergeschlecht des deutschen Zukunftsreiches begründet, so kommt mit der poetischen Wirkung auch die patriotische ins Gedränge. Weniger wäre mehr gewesen. Alles in Allem bleiben Jordans Nibelungen und Hildebrand dennoch eine der anziehendsten, lehrreichsten und im Ganzen und Großen erfreulichsten Kundgebungen einer gewaltigen und reichen, wenn auch noch keineswegs klaren und einheitlichen, und dichterischen Wirkungen nicht unbedingt günstigen Geistesbewegung, die diese beiden letzten Jahrzehnte durchzieht. Sie ist dieselbe, wenn sie unsere Dome vollendet, wenn sie unsere Zimmer und Säle mit dem idealisirten Hausrath der Vorfahren schmückt, wenn sie die uralten Formen deutschen Sanges mit allen Mitteln einer hochgebildeten Sprache erneuert, die Zauberrunen der uralten Sage enträthselt, ihre Bruchstücke immer und immer wieder zu neuen Kunstwerken zusammen fügt und — wenn sie die tiefsinnige, ahnungsvolle Naturanschauung der Vorfahren im Lichte der Wissenschaft vertieft und erneuert. Ihr Name heißt Vertiefung der geschichtlichen Anschauung, Belebung und Befruchtung aller ächten Ueberlieferungen unseres Stammes bei vollständigster Wahrung der Geistes- und Willensfreiheit, die uns auf dem von den Vorfahren gewonnenen Boden zu höheren Zielen voranschreiten läßt. Daß es da an Kämpfen, Mißverständnissen, an Fehlschlägen und Unglückspropheten nicht fehlt — wer wollte das leugnen?

Wo die nationale Kraft so allseitig und gewaltig sich regt wie in diesen merkwürdigen Tagen auf allen Gebieten unseres Schaffens, wo die Geister so auf einander platzen, da ist eben jede Parteistellung und jede Kritik begreiflich und erlaubt — nur nicht der Zweifel an der Kraft und der unerschöpften Fruchtbarkeit unseres Volksgeistes.





III.

Gustav Freytag.

Als Gervinus vor 37 Jahren seine Literaturgeschichte schloß, wies er auf eine neue, höhere Laufbahn hin, die sich für die gereifte Kraft des Volkes nunmehr eröffne. Der deutsche Gedanke habe vorläufig sein Werk gethan. Er habe den Gesichtskreis erweitert, sichere Methoden der Forschung geschaffen, die Phantasie angeregt und befruchtet, sich in die Tiefen des Gemüths und in die Weite der Welt versenkt — und eine nationale Kunst habe diese reiche Gefühls- und Geisteswelt mit ihren Gebilden belebt, aller Welt ihre Offenbarung vermittelt. Jetzt aber gelte es, neues Korn auf die Mühlsteine zu schütten, damit die inhaltlose Bewegung nicht aufreibend wirke. Die Zeit der Thaten müsse beginnen. Nicht länger dürfe es bei den unfruchtbaren Klagen bewenden:

Der Gott der mir im Busen wohnt
Kann tief mein Innerstes bewegen:
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach Außen Nichts bewegen!

Es genüge nicht mehr in epigonenhaften Gedichten, Dramen und Romanen vergeblich mit unsern Classikern zu wetteifern, sondern den deutschen Staat müsse man schaffen. Die politische Bethätigung fordere fortan alle besten Kräfte; aus dem „Volke der Denker" müsse sich ein Volk von klugen, thatkräftigen Männern entwickeln. Dichtkunst und Philosophie dürften ruhen, bis ein neuer großer Zeitinhalt seinerseits die ihm gemäßen neuen Formen fordern und schaffen werde.

Das war ungefähr zu derselben Zeit, als der Princeps Juventutis democraticae, der lyrische würtembergische Deserteur die unsterblichen Worte sang:

„Laßt, o laßt das Verseschweißen!
„Gieb in unsre Hand das Eisen!
„Eisen soll der Heiland sein!

Der strenge, doctrinäre Kritiker und der überschwängliche Eintagssänger einstimmig in der Verachtung zeitgenössischer Dichtkunst, gleich durstig nach Realismus, nach Thaten! So fühlte man sechs Jahre vor 1848, als kaum die ersten Zeichen den nahenden Sturm verkündigten. Und als er dann losbrach, wo blieb der bunte Flor der jungdeutschen Dichtung und der politischen, ihr zur Seite gehenden Lyrik! Wo blieben die stolzen Symbole der Philosophie des Geistes! Die neue, ersehnte Zeit ist dann unter schweren Wehen gekommen. Der deutsche Geist hat die himmlischen Höhen verlassen und trotzig seinen Platz unter den Gewalten dieser Erde verlangt und erobert. Was Gervinus sehnend herbeirief, hat sich so schnell, so vollständig vollzogen, daß es ihm selbst erging, wie Faust mit dem Erdgeist: „Weh! ich ertrag' dich nicht!" Und wie vielen Andern, nicht schlechten Männern, mit ihm! Der Geist der That, freilich auch des Begehrens, hat wie mit Sturmeswehen die Herzen gewandt.

Auf den verödeten Stätten des alten, unpraktischen Ideencultus treffen jetzt die Interessen auf einander. Wir sind praktische, kluge, energische Leute geworden, — wir lassen uns die Butter vom Brode nicht nehmen, wenigstens nicht freiwillig. Das „Herz Europa's" hat sich mit dreifachem Erze gepanzert gegen die harten Gewalten einer feindseligen Welt. Und weithin sichtbar, über den staubigen Plätzen der Interessenkämpfe, über dem Blutdampf der Schlachtfelder, Alles überragend in dieser Aera des Kampfes, des äußern Erfolgs, wo Kraft an Kraft sich zerschlägt, erhebt sich die symbolische Gestalt, in der die Zeit sich verkörpert: der eiserne Mann, der die Macht zum Dienste unseres Rechtes zwang, der über dem neuen Deutschland wacht, nachdem er es geschaffen, nach welchem ferne Enkel diese Tage benennen werden.

Wird man dann auch hinzufügen, wie Feinde und verzagte Freunde heute weissagen: der Mann hat Deutschland erhöht, aber er hat die Deutschen erniedrigt? Das verführerische Linsengericht der politischen Größe wog das Erstgeburtsrecht des deutschen Geistes nicht auf, um das es erkauft war? Das neue Deutschland ist von dem Geiste seiner Geschichte abgefallen, und dieser Geist hat sich gerächt indem er die Siege der Machtanbeter mit Unfruchtbarkeit schlug? Wenn es sich nur um Talente um berühmte oder bekannte Namen, um präsentable Leistungen handelte, so wäre freilich die Widerlegung nicht schwer. Das neue Deutschland ist nicht träge geworden, auch nicht in den Arbeiten des Geistes. Unsere Meßkataloge zeigen keine Abnahme; unsere Universitäten sind besuchter als jemals und wahrlich nicht nur von Bier- und Wein-Studenten. Eine neue, reich ausgestattete Heimath nach der andern hat sich auf deutscher Erde den redenden und bildenden Künsten geöffnet. Weitere Kreise als je in unserer langen Geschichte sind Bildungs-

bestrebungen aller Art zugänglich geworden. Wir exerciren nicht bloß, wir schreiben nicht nur diplomatische, unübertreffliche Noten, wir verbrauchen unsern Scharfsinn nicht lediglich in Ersinnen von Finanzsystemen zu Gunsten unsers Beutels, wir arbeiten nicht nur mächtig in Atelier, Comptoir und Fabrik. Es wird im neuen Deutschland auch nach wie vor, und mehr als vorher gedichtet, erzählt, geredet, musicirt, auch wol philosophirt. Diese bewegten Jahrzehnte werden einst keine sternenlose Stelle des deutschen Literaturhimmels bezeichnen. Aber freilich gilt in diesen Dingen noch mehr als überall sonst der Vorzug des Wägens vor dem Zählen, und da erhebt sich denn die Frage: Ist diese ganze geräuschvolle, hie und da auch ohne Zweifel glänzende Thätigkeit des politisch sich verjüngenden Deutschland in der Lage eine Vergleichung mit unseren großen literarischen Jahrzehnten auch nur entfernt auszuhalten? Wird sie überhaupt etwas zurücklassen, was den Nachkommen Belehrung, Freude, Erfrischung bereitet?

Es wäre von einem Zeitgenossen vermessen, sie kurzweg so oder so beantworten zu wollen. Vestigia terrent! Was haben wir schon Alles seit 1840 begraben! Aber man denke über die geistige Arbeit dieser Revolutions-, Reactions-, Kriegs-, Siegs-, Reichsgründungs-Jahrzehnte wie man wolle — Eins wird man sagen dürfen: nicht nur ihre Unarten, Schwächen und Härten, sondern auch ihre eigenthümlichen Vorzüge haben sich auf literarischem Gebiete typische, voll ausgebildete Vertreter geschaffen. Und wer immer einst sich die Aufgabe stellen wird, zu zeigen, wie die Ueberlieferungen unserer literarisch-idealistischen Epoche in diesen Tagen des siegenden Realismus sich mit der neuen Zeit zurechtfinden, nicht im Schmollwinkel, sondern mitten in der Hauptströmung der veränderten Stimmung, der wird in erster Linie aus dem Lebenswerke des großen, nationalen Schriftstellers schö-

psen, dem diese kurze Betrachtung gewidmet sein soll. Gustav Freytag ist seit Heinrich Heines Hingang der erste representative man großen Styles, den die literarisch-poetische Bewegung dieser Zeit erzeugte. Er ist ohne neben den Zügen der Ahnen die besondere Art der Mutter verleugnen zu können, der am reichsten, vielseitigsten begabte und am vollständigsten entwickelte ihrer Söhne. Man kann in diesen Tagen nicht deutsch empfinden, denken, ohne zu ihm Stellung zu nehmen.

Seine Anfänge liegen bekanntlich über die Grenzen der eigentlichen Neuzeit hinaus. Sie gehören der trüben, schwülen, elektrisch erregten Atmosphäre der vierziger Jahre. Um 1841 erschien, schon 1839 geschrieben, das Drama „Kunz von der Rosen oder die Brautfahrt“, 1844 das einactige Stück „der Gelehrte“; zwei Jahre später (1846) brachte „Valentine“ den ersten durchschlagenden Erfolg. 1847 ergänzte und verstärkte „Graf Waldemar“ die Wirkung. Gustav Freytag nahm seinen Platz ein an der Spitze der dramatischen Talente des fünften Jahrzehntes, schnell hinausgewachsen über Gutzkow, Laube, selbst Hebbel. Der Erfolg war freilich nicht annähernd ein solcher, wie ihn, in anderer Form, zwanzig Jahre früher das „Buch der Lieder“ und die „Harzreise“ errangen. Die Valentine eröffnete durchaus keine neue Epoche, ebensowenig wie ihre Vorgänger und Nachfolger; sie bezeichnet nicht den Anfangspunkt einer neuen Bewegung. In allen diesen Stücken waren die Motive, Charaktertypen, Conflicte, die ganze moralisch-ästhetische Atmosphäre durchaus die des Jahrzehnts. Der jungdeutsche Hauch ist überall fühlbar. Der Schwerpunkt der Handlung liegt auch hier in dem genial-souveränen Selbstgefühl bevorzugter Naturen, die mit ihrer Kraft und ihren Ansprüchen nicht recht „wo hinaus“ wissen und in übermüthigem Humor mit dem Leben spielen. In der Brautfahrt wird das durch

das historisch romantische Kostüm noch einigermaßen verdeckt. Das Stück schildert die abenteuerliche Werbung „des letzten Ritters“, Maximilian von Oesterreich, um Maria von Burgund, die schöne Erbin der Niederlande. Das sorglose Kraftbewußtsein des ritterlichen, über alle gemeinen Berechnungen erhabenen, seinem guten Stern und dem angeborenen Adel vertrauenden Kaisers, neben ihm der gutmüthig überlegene Humor seines lustigen Raths, Kunz von der Rosen, kommen zu wirksamstem Ausdruck, der kraftgenialische Grundzug wird durch die historische Bestimmtheit des Kostüms und der Färbung sehr vortheilhaft gemildert. Es ist, als hielten die eben vollendeten, strengen Fachstudien des jungen Docenten dem Einflusse der Zeitströmung noch die Wage. Gustav Freytag war erst 23 Jahre alt, als er 1839 die Arbeit begann, 25 Jahre, als sie 1841 zuerst über die Bretter ging. Aus gutem, ächt bürgerlichem Gelehrten- und Beamten-Blute entsprossen (der Vater, ursprünglich Arzt, regierte seit 1809 als Bürgermeister das Städtchen Kreuzburg in Oberschlesien, die Mutter war eine poetisch angehauchte Pastorstochter, der unverheirathete Oheim Stadtgerichtsdirector in Oels), hatte Gustav Freytag 1835, also neunzehnjährig, nicht frühreif, nach glänzend vollendeten Gymnasialstudien in Oels als primus omnium, die Universität Breslau bezogen, wo Hoffmann von Fallersleben ihm die ersten Ausblicke in altdeutsches Volks- und Schriftthum gewährte. Dann hatte er, seit 1837 in Berlin, unter Lachmann die strenge Geisteszucht der kritischen Methode genossen, die aller subjectiven Willkür möglichst die Wege verlegt, und 1839 (im 24. Lebensjahre) hatte eine gelehrte Abhandlung über die Nonne Hroswitha von Gandersleben, Kaiser Ottos geistreiche, dichterisch begabte Base, ihn an die Schwelle der akademischen Laufbahn geführt. Der correcte zünftige Privatdocent war im Begriff die Wege zu

wandeln, deren Blüthen und Dornen er später in der „Verlorenen Handschrift“ so pietät- und verständnißvoll geschildert hat. Eine enge gelehrte Ausschließlichkeit ließ nun freilich das lustige Breslau mit seiner reich gegliederten Gesellschaft nicht aufkommen. Der junge, elegante Doctor Freytag war bald unter Aristokraten und Weltleuten bekannter und beliebter als in der Zunft. Seine Gelegenheitsgedichte und seine Person hatten gleich gute Erfolge. Das alte Handelshaus Molinari (dem er nachher unter der Firma T. O. Schröter das unvergängliche Denkmal gesetzt hat) öffnete ihm die besten Kreise des Bürgerthums, und gewährte Gelegenheit und Anregung zu Studien über die Welt der Bücher hinaus; aber auch die französische Geistesströmung, in den vierziger Jahren so übermäßig in deutschen Landen, machte ihre Einwirkung geltend, und so durfte schon der nächste dramatische Versuch des jungen Dichters die akademischen Zunftmeister wol erschrecken. In dem kurzen, einactigen Stück „der Gelehrte“ (1844) zeigt sich Freytags Stimmung von der trüben, heißen Gährung des der Revolution zutreibenden Jahrzehnts ernstlich ergriffen. Das Stück ist eine scharfe, auch wol übertreibende Darstellung des Conflictes zwischen dem Streben des idealen Denkers und den thatsächlichen Gewalten der Gesellschaft. Der „Gelehrte“ weist die Genossenschaft des „Journalisten“, seines praktischen, geschäftigen Freundes vornehm zurück. Was sollen ihm die Parteien? Er hat gelernt die Dinge von beiden Seiten zu schauen; seinem dialektisch geschulten Bewußtsein lösen sich die Gegensätze in höherer Einheit! Aber noch viel weniger Gnade findet vor seinen Augen die geschäftsmäßige Routine der Gewaltmenschen. Dem Antrage des Ministers zum Eintritt in die Regierung entgegnet er mit idealen Zukunftsplänen: das Volk zur Selbstregierung, zur Republik zu erziehen, durch Beispiel mehr als durch Lehre,

darauf komme es an. Und als dann die hocharistokratische Dame, an welche dieser republikanische Denker in aller Stille denn doch sein Herz gehängt hat, im entscheidenden Augenblicke sich als wohlgeschultes Weltkind erweist, als sie dem klugen, ungeliebten Standesgenossen vor dem plebejischen Seelenfreunde praktisch den Vorzug giebt: da entpuppt sich aus dem deutschen Gelehrten der modernisirte Rousseau, der ideal angehauchte Socialist aus der Schule G. Sands. Er entsagt dem Ruhm, der Geistesarbeit, jedem persönlichen Anspruch, und kehrt in das Volk zurück, dem ihn die Illusionen des Geistes-Aristokraten entführten. — So zahlte auch eine kerngesunde Natur wie Gustav Freytag den Tribut einer fieberhaft erregten Zeit, die sich in unklaren Stimmungen und unbefriedigtem Thatendrange aufrieb. Die officielle Welt antwortete ihm in ihrer Weise. Man untersagte dem künftigen Verfasser der Bilder aus der deutschen Vergangenheit in Breslau deutsche Culturgeschichte zu lehren. Er aber erleichterte und reinigte sein Herz in den beiden glänzenden Dramen „die Valentine“ (1846) und „Waldemar“ (1847). Die Hefe der Zeitstimmung mußte eben ausgähren, damit das befreite Gemüth in voller gesammelter Kraft den ernsten Aufgaben einer neuen Epoche sich widmen könne. In beiden Dramen dreht sich das Interesse um aristokratische, hoch beanlagte, aber in sich unklare in genialem Belieben umher getriebene Naturen. — Saalfeld, der Held der Valentine, hat als Student durch Theilnahme an sogenannten demagogischen Umtrieben seine Laufbahn verscherzt; dem inquisitorischen Eifer seines Oheims, des Ministers, entflohen, trieb er sich heimathlos fünfzehn Jahre jenseit des Meeres umher, jagte mit den Indianern auf den Prairien, versuchte sich als Kaufmann, als Soldat, als Politiker und kehrt nun, blasirt gegen Alles, der Abwechselung wegen nach Hause zurück, ohne weiteren Plan. Es werde ihm, meint

er, nichts übrig bleiben, als sich auf eine Scholle zu setzen, seinen Kohl zu pflanzen und als Sauerteig im Volke zu dienen, (wie „der Gelehrte") oder — lüderlich zu werden. Da findet er unter dem verächtlichen Hofgesindel seines Heimatländchens (Freytag schont die Race hier so wenig wie in der verlorenen Handschrift und sonst) ein ungewöhnlich begabtes Weib. Valentine, Freiin von Geldern, fühlt sich unter den Alltagsnaturen ebenso fremd wie Georg, aber sie ist ehrgeizig, der Fürst macht ihr den Hof; so findet sie sich in einer zweideutigen und bedenklichen Lage als Nebenbuhlerin der Prinzessin Marie, welche durch Familien- und Landesinteressen dem Fürsten zur Gemahlin bestimmt ist. Saalfeld durchschaut sehr bald die Intrigue, erlaubt sich in übermüthigem Selbstgefühl einen Eingriff in die Pläne der Dame und erweist sich dann in kritischer Lage als Ritter von hochfliegendster Romantik. Der Fürst hatte die Freiin schwer beleidigt, indem er zu nächtlicher Stunde ihr Fenster erkletterte. Zu schimpflichen Rückzuge veranlaßt, läßt er die Strickleiter am Fenster hängen; Saalfeld hat Alles gesehen und da er die Strickleiter von unten nicht lösen kann, warnt er Valentine durch einen ins Fenster geworfenen Zettel. Da ruft ihn die Dame, die ihrem empörten Herzen Luft machen muß, zu einer Unterredung ins Zimmer. Der dem Dichter dienstbare Gott des Zufalls benutzt diesen kritischen Augenblick, um ein paar einbrechende Diebe ins Haus zu führen; man macht Lärm, findet Saalfeld im Zimmer Valentinens. Und dieser, schnell entschlossen, bringt seine Ehre der seiner stolzen Freundin zum Opfer. Er steckt schnell einen Diamantenschmuck ein, läßt sich als Dieb ergreifen, in Ketten legen und Valentine — schweigt. Ihr aristokratisches Selbstgefühl glaubt den fremden, unheimlich überlegenen Mann, den Abenteurer durch Annahme seines Opfers reichlich belohnt. Erst nach längerem Kampfe findet sie das Gleich-

gewicht ihrer Natur, bekennt sich schuldig (weit mehr als sie es ist, und ohne den Prinzen zu verrathen). Natürlich wird sie vom ganzen Hofe beschimpft; aber daran richtet sich ihr Selstgefühl auf. Sie kann nun Opfer gegen Opfer, Stolz gegen Stolz setzen, ihre Liebe gestehen ohne sich zu demüthigen. Der Schluß ist Freude und Versöhnung. Die auserwählten Naturen behalten Recht gegen die Gesellschaft und werden ein hoffentlich glückliches Paar.

In Graf Waldemar, der ein Jahr später erschien (1847, kurz vor der Revolution), wird dann der Conflict zwischen der genialen, aber müßigen, sich selbst verzehrenden Kraft und einer schalen, nüchtern egoistischen Gesellschaft auf die Spitze getrieben. Der Titelheld zeigt sich vom glänzenden Abenteurer zum Lieblingstypus der jungdeutschen Epoche, dem hochbegabten, blasirten Don Juan gesteigert. Waldemar, von dem flachen Treiben der officiellen Welt angeekelt, hat alle Aufregungen durchgekostet ohne einen Augenblick der Befriedigung zu finden. Jetzt gewinnt ihm eine räthselhafte, abenteuerlich kokette russische Fürstin ein letztes fieberhaftes Interesse ab. Bei einem Stelldichein, das sie ihm giebt, fällt er in einen Hinterhalt, wird schwer mißhandelt, verwundet, von einem braven alten Gärtner und dessen Tochter Gertrud gepflegt, gerettet. Da wendet sich auch die innere Krisis zur Heilung. Er lernt schlichte, einfache Charaktertüchtigkeit und Pflichttreue achten, entsagt Gertrud zu Liebe seinem Stande, allen Vortheilen der privilegirten Gesellschaft, um als einfacher, rechtschaffener Mann in Hingebung und Pflichterfüllung glücklich zu werden. Die Entdeckung, daß jene räthselhafte Fürstin eigentlich eine seiner verlassenen Jugendpassionen ist, bringt ihn nicht mehr aus dem Gleichgewicht. Der Kampf der Principien war schärfer als in der Valentine, aber die Lösung ist dafür auch radicaler. Die Scene, in der sich Waldemar an jenem brutalen fürstlichen

Nebenbuhler rächt, der ihm den Hinterhalt legte, ist von symbolischer Bedeutung. Er schlägt sich nicht etwa mit ihm, verklagt ihn auch nicht, sondern entlarvt ihn einfach als falschen Spieler und complimentirt ihn höflich zum Hause hinaus. Der ganze Ingrimm des Dichters, der Zeit, gegen die Corruption, die auf den Höhen des Lebens sich bläht, drängt sich da zusammen. In der Valentine und dem Grafen Waldemar gab Freytag seinen vollen Beitrag zum Ausdruck jener Stimmung, die sich dann in der Februarrevolution und den ihr folgenden Katastrophen, in dem momentanen Zusammenbruch der ganzen officiellen Gesellschaft, so betäubend entlud.

Aber freilich sind mit dem Hinweis auf diese Verwandtschaft mit herrschenden Zeitstimmungen die Ursachen des glänzenden, außergewöhnlichen Erfolges, namentlich der Valentine, nicht erschöpft. Beide Stücke, und in vieler Beziehung auch Kunz von der Rosen, gehen in Form und Inhalt gleichzeitig weit über die herrschende Strömung des Jahrzehnts hinaus, lassen die Elemente und Ansätze einer höheren Entwickelung, die nur auf ihren Tag wartete, deutlich erkennen. Die Form ist in Bezug auf Sprache, Aufbau und Entwickelung der Handlung, Durchführung der Charakteristik der jungdeutschen Zerfahrenheit weit überlegen. Der Dialog ist lebendig, gedankenreich, von pulsirendem Leben; die Handlung zeigt nur noch in dem ersten Stücke in den neben einander gereihten Bildern und Abenteuern einen etwas willkürlichen, epischen Zug, in der Valentine und in Graf Waldemar entwickelt sie sich streng dramatisch aus dem Kern der Charaktere heraus; die Charakteristik entschädigt durch Blitze köstlichen Humors vielfach für die gewagten Effect-Züge und Scenen; und die Grundstimmung ist von dem schwülen Hauche der Zeit doch nur angeweht, nicht im innersten Kern erfaßt. Der schärfere Blick erkennt alle uns

später so lieb gewordenen Züge der Freytag'schen Dichtung, alle seine Charaktertypen, nicht nur die blasirten Salonhelden, sondern auch die gesunden Träger der deutschen Familie, der deutschen Arbeit. Diese Elemente warten nur auf die Reinigung der Zeitatmosphäre, um wie glänzende Sterne aus Dunst und Wolken hervor zu treten.

Und diese Reinigung kam denn, im Unwetter und mit einer ziemlichen Reihe mißmuthig trüber Tage in ihrem Gefolge; aber sie kam. Und was die Krisis bestanden hatte, fand denn auch die Stunde der Aufrichtung, des neuen kräftigen Wachsthums wieder.

Wie stark und segensreich für uns Alle aber Gustav Freytag sich in der großen Prüfung bewährte, das soll von den mitlebenden Zeugen jener Jahre nicht vergessen werden. Die Revolution traf ihn in der Hochfluth der so berauschenden dramatischen Erfolge und auf der Höhe genußfreudiger, lebenskräftiger Stimmung. In Leipzig hatte 1846 die Valentine ihren Siegeszug über die deutsche Bühne begonnen; in Dresden folgte 1847 die Aufführung des Grafen Waldemar. Gleichzeitig gab eine günstige Vermählung mit einer hochgebildeten, geliebten, wohlhabenden Frau, der verwittweten Gräfin Dyhra (aus guter schlesischer Bürgerfamilie), der socialen Stellung eine erfreuliche Grundlage.

Da brach der altersschwache Polizeistaat zusammen, und wildschäumend spritzten die trüben Wogen unklarer Begeisterung und selbstsüchtig befangener Leidenschaft empor an den Trümmern. Daß es an bestimmten Zielen und auch an Thatkraft, guter wie verderblicher, hüben und drüben fehlte, wurde erst später gemerkt. Zunächst kamen alle Ueberlieferungen ins Wanken; eine Herrschaft der Phrase begann, wie man sie bisher in deutschen Landen noch nicht erlebt. Und wenn die meisten dieser Phrasen nur lästig waren, so konnte eine gefährlich werden. Ich meine das kosmopolitische

Vermächtniß der Heine-Börne'schen jungdeutschen Bewegung: die Phrase von der natürlichen Brüderschaft der Völker im Gegensatz zum Ehrgeiz der Fürsten, der allein alles Unheil verschulde. Je herrlicher die Idee, der Wunsch, um so bedenklicher die Täuschung über die Bedingungen seiner Erfüllung. Es gewann den Anschein, als sollte Deutschland wieder einmal, beim Worte genommen, die allgemeine Zeche bezahlen. Eine seltsame Gesellschaft von Brüdern erhob sich an unsern Grenzen. In einem babylonischen Sprachenconcerte, vom Po bis zur Weichsel wurden wir aufgefordert, die dargebotenen Freundeshände von Italienern, Slovenen, Tschechen, Polen — mit Gastgeschenken deutschen Landes zu füllen; und die nur zu begreifliche Verstimmung gegen die beiden Großmächte, welche die Grenze bewachten, lähmte die nationale Kraft und machte die Verwirrung bedenklich. Namentlich das Polenthum zeigte sich behend, das heiße Eisen zu schmieden und auf Kosten des verhaßten preußischen Polizeistaats seine Beute in Sicherheit zu bringen.

Da fand denn Gustav Freytag im Drange der Zeit mit sicherm Instinct die Stelle, wo seine Kraft ihren Hebel einsetzen konnte und mußte. Er vertauscht die Feder des Dramatikers mit der des Journalisten, tritt in Reih und Glied, läßt den Dichter, den Geistesaristokraten, den Virtuosen einstweilen bei Seite und sucht Freude, Befriedigung im Dienste der nationalen, der vaterländischen Sache. Von Kuranda, den die Bewegung nach Oesterreich in seine Heimath zurückrief, übernimmt er, in Gemeinschaft mit Julian Schmidt, am 1. Juli 1848 die Grenzboten, an denen der letztere schon seit 1847 als Mitarbeiter wirkte. Er hat sie dann 22 Jahre lang geleitet, bis 1861 mit Schmidt, dann, bis 1866, mit Moritz Busch, später mit Max Jordan und Julius Eckardt, bis 1870 Freytags kirchliche oder unkirchliche Freisinnigkeit den

Verleger erschreckte und zur Lösung des Verhältnisses führte. Ein wunderlicheres Paar als Freytag und Schmidt hat man kaum gesehen. Schon äußerlich bildeten sie den neckischsten Gegensatz. Der Dichter schlank und kräftig gewachsen, ein gutes, ächt deutsches Gesicht, blond mit blühender Farbe (eine Composition von Fink und Anton im Salon der Grünen und der Braunen); der Kritiker klein, braun, koboldartig, mit ungeheurem Kopfe, von heftigen, stoßweisen Bewegungen, schnatternder, scharf artikulirter, in kurzen, orakelartigen Sätzen herausgestoßener Rede, wie sein Styl. Und der gleiche Gegensatz in ihrer geistigen Art: dort liebevolle Versenkung in die Dinge, positive, gestaltende Kraft, herzenswarmer Humor, hier zersetzender, scharf sondernder Verstand, Vorliebe für abstracte Formeln, doctrinäre Schärfe, bisweilen ein trockener Verstandeswitz, der sich bis zum schneidigen Hohne steigert. Aber so ergänzten sie einander, und gleiche ehrliche Hingabe an den vaterländischen Gedanken, gleich tüchtige Bildung, die gleiche Geistesfreiheit, die gleiche strenge Rechtschaffenheit und literarische Unabhängigkeit (Schmidt hatte damals erst ein paar Lehrjahre hindurch in der Berliner Atmosphäre geathmet) bildete das umfassende Band. Es ist ein stolzes Wort, mit dem Schmidt am 15. September 1853 die Widmung seiner Literaturgeschichte an Gustav Freytag beschloß: — „Wir haben nach bestem Wissen und Gewissen Gerechtigkeit ausgeübt; wir haben niemals eine persönliche Rücksicht walten lassen, nie die Sache aus den Augen gesetzt; keine Menschenfurcht hat uns berührt; wir haben die Gefühlsströmungen der Massen so wenig geachtet, als die Empfindlichkeit der Einzelnen, die wir in ihrem Glauben an sich selbst stören mußten: wir haben es treu und ehrlich mit dem Vaterlande gemeint, und am meisten da, wo wir seine Neigungen bekämpften." Man wird ihm in allen Hauptsachen dennoch Recht geben müssen. Die

Grenzboten haben sich lange als eine grüne Oase in unserer von persönlichen Rücksichten wie von Heuschrecken zerfressenen Tagesliteratur erhalten. Sie sind oft einseitig, doctrinär, absprechend gewesen, namentlich wo Schmidt das Wort nahm, aber nie unehrlich, nie feil, selten oberflächlich, sehr oft in Inhalt und Form auf der reinsten Höhe der Zeit. Und ihre Stellung zu der Kernfrage der Zeit, deren Tragweite sie früher als alle Andern erkannten, ich meine zu der vaterländischen Frage, den nationalen Unabhängigkeits-, Macht- und Ehreninteressen, hat sie von vorneherein zu einem Sammelpunkte für die besten Kräfte unseres politischen Genesungsprocesses gemacht. In seinem ersten Aufsatze, im Juli 1848, rieth Gustav Freytag Oesterreich, Italien aufzugeben, und seine Entschädigung im Hinterlande Dalmatiens, in Bosnien zu suchen. Und gleichzeitig eröffnete er jenen glänzenden Feldzug gegen die an unserer Ostgrenze wühlenden cultur- und deutschfeindlichen Kräfte, die er, das oberschlesische Kind, nur zu gut aus eigener Anschauung kannte. Die Briefe an Michel Moos, den wasserpolakischen Volksvertreter, behaupten durch classischen Humor neben den besten Capiteln von „Soll und Haben" ihre Stelle. Sie, und überhaupt Freytags Artikel über die polnische Bewegung haben, noch besser als Jordans berühmte Polenrede, Vielen das Gewissen für die Erhaltung unserer besten Besitzthümer geschärft. Der in die Kriegsuniform des Journalisten verkleidete Dichter nahm in diesen Kämpfen entschieden und für immer die Richtung, der er nachher seine besten Erfolge verdankt hat. Er bricht auch sonst ein für allemal mit den spielend aristokratischen Launen und Stimmungen seiner Lehrjahre. Sein Charakter wurzelt fest in dem gesunden Boden der hingebenden Pflichttreue und zielbewußten Arbeit; sein Herz und seine Kraft gehört fortan jenem deutschen modernen Bürgerstande, den er so oft schlechtweg als die

Nation bezeichnet, der mit jener Pflichttreue und jener Arbeit steht und fällt, der unsere Cultur nach Osten trug, unser Gebiet verdoppelte, unsere innere Kraft verzehnfachte, auf dem das Heil und Gedeihen der Zukunft ruht. In diesem Zeichen wird der Dichter fortan seine Geistesschlachten schlagen. Der formvollendetste Dichter des genialen Beliebens wird uns auf der Höhe des Lebens und der Kraft die Poesie unserer Culturarbeit zeigen, der gegenwärtigen wie der vergangenen. Er wird sich dazu der breiten, weit ausgelegten epischen Formen in allen ihren Nuancen bedienen. Zuvor aber, gewissermaßen als Pfand der Reife und der Genesung, gewährt ihm die Muse ihre schönste Gunst. Sie gestattet ihm, den Moment der innern Klärung und Beruhigung in einem abgeschlossenen, harmonischen Kunstwerke, dem poetischen Silberblicke dieses reichen und schönen Lebens, für alle Zeiten festzuhalten. Ich spreche von den „Journalisten," dem besten deutschen Drama seit dem Tod Schillers und Kleists, vielleicht dem besten deutschen Lustspiel überhaupt. Es gehört dem Jahre 1853. Der Höhepunkt der Reaction, die Tage der allgemeinsten und tiefsten Verbitterung der freisinnigen Kreise ließen die Seele des der Zeit voranschreitenden Dichters unter dem Zauber des heiteren, ästhetischen Spieles genesen. Der große Kampf der Zeit muß die von ihm geschaffenen und bedingten Lebensformen hergeben; diese Formen werden, in weisester und glücklichster Vorsicht, ihres aufregenden Inhalts entledigt und damit geschickt gemacht für die Aufnahme rein menschlicher Typen; zu harmlosem Spiel auf einem kleinen, sonnenhellen Schauplatze sehen wir alle Charaktermasken des großen Faschings der Zeit beisammen. Den politischen Dilettanten vor Allem, daneben den idealistischen Denker, den Intriguanten, die gewerbsmäßigen Kleinkrämer des Zeitgeistes in allen Formen, vom tapfern, durch Humor gestählten Redacteur bis zum hung-

rigen, naiv-cynischen Reporter, vom doctrinären Leitartikler bis zum verschämten Localästhetiker, Gelegenheitsdichter und Feuilletonisten; das rein Menschliche feiert unter diesen Narren der Zeit in der Gestalt edler Frauen schöne Triumphe und wahrt in der des braven, fröhlichen Weinhändlers seine Grundrechte, die Handlung bewegt sich leicht, sicher, durchsichtig, mit innerer Nothwendigkeit durch die bunten Windungen dieses neckischen Spiels. Ein Zug des Aufathmens, der Erleichterung, der Genesung geht durch das Ganze. Die übermüthige Laune der Jugendarbeiten des Dichters, zu ächtem Humor verklärt, blitzt aus dem ehrlich-schelmischen Auge des prächtigen Bolz (er ist wohl Freytags originalste, beste Gestalt); und selbst der arme hungrige Schmock bekommt seinen Antheil an den Spenden des guten sonntagslaunigen Tages. Wer kann ihm böse werden, wenn er die Klage erhebt gegen „den ungerechten Mann“, der da haben will lauter Brillantes für fünf Pfennige die Zeile, wenn er sich sehnt nach einem guten, soliden Geschäft und hofft, daß er sich wird können helfen mit fünfundzwanzig Thalern, und wenn er die Erinnerung an den süßen Wein und die Semmel mit Lachs so treu im dankbaren Herzen bewahrt! Die Journalisten sind ein ächtes, gutes Lustspiel, von der unvergänglichen Art; man wird sie spielen und dabei Thränen lachen, so lange es Parteien und Zeitungen giebt, und biedere, liebe Mitbürger am Vorabend der Wahl, und selbstlose Ehrenmänner, die sich auf dem Altare der Wahlcandidatur mit schwerem Herzen für das Vaterland opfern, und principielle Feinde der Tagespresse, die man mit einem zufälligen Tadel ihrer anonymen Leitartikel tödtlich beleidigt, und lustige, brave Mädchen, denen ein Bräutigam lieber ist als ein ganzer Haufen Parteiprogramme. Man merkt dem Stücke an, daß es dem Dichter wohl in seiner Haut war, als er es schrieb, daß er sich behaglich fühlte in seinem Garten zu

Siebleben und in dem traulichen Winterverkehr mit den trefflichen Leipziger Freunden, den Haupt, Jahn, Mommsen, Stephani, Treitschke und nicht am wenigsten mit Salomon Hirzel, dem treuen Pathen seiner Geisteskinder. Auch der freundliche und wirksame Schutz des fürstlichen Mäcenas, Ernst von Gotha, war in jenen Tagen der Umkehr und Rettung nicht zu verachten. Man erzählte uns kürzlich, glaubwürdig genug, wie der vielbesprochene Hofraths- und Vorleser-Titel in seinem Ursprung lediglich Vertheidigung gegen die damalige preußische Großmachtspolitik bezweckte. Es galt, Freytag vor Verfolgung zu schützen wegen einer Rußland betreffenden Mittheilung, die er 1854 der Leipziger Zeitung zukommen ließ. Den ausgewanderten Schlesier hätte der Herzog ausliefern müssen; seinen „Vorleser" und Hofrath konnte man doch nicht gut in die Hausvogtei stecken! — Den Dank, einen schönen unvergänglichen Dank brachte dem Herzoge das Jahr 1855 in jener denkwürdigen Widmung von „Soll und Haben", des bedeutendsten deutschen Romans der Neuzeit, zwei Jahre nach dem besten Lustspiele. Sie zeigt den Dichter auf der Höhe seines geschichtlichen Berufs, in vollem, klarem Verständniß seiner Aufgabe und der von nun an einzuschlagenden Richtung. „Als die Pflicht des Dichters habe es der Herzog bezeichnet, das Volk in seiner Muthlosigkeit aufzurichten, ihm ein Bild seiner Tüchtigkeit zu zeigen. Das wolle der Verfasser denn hier zu geben versuchen, ohne plattes Abschreiben der Wirklichkeit, ohne Verzerrung und ohne Ungerechtigkeit." Ein ebenso schönes als einfaches Programm. Ist das Buch ihm gerecht geworden? Vor neun Jahren, als ich meine Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart veröffentlichte, hatte die warme, volle Bejahung dieser Frage sich noch um manche kritische Gegenströmung zu kümmern. Es galt, das poetische Bürgerrecht

der gemeinen, erwerbenden Arbeit, unserer bürgerlichen Wirklichkeit zu wahren gegen den romantisirenden Pseudo-Idealismus; Anton war als vollwichtiger Vertreter jener Arbeit und jenes Realismus in Schutz zu nehmen; auch mancher gegen die Darstellung des Gegenspiels, der Folie, der adligen und polnischen Wirthschaft und des parasitischen undeutschen Ausbeutungs- und Wuchergeschäfts erhobene Vorwurf war auf seinen Werth zu prüfen. Heute ist in allen diesen Punkten wol eine gewisse Kürze erlaubt. Das Publikum, die Leser von mehr als zwanzig Auflagen, diesseits und jenseits des Meeres, hat zu einmüthig, zu mächtig gesprochen. Man braucht Niemandem mehr zu beweisen, daß die Poesie der Arbeit nicht in ihrem Stoff, in ihren Handgriffen liegt, sondern in ihrer Wirkung auf das Gemüth, den Charakter. Nicht darauf kommt es an, ob man Syrup oder Kaffee verkauft, oder das Land bestellt, oder Bücher schreibt oder Truppen einexercirt, sondern auf die freiwillige Anstrengung, die Pflichttreue, die innere Freude an dem eigenen nützlichen Thun. Und wie jenes merkwürdige Buch alle diese guten Gewalten, mit dem Zauber ächter Kunst umgeben, zum Bewußtsein gebracht, wirksam gemacht hat, darüber braucht es heute wol nicht mehr vieler Worte! Schlicht und einfach, ohne alle künstlichen Reizmittel bewegt sich die vorbereitende und aufsteigende Handlung in den anspruchslosesten Formen. Keine ungewöhnlichen Ereignisse, keine Abenteuer kitzeln die Phantasie. Anton schreibt Rechnungen und Briefe, packt Waaren aus, hört bei Tische fein artig zu, wenn sich der Prinzipal mit Jordan und Fräulein Sabine unterhält. Seine Romantik bringt es nicht über ein paar solide Tanzstundenspäßchen, einen Sonntagsritt oder eine Wasserfahrt mit unfreiwilligem Bade hinaus. Die Uebrigen gar leben einen Tag wie den andern. Liebold schreibt seine Zahlen, Pix malt seine Hieroglyphen auf die Waarenballen, Baumann brütet über künftigen Missions-

predigten, der alte Sturm schrotet Fässer, trinkt soviel Bier als möglich (da der fünfzigste Geburtstag ja doch nicht mehr fern ist), wundert sich über die Kleinheit und die Klugheit seines Karl, und Karl hilft Allen, weiß überall Bescheid und „wird praktisch". Und doch möchten wir den unbefangenen Leser sehen, den diese einfachen Dinge langweilten, dem es nicht wohl würde in dieser unscheinbaren, aber lebendigen gesunden, mit dem Auge des liebevollen, ächten Humors geschauten Gesellschaft! Denn wie das Alles sich künstlerisch, harmonisch gruppirt, in reinen, saubern Formen, in vorsichtiger, weicher Abtönung der Farben, so wird es von Innen heraus wie von einem sanften, wohlthuenden Lichte durchstrahlt und geadelt durch den Geist anspruchsloser, zur andern Natur gewordener Pflichttreue und menschlichen Wohlwollens, welches ja den kräftigen Kampf der Temperamente, der Charaktere, der Interessen, und auch frische, übermüthige Laune nicht ausschließt. An Herrn Schröters Ehrentage bringt der hartgesottene, amerikanisch-deutsche Dandy, der nichts weniger als sentimentale Fink, nicht Anton oder Jordan, den Toast aus: „Trinken Sie mit mir auf das Wohl eines deutschen Geschäftes, wo die Arbeit eine Freude ist und die Ehre eine Heimath hat." Ob das jetzt heranwachsende Geschlecht bei diesen Worten so fühlt, wie wir in den schweren, gedrückten fünfziger Jahren? Ich weiß es nicht, es ist aber zu wünschen. Als der junge, schwärmerisch geniale Bernhard Ehrenthal sich einmal über die schale Langweiligkeit unseres Alltagslebens beklagt, sich nach Wüsten und Palmenwäldern, nach den Rosengärten von Schiras und den Weinlauben des Hafis sehnt, antwortet ihm Anton: „Wer das Leben hier schal findet, wird sich in Schiras erst recht langweilen. Der europäische Kaufmann erlebt ebensoviel Großes und mehr als der Reiter in der arabischen Wüste. Sein Blick umfaßt einen ganz andern Ge-

sichtskreis und sein Herz und Muth werden nicht weniger in Anspruch genommen; denn im Grunde beruht das ganze Geschäft auf Redlichkeit und Vertrauen."

Nun giebt aber erst der Gegensatz das ästhetische Maß der Dinge, und im Kampfe mißt sich die Kraft. So ist es denn mit der einleitenden Idylle nicht gethan. Das Bürgerthum muß mit seinen Gegnern sich messen: hier mit pfiffigen, arbeitscheuen, aussaugenden Parasiten, dort mit den Vertretern des bevorrechteten ererbten Besitzes. Ein tausendjähriger nationaler Gegensatz, der des Dichters Jugenderinnerungen beherrscht, greift in die eng umfriedeten Verhältnisse hinein und giebt dem Bilde einen ernsten historischen Hintergrund. Der Himmel verdüstert sich, tragische Motive mischen sich ein, das Idyll erweitert sich zum historisch-socialen Zeitgemälde großen Styls. Daß die Kraft des Dichters sich hier überall in gleicher Vollendung bewährt wie in den köstlichen Kleinmalereien des grundlegenden Theiles wird kaum zu erweisen sein. Wie der Horizont sich erweitert, verschwimmen hie und da die Umrisse, die Farben verblassen an einzelnen Stellen, die Einheit des Interesses und des Tons wird nicht überall gleich vollkommen gewahrt. Eine gewisse Gewaltsamkeit des Humors wird hie und da fühlbar. Aber das Glänzende, Treffliche bleibt so überwiegend, daß Spannung und Gesammtwirkung kaum merklich leiden. Völlig zurückzuweisen scheint mir der oft gehörte Vorwurf, daß die Erbsünde gewisser blasirt-genialer, aristokratischer Sympathien die Einheit des Grundtons schädige; daß Fink, der Saalfeld, wo nicht Waldemar redivivus, den Helden in den Hintergrund stelle und eine unsichere Stimmung erzeuge. Wenn Fink bei einem Theil der Leser mehr Verständniß und Sympathie gefunden hat, als Anton, so hat das einmal den ästhetischen Grund, daß er, wie alle Nebenfiguren des Gedichts, von vorne herein fertig und abgeschlossen und also

leichter zu fassen ist. Es gehört ein feinerer Blick dazu, das Werden und Reifen eines Charakters zu verfolgen, als eines glänzenden und bestechenden fertigen sich zu erfreuen. Aber auch ein pathologischer Zug unseres Mittelstandes kommt, nicht zu Lasten des Dichters, in Betracht. Das Wilhelm-Meisterthum, das Streben nach Ausgleichung der ständischen Unterschiede im Typus des gebildeten Menschen hat seit Goethes Zeit, in gutem und schlimmem Sinne, sehr weite Kreise ergriffen. Der cavalierartige junge Bürgerliche und Geschäftsmann, ein bischen humoristisch, ein bischen blasirt, auf alle Fälle nobel, mannhaft, über philisterhafte Rücksichten erhaben, darf in einem vollständigen Zeitbilde nicht fehlen. Sein virtuos gezeichneter Typus war, abgesehen von der reinen Kunstwirkung, des jubelnden Beifalls sicher; nur daß man daraus nicht auf eine Parteilichkeit des Dichters, auf eine Abweichung vom Grundgedanken schließe. Fink, das ist ja wahr und in der Ordnung, ist seinem urdeutschen bürgerlichen Genossen in allen Nebendingen überlegen. Er plaudert gewandter, er reitet besser, er segelt geschickter, schwimmt sicherer, er senkt vor keiner Dame verlegen den Blick, er macht viel, viel bessere Witze, er führt das Wort im Salon und beim Becher — aber in allen ernsten Krisen nimmt nicht er, sondern Anton, nicht die geniale Laune sondern der klare Verstand und der feste Wille die siegreiche, sichere Führung. Und was die eigentlichen Vollblutaristokraten angeht, die Rothsattels und gar die Tarnowskys und Genossen, nun, so ist ja Freytag gewiß viel zu sehr Künstler und ächter Dichter, um ihre guten Formen, ihre persönliche Sicherheit und Gewandtheit, den ganzen feinen, die Nerven kitzelnden Duft ihrer Atmosphäre irgend einer Tendenz zuliebe nicht zu voller, ästhetischer Wirkung zu bringen. Wer hätte nicht seine Freude an der stattlichen, entschlossenen Eleonore, an dem leichtlebigen, frischen, gut-

müthigen Arthur, an dem so ächt vornehmen Baron Rothsattel? Aber wer fühlte auch nicht die unbestechliche Gerechtigkeit des Dichters im innersten Mark, Angesichts der furchtbaren Entwickelung in der jener Urtheilsspruch des alten Hippus sich vollzieht: „Diese Genußmenschen sind nur auf einem Wege niederzuwerfen, man muß ihnen Arbeit und Sorge machen. Sie kennen die eine so wenig als die andere, und können sie nicht auf die Dauer ertragen.“ Selbst auf dem eigentlichen Herrschgebiete der bevorrechtigten Stände, da wo es sich um anmuthige Formen handelt, wird das „Soll und Haben“ mit schneidiger Unparteilichkeit abgewogen. Man erinnere sich z. B. der kleinlichen, engherzigen Haltung der ganzen vornehmen Gesellschaft in jener Katastrophe, die Anton aus der Tanzstunde entfernt! Die Sympathien des Dichters und der Leser sind so deutlich als möglich auf Seiten des Bürgerlichen, der nicht einen Augenblick für etwas gelten will, was er nicht ist, und ich denke, auch die Vornehmheit ist hier ganz auf seiner Seite, wie in allen ernsten Wendungen der Handlung. Fast möchte man den Dichter einer gewissen einseitigen Härte zeihen, wenn er für die Segnungen, welche hingebende Arbeit und Pflichttreue auch über einen sehr großen Theil unseres Adels ausgegossen hat, in dem Plane seines socialen Gemäldes keinen Platz fand. Und noch mehr gilt das bekanntlich von den Typen der parasitischen pseudo-bürgerlichen Gesellschaft. Freilich, der Künstler gewinnt hier doppelt und dreifach was der Culturhistoriker daran giebt. Es ist nichts Drastischeres, nichts Virtuoseres, nichts feiner der Natur Abgelauschtes in unserer Literatur vorhanden, als die Judengestalten in Soll und Haben. Veitel Itzig, der von Sorau nach der Hauptstadt zieht, hungrig, entschlossen, skrupellos, zu Allem bereit „um zu werden ein großer und mächtiger Mann, wie man es kann lernen in die Papiere“; seine Unterhaltung mit Ehrenthal über den Lohn und über

den Rock und die Hosen „durch die er will Ehre machen dem Geschäft“; seine Studien bei Hippus; seine Demuth, die in dämonische Frechheit umschlägt, sobald er die Macht hat; dann Schmeie Tinkeles aus Brody, mit seinem abgebrühten Sklavenhumor; Löbell Pinkus, der kleine, kluge, bescheidene Mann; Ehrenthal mit dem kleinen Comptoir und der großen Brieftasche; die schöne kokette Rosalie, die stattliche Frau Ehrenthal mit den fetten, von Ringen strahlenden Fingern! Die Poesie der Racenabneigung feiert da durchschlagende Triumphe. Aber wie wenig hier der Gegenstand erschöpft oder in seinem Kern getroffen ist, das bedarf angesichts der jüdisch-deutschen Culturarbeit des letzten Jahrhunderts wol kaum der Bemerkung. Nicht einmal der welthistorische Familiensinn des jüdischen Stammes findet unverkümmerte Anerkennung; und, als sollte in jeden Tropfen Wein die Galle gemischt werden, wird selbst der reine, hingebende Idealismus des jungen jüdischen Gelehrten durch eine, bei seinem Stamme so seltene, wenn auch allerdings nicht unerhörte, Unbehülflichkeit und Schwäche zur Zielscheibe des Spottes. Daß auch das Polenthum sich karrikirt glaubt, können wir eher verschmerzen; seine Hauptzüge sind darum doch vorzüglich getroffen. Das ganze Gedicht ist nicht nur eine Kunstleistung allerersten Ranges, mit allen Vorzügen und wenigen Schwächen der von Dickens geschaffenen Form des socialen Romans, sondern auch eine ächte, nationale That von segensreicher, weittragender Wirkung. „Soll und Haben“ hat weiten Kreisen Freude an unserer heimischen Art und Vertrauen auf unsere Zukunft zurück gegeben; es hat der kosmopolitischen, heimathlosen, weltschmerzlichen Schönseligkeit in unserer Unterhaltungsliteratur entgegengewirkt und die Umkehr zu einem gesunden, die Freude am Idealen nicht ausschließenden Realismus mächtig gefördert. In unserer erzählenden Dichtung hat dieser Roman den Cha-

rakter der geistigen Strömung bestimmt, welche die fünfziger und sechsziger Jahre kennzeichnet und in welche der Dichter dann noch einmal, nachdem er mit dem Drama durch Darlegung seiner Theorie und durch das Römerdrama „die Fabier“ abgeschlossen, mit der „Verlorenen Handschrift“ (1864) selbstständig eingriff.

Daß ich diese Leistung nicht zu Freytags glücklichsten Griffen zählen kann, habe ich seiner Zeit ausführlich begründet. Ich würde heute manchen Ausdruck mit einem weniger scharfen vertauschen können, aber in der Hauptsache wird wiederholt werden dürfen, daß die Ausführung, wol unter dem Einflusse störender Umstände, die sich heute noch unserer Kenntniß entziehen, nicht auf der Höhe des Plans steht. Eine gewisse Gereiztheit (ob sie in bestimmten Anschauungen und Erfahrungen ihren Grund hatte, wird vielleicht der künftige Biograph Freytags einmal herausbringen) verschiebt hie und da die Perspective und kommt einer harmonischen Wirkung wenig zu Gute. Wie schön ist an sich der Gedanke, nach der materiellen nun auch die geistige Arbeit unseres Mittelstandes dichterisch zu Ehren zu bringen. Wie trefflich wiederholt und vertieft sich der Feldruf von „Soll und Haben“ in den Worten des Professor Felix: „So lange trägt unser Volk die Bürgschaft schöpferischer Jugend in sich, als es die Ehrfurcht vor geistiger Arbeit und die einfache Ehrlichkeit in Liebe und Haß nicht verliert.“ Aber sind die vergeblichen Bemühungen zweier abstracter Philologen um eine verlorene Handschrift eine ausgiebige, poetisch wirksame Vertretung jener geistigen Arbeit? Und ist der alberne Cäsarenwahnsinn eines Duodezfürsten ein für unsere Zeit typischer Gegenstand des Hasses? Welch eine Unterschied zwischen beiden Romanen in der ganzen Architektonik, in der Führung der Handlung, in der Vertheilung der Farben! Dort eine gleichmäßige, allmählich anschwellende Kraft, liebe-

vollste, sauberste Zeichnung des Einzelnen, meisterhafteste Behandlung auch der Natursymbolik und der Poesie des Leblosen — man denke an Rothsattels Feldgang vor dem Gewitter, oder an das alte Kaufmannshaus bei Antons Rückkehr: ein wahrer Sonnenglanz ächt poetischen, liebevollen Humors! Hier neben herrlichen Kapiteln, die ganz den alten Meister zeigen, wunderliche sprunghafte Einfälle. Gleich der Eingang bringt das Gemälde der Mondlandschaft in einer Reihe von oft recht barocken Apostrophen an das Nachtgestirn! Oft genug durchbrechen breite Beschreibungen die Handlung; die letztere zeigt sich nicht selten von des Gedankens Blässe angekränkelt, und die forcirte Tragik der Schlußscenen erscheint in der übernüchternen kleinstaatlichen Universitäts- und Hofatmosphäre viel zu willkürlich, um innerlich recht zu packen. Und was für mich das Entscheidende: der Humor, Freytags Hauptstärke in den „Journalisten" und in „Soll und Haben", verdünnt sich hier nicht selten zu einer übermüthig willkürlichen Laune, welche die Fühlung mit dem gemüthlichen Kern der Dichtung verliert. Namentlich die Leistungen der Familie Hummel bieten die Beispiele in Fülle. Was sollen wir denken und empfinden, wenn Hummel, nachdem er den lange von ihm gequälten und geärgerten Nachbarn großmüthig und aufopfernd gerettet hat, nun dennoch die Rosen wüthend ausreißt und fortwirft, welche der Dankbare ihm pflanzte! Wo bleibt der Spaß bei der „Entführung" Laura's in dem, von ihrem Vater eigens für diesen Zweck bestellten Wagen — und dann endlich gar die Erhebung des seligen Paters Tachhuber zum wilden Jäger und die Versetzung des Köters „Speihahn" unter die Geisterhunde! Und die Katastrophe, welche das uns vorgeführte Beispiel der so warm und schön angekündigten geistigen Arbeit in einem lächerlichen Fehlschlage endigen läßt! Dabei culturhistorische Axiome wie dies (bei Freytag, dem genialen Kenner und Darsteller

unserer Vorzeit), daß in Deutschland von jeher der Mittelstand den Ton angegeben habe für Fürsten und Volk! daß die Narrheiten der Hofkreise weiter nichs seien, als veraltete Moden der bürgerlichen Gesellschaft! Wahrlich, diesen Dingen und dem Cäsaren-Wahnsinn des kleinen Landesvaters gegenüber, und Angesichts der fast fieberhaften Ungleichheit des Tons scheint die Annahme einer vorübergehenden Verstimmung doch wol nicht zu vermeiden.

Aber schon hatte der Dichter indessen die Quelle geöffnet, die ihm, als die günstige Stunde zurückkehrte, noch eine schöne, reiche Ernte befruchten sollte. Zwischen 1859 und 1866 waren die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" entstanden: ein wahres Ei des Columbus, wie freilich nur diese Verbindung von Gestaltungskraft und intuitivem Forschergeist es hinstellen konnte. Diese Lebensbilder, mit ihren prächtigen Einleitungen, in ihrer sinnigen, tactvollen Auswahl, beseelt von dieser tiefen, glühenden, nur dem Respect vor der geschichtlichen Wahrheit untergeordneten Liebe zu heimischer Sitte und Art, stehen recht eigentlich im Mittelpunkte der nationalen Bewegung dieser unvergeßlichen Jahrzehnte. Dem Volke, welches das Reich neu aufrichten half, zeigt hier die Vergangenheit nicht verschwommene Ideale in romantischem Nebel, sondern ein mühsames Ringen, von Geschlecht zu Geschlecht, unter Prüfungen und Rückschlägen, aber von unverwüstlicher, zäher Kraft und von zukunftsvoller Verheißung. „Vergebens sucht der Deutsche die alte gute Zeit. Ein frommer Eiferer, der Hegel und Humboldt als die großen Atheisten verdammt, auch der conservative Grundherr, welcher für die Privilegien seines Standes mit den Mächten der Gegenwart hadert, sie würden, in eins der frühern Jahrhunderte zurückversetzt, zuerst ein maßloses Staunen, zuletzt einen Schauder vor ihrer Umgebung empfinden. Was sie am meisten begehren, das würde ihre Seele elend machen;

und was sie jetzt gedankenlos oder grollend von unserer Bildung empfangen, es würde ihnen so fehlen, daß sie über dem Mangel verzweifelten." So bezeichnet die Einleitung des letzten Bandes den Gesammteindruck, welchen die forschende Wanderung durch anderthalb Jahrtausende unserer Geschichte in dem Verfasser zurückließ. Sie ist am 18. October 1866 gezeichnet. Unmittelbar, nachdem die Würfel der großen Entscheidung für den deutschen Nationalstaat gefallen, am Erinnerungstage jener andern Schicksalswendung, die uns ein halbes Jahrhundert früher, wenn nicht den nationalen Staat, so doch das nationale Leben zurückgab, am Geburtstage des Mannes, um den die Hoffnungen unserer nächsten Zukunft sich sammeln, übergab der Dichter seinem Volke den Abschluß dieser Illustrationen zu dem Verlauf unseres welthistorischen Mühens und Wachsens. Der letzte Band umfaßt bekanntlich die Ueberlieferungen der Urzeit bis zu den verfrühten Staatsbildungen des großen, fränkischen Karl; die früheren Bände hatten vom Ende des Mittelalters bis um die Mitte des laufenden Jahrhunderts, nicht etwa die deutsche Geschichte erzählt, sondern von Epoche zu Epoche in großen Zügen ihre Ergebnisse gezeichnet und dann in Einzelbildern, aus Berichten der Zeitgenossen entnommen, die Wirkung des Volkes auf den Mann zur Anschauung gebracht. Ursachen und Wirkungen der Reformation und des großen Krieges waren der leitende Gedanke. Dann halten die „neuen Bilder aus der Vergangenheit" eine Nachlese in der Geschichte der beiden letzten Jahrhunderte. Eingedenk der mit der Nähe der Ereignisse und der Vielfältigkeit der Lebensformen wachsenden Schwierigkeit der Aufgabe wird Politik und Literatur an sich bei Seite gelassen, nur deren Einwirkung auf Bewußtsein, Leben, Gemüth der Einzelnen zur Anschauung gebracht. Von Schönrednerei, von nationaler Selbstgefälligkeit, von christlich-germanischem Op-

timismus, wie schon bemerkt, keine Spur; eher geht ein ernster, melancholischer Zug durch das ganze Gemälde. Wir glauben mehr den warnenden treuen Eckart als den glückwünschenden Festredner zu hören. Fest aber und sicher wird die vorgezeichnete Richtung verfolgt: zu zeigen, wie die Deutschen, durch den Staat der Zollern, aus Privatmenschen zu politischen Männern geworden sind oder doch hoffen dürfen zu werden, wie die deutsche Volksseele erst sich befreite und dann, umgekehrt wie alle andern Culturvölker, daran ging, ihren politischen Leib sich zu schaffen. Der ernsten, unabhängigen Gesinnung entspricht eine gewisse feierliche, hie und da alterthümelnde Würde der Rede, welche für Freytags Geschichtsbilder nach und nach typisch geworden ist. Es zieht sich etwas Andächtiges, Ahnungsvolles durch diese Darstellungen, wir fühlen etwas wie beim Anblick eines letzten, hintersten Vorhangs, nach dessen endlichem Aufgehen erst die Katastrophe sich vollziehen, das Räthsel des Dramas sich lösen muß. Die realistische Richtung der Gegenwart kommt zu voller Geltung, aber nicht als ein Endgültiges, sondern als eine nothwendige Uebergangsstufe, der Sammlung höherer Kräfte, der Vorbereitung neuer Ideale gewidmet. In dem Ganzen schlägt voll und mächtig der Puls der beiden zukunftsschwangeren Jahrzehnte, welche dem Aufbrechen der Knospe, dem Siege des nationalen Gedankens vorangingen. Vielleicht trägt die seltsame Mischung von anschauender, ahnender Gestaltungskraft und kritisch sondernder Wissenschaft dazu bei, in dem Ganzen die Signatur der Zeitstimmung empfinden zu lassen.

Dann kam die Vollendung, oder was unsere unvollkommene Sprache so zu nennen gewohnt ist; denn auch diesmal bezeichnete die Lösung der einen, eben noch scheinbar allumfassenden Aufgabe, das Hereinbrechen einer ganzen Fluth von neuen Problemen. Das seit 1870 vergangene

Jahrzehnt hat ja alles Andere eher gebracht, als Ruhe, Befriedigung, behaglichen Abschluß. Wie so viele Träger des vorbereitenden, endlich siegreichen nationalen Gedankens hatte auch Gustav Freytag der Versuchung nicht widerstanden, seine Kraft auf dem heißen Boden der politischen Arbeit zu erproben. Das Jahr 1867 sah ihn unter den Abgeordneten des Reichstages; drei Jahre später hielt er im Gefolge des großen Hauptquartiers, mit dem Herzoge von Koburg, seinen Einzug in Frankreich. Aber weiser als viele Andere erkannte er sehr schnell, daß in dieser Atmosphäre die Lebensluft seiner Seele nicht wehte. Der Mann des stolzen, unabhängigen Gedankens, vielleicht der einzige wirklich vornehme Schriftsteller dieser ganzen Epoche beeilte sich, seine freie Einsamkeit wieder zu gewinnen. Beim Triumphzuge in Berlin war die deutsche Dichtkunst bekanntlich nicht durch ihn, sondern durch — Oskar von Redwitz vertreten. Er hat auch nachher weder Siegeshymnen, noch Kriegstagebücher veröffentlicht, noch sich um Reichstagssitze beworben. Auch ist er nicht unter denen zu finden, die die Seele, oder doch das Gesicht, resp. die Maske der neuen Epoche in Gründer- und sonstigen Tendenzromanen oder in socialen Dramen (deren Form er wie kein Anderer beherrscht) abzubilden versuchten. Ihm wandte das Große, was wir erlebt, den Blick in sinniger Vertiefung zurück auf den weiten, verschlungenen Weg, der unser Volk unter unerhörten Schicksalen so weit geführt. Und dem zu Versenkung und Betrachtung neigenden Genius des reifen Alters gehorchend, unternahm er den dichterischen Ausbau und Schmuck jener Erinnerungshalle, mit deren Rohbau so zu sagen er uns während der Jahre der Erwartung beschenkt hatte. Er gab uns „Die Ahnen", das reife Ergebniß seiner Vertiefung in die vaterländischen Dinge. „Gar keine Culturgeschichte" solle es sein, sagt die in knappem, vornehmem Lapidarstyl gehaltene Widmung an

unsere Kronprinzessin; vielmehr Poesie und eine Reihe frei erfundener Geschichten, in welchen die Schicksale eines einzelnen Geschlechts erzählt werden — von den Ahnen aus früher Zeit bis zu dem letzten Enkel, einem frischen Gesellen, der noch jetzt unter der deutschen Sonne wandelt, ohne viel um Thaten und Leiden seiner Vorfahren zu sorgen. Also Poesie, nur Poesie! Das Interesse soll mithin in der frei erfundenen Handlung ruhen, in den Charakteren, die in ihr sich entwickeln: eine Reihe Novellen und Romane mit völlig freier Bewegung! Aber die Helden dieser Romane sollen ja ein Geschlecht bilden, in absteigender Linie; ihre Geschichte soll die unseres Volkes begleiten, von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart; ihre Weise zu denken, zu empfinden, zu handeln wird durch die Lebensverhältnisse, die Sitte, Art dieser Zeiten bedingt sein; an Glück und Unglück des Volkes, in dem sie leben, werden sie ihren Antheil nehmen; die Sonne ihrer Jahrhunderte wird auch in ihrem Einzeldasein sich spiegeln, und da wird denn die vorne so vornehm ausgewiesene Culturgeschichte die Hinterthüre schon wieder offen finden? Sie hat sie offen gefunden, wie man weiß; und hat mit großem Gefolge von Archaïsmen, stilvollen Redewendungen und Decorationen ihren Einzug gehalten. Die historische Luft dieser unserer Jahrzehnte weht in den Ahnen noch weit schärfer als bei Wilibald Alexis, bei Laube, bei Scheffel, bei Ebers, bei Felix Dahn, bei Rodenberg und den sonstigen zeitgenössischen Meistern des geschichtlichen und culturhistorischen Romans. Während der Epiker des neuen Reichs, Wilhelm Jordan, seine Nibelungenrecken in Stabreimen monistische Philosophie und darwinistische Descendenzlehre vortragen läßt, begnügt Freytag sich bekanntlich nicht, seine Helden in Sinn und Art ihrer Epoche reden und handeln zu lassen: mit feiner, man möchte sagen mit raffinirter Kunst wird auch Sprache und Styl

nach culturhistorischen Gesetzen gemodelt. Die bilder- und spruchreiche Rede der frühen Vorfahren, die ritterlich-höfischen Formen der Staufenzeit, der theologisch und humanistisch angehauchte Ton des sechszehnten Jahrhunderts, die pedantisch-höfliche Phraseologie der auf den großen Krieg folgenden Zeit sind deutlich kennbar gemacht innerhalb der vornehm gemessenen, knappen Weise in welcher der Dichter „die aufspringende Laune überall stilvoll bändigt". Wie eine frivole Kritik sich an die halb musikalischen Rythmen und an die ahnungsvolle, innige Naturpoesie des Ingo machte, ist noch unvergessen. Ich meinerseits habe das Gefühl, daß auch diese stilistischen Kunstleistungen wesentlich beitragen, die beabsichtigte Wirkung zu sichern: ich meine dichterische Belebung unserer Vergangenheit, Erneuerung, gemüthliche Erwärmung unseres geschichtlich-nationalen Bewußtseins. Daß die erzählende Muse dem Dichter nicht überall gleich günstig war, soll und kann nicht geleugnet werden. Eine volle, reine dichterische Wirkung haben Ingo und Ingraban geübt. Namentlich in Ingo weht eine volle dramatische, tragische Gewalt. Das „Nest der Zaunkönige", die „Brüder vom deutschen Hause" und „Marcus König" sind reich an Scenen von erster Schönheit, aber die Führung der Handlung ist nicht überall gleich sicher und durchsichtig. Im „Rittmeister von Alt-Rosen" und zumal in den „Geschwistern" scheint die trübe, verworrene, nüchterne Zeit ein wenig auf der ihr gewidmeten Darstellung abzufärben. Man erinnert sich vielleicht nicht grundlos der schweren Prüfung, welche in Krankheit und Tod der Gattin an den Dichter heran trat: doch hat die Spannung unserer Lesewelt auf die Fortsetzung und den Schluß des monumentalen Werkes unter diesem Wellenschlag der Wirkung wol nicht gelitten. Höchst bemerkenswerth für das Verständniß des Dichters und seiner Art ist der tiefernste, heroisch-tragische Zug, der durch die

ganze Reihe der Ahnen geht. Daß sie in einer Zeit des Triumphes, des Glücksrausches, mitten im Milliarden- und Gründer-Jubel geplant und eröffnet wurden, merkt ihnen Niemand an; wen die Widmung verleitet hätte, etwa wie in Jordans Nibelungen, auf optimistische Zukunftsbilder, oder gar auf Verherrlichung lebender Großen zu rechnen, der hätte vergeblich gehofft oder — gefürchtet. Es ist kein aufstrebendes Dynastengeschlecht, keine Skizze von Sonntagskindern des Glücks und des Erfolges, in denen Gustav Freytag die Grundzüge unseres Stammes uns zeigt. Der Ahnherr, ein heimatloser Mann, gewaltig nur durch selbsteigene Kraft und treuen, wol auch trotzigen Willen, zerschellt an der Uebermacht des grimmen, gesetzlosen Königszornes, den er ohne Schuld reizte. Treue und Liebe wird ihm und dem Weibe, das er wählte, mit Verrath und Untergang vergolten. Wol gedeihen seine Nachkommen unter den Freien des Thüringerlandes; aber der Herrendienst ist nicht ihre Stärke. Der letzte meidet die schöne Heimath, nachdem er der geliebten, erprobten Bauertochter vor der fürstlichen Weltdame den Vorzug gab und gegen die Schergen Roms sich erhob. Wieder kommt das Geschlecht im fernen Preußenlande zu Ehre und Gut. Aber der Dichter ladet uns dann zu Zeugen, wie der große Riese der Zeit, der ausbrechende Entscheidungskampf gegen die römische Weltmacht, mitten hindurch fährt durch das schon untergrabene Haus, den Sohn vom Vater reißt, wie endlich auch Marcus König gebrochenen Herzens der Heimath den Rücken kehrt, nachdem die vaterländische Idee, der er Alles opferte, von ihrem fürstlichen Träger scheinbar verlassen ist. Hundert Jahre später fallen Rittmeister von Alt-Rosen und sein geliebtes Weib im Augenblicke der Sieges- und Friedens-Freude durch muthwilligen Meuchelschuß und endlich muß August König wieder durch eine tückische Zufallskugel bei

Kesselsdorf fallen, damit seine Kinder sich unter dem Dache des überlebenden Bruders, des stolzen, stattlichen märkischen Pfarrers auf preußischem Boden versammeln. Auch die Nachkommen, das merken wir schon, werden unter den bevorrechteten Schoßkindern der neuen Heimath schwerlich zu suchen sein. Aber nicht nur die Prüfungen waren den Nachkommen Ingos bis jetzt gemeinsam, sondern auch der treue, feste, gelegentlich auch wol störrige und trotzige Sinn, der dieselben herausforderte, und die fröhliche Tapferkeit, mit der sie sie trugen. Das Erdenschicksal und die Erziehung unseres alten, zähen, knorrigen, aber bis jetzt unverwüstlichen Stammes spiegelt sich seltsam und lehrreich in dieser merkwürdigen Bilderreihe. Führwahr, ein eigenthümlicher Hofdichter, der sie schuf und der künftigen deutschen Kaiserin widmen durfte.

Zu einer vollen Würdigung Gustav Freitag's ist der Tag noch nicht da. Er mag noch Schätze in seiner Brust verschließen, die wir nicht ahnen. So wie wir ihn kennen, ragt er herzerfreuend hervor unter den wenigen wirklich vornehmen, innerlich ganz freien dichterischen Wortführern dieser in Waffen starrenden, dem Cultus der Realitäten, der guten und schlechten, in leidenschaftlichem Umschlage hingegebenen Zeit. An Erfindungskraft, an schöpferischer Phantasie (von jeher nicht die starke Seite unseres Stammes) übertreffen ihn Manche, selbst Mitlebende, in guter durchsichtiger, classisch reiner Form kommen ihm Wenige nahe; sein Humor ist fast immer von der ächten poetischen Art, von jener Art, welche die übermüthig spielende Laune durch tief gemüthliche Theilnahme an Dingen und Menschen unbewußt in den Zauberkreis der Anmuth bannt; keinen Rivalen hat er unter den Lieblingsdichtern des Tages in Bezug auf strenge, methodische Geisteszucht, stetiges Wachsen, stolze Reinheit und Hoheit des Sinnes: man muß auf die

Ueberlieferungen des großen Jahrzehntes zurückgreifen um in dieser Beziehung seines Gleichen zu finden. Wie kein Zweiter vertritt er in unserer Dichtung den guten, gesunden, nationalen Zug dieser unserer realistischen Zeit: die Versöhnung des Wirklichen mit dem Ideal, die geistesfreie, stolze, treue Hingabe der Person an das Ganze. Er gab uns das beste Lustspiel, das wir besitzen; den besten socialen Roman; er ist dabei, eine großartig gedachte Reihe von Offenbarungen unserer Volksseele in großem Sinne episch zum Schlusse zu führen. Er hat uns die Freude an uns selbst, die Achtung vor unserer materiellen Arbeit wieder erweckt in einer Zeit trüber Verstimmung. Als er, in weniger günstiger Stunde, die dichterische Würdigung der geistigen Arbeit hinzu fügen wollte, scheiterte er, wie mir scheint zu gutem Theile an den Gefahren, die er in seiner Technik des Dramas bei der Warnung vor Künstler- und Dichterhelden so trefflich entwickelt. Der geistige Arbeiter gehört nicht in den Roman, nicht in das Drama, sondern in die Literaturgeschichte und die Biographie. Ich denke, wer uns einmal eine gute Biographie Gustav Freytags schenkt, wird die im Bilde unserer Zeit von „der verlorenen Handschrift" vielleicht gelassene Lücke am besten ausfüllen.





IV.

Ueber die pessimistische Strömung in der Literatur unserer Zeit.

Als ich früher (vergl. N. I.) in allgemeinsten Umrissen ein Bild der geistigen Bewegung zu entwerfen versuchte, die seit etwa zwei Jahrzehnten die weiteren, für religiös-philosophische Fragen empfänglichen Kreise unseres Volkes beschäftigt haben, bildeten die kritische Zersetzung der kirchlichen Ueberlieferung, welche David Friedrich Strauß mit seinem „Leben Jesu" (1835) einleitete, die verfehlten, wenn auch wohlgemeinten Sectenbildungen der vierziger Jahre, die kurze, aber scharfe kirchliche Reaction, welche dem Fehlschlagen der politischen Bewegung folgte, dann die Versuche, das zerrissene Land zwischen Glauben und Denken, sowie zwischen Speculation und Erfahrung wieder anzuknüpfen, den Gegenstand der Betrachtung. In ersterer Beziehung wurden die Bestrebungen des Protestantenvereins, in zweiter die Annäherungsversuche zwischen Philosophie und Naturwissenschaften seit Schopenhauer, Eduard v. Hartmann, Darwin, Häckel (um nur die bekanntesten Namen zu nennen) als für die Epoche charakteristisch hervorgehoben, ist die Versöhnung

des wissenschaftlichen Gedankens mit den idealen Bedürfnissen des Gemüths, die Herausarbeitung einer einheitlichen Weltanschauung als ihre Aufgabe bezeichnet. Daß eine Aufgabe von solcher Tragweite nicht mit einem Sprunge gelöst werden kann und daß es bei den Lösungsversuchen ohne Mißgriffe und Irrungen nicht abgeht, liegt in der Natur der Sache

Ich will nun versuchen, von einer bestimmten Stelle aus in diesen Gegenstand einzudringen und mich über einige sittlich-ästhetische Zeitfragen von ernstlicher Tragweite eingehender auszulassen.

Ein Jeder kennt Schillers Hymnus an die Freude. Darf ich auch hinzufügen: Für Jeden ist dieses Hohelied des Lebensjubels, des Vertrauens, der Hoffnung mit der Erinnerung an Stunden der Weihe verknüpft? Ich weiß nicht, wie die Jugend unserer Tage darüber denkt. Wir Aelteren, alle ästhetisch-literarische Kritik jenes immerhin unvollkommenen und überschwänglichen Gedichts bei Seite gesetzt, haben uns wol Alle in manchem schönen Augenblicke unter seinen Symbolen gesammelt und, was mich betrifft, so möchte ich die Erinnerung an manchen von diesen feierlich-jubelnden Klängen begleiteten Jahreswechsel nicht missen. Es waren sacramentale Momente, belebt von dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit unsern besten Ueberlieferungen, mit den Ueberlieferungen jenes Jahrhunderts, dem wir unsere geistige Wiedergeburt, alle unsere besten Herzensschätze verdanken. Wie ein warmer Frühlingsodem weht es aus jenen unvergeßlichen siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu uns herüber. Wohl knisterte und krachte das alte Europa in allen seinen Fugen. Wohl begannen die Altäre der alten Götter zu veröden, wol schickte ein jugendkräftiges Geschlecht sich an, rücksichtslos aufzuräumen unter dem alten wurmstichigen Hausrath. Aber überall, in jeder Ritze der Ruinen, auf jedem Fleckchen zwischen den

Trümmern sproßte neues, junges, üppiges Leben. Wie Gulliver unter den Zwergen reckte der junge Riese, der Geist der Untersuchung, des Wagens, des Selbstvertrauens die Glieder und machte sich an die kühnsten Probleme. Man traute sich Alles zu, denn man hatte den Glauben an die Möglichkeit und Nothwendigkeit des Fortschritts, an die Güte der Menschennatur, und diesem Glauben entsproß die jubelnde Hoffnung. Wie ein tausendstimmiger Hymnus klingt uns diese glückliche Jugend- und Sonntagsstimmung aus der Gesammtüberlieferung jener Zeit entgegen.

„Wer wollte sich mit Grillen plagen
So lang noch Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blüthentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?"

So singt Hölty, schon den Tod in der Brust, im letzten Glühn seines jungen Lebens.

„Seht, wie die Tage sich sonnig verklären!
Blau ist der Himmel und grün ist das Land!
Klage ist Mißton im Reihen der Sphären.
Trägt denn die Schöpfung ein Trauergewand?

— — — — — — — — — — — —

Wenn euch die Nebel des Trübsinns umgrauen,
Hebt zu den Sternen den wankenden Muth!
Heget nur männliches, hohes Vertrauen!
Guten ergeht es am Ende noch gut."

So singt ein Anderer, ein Verbannter, mitten unter den Stürmen der Revolution.

Das war der Grundton der Zeit. Das achtzehnte Jahrhundert war optimistisch durch und durch. Es glaubte an das Gute, an den Fortschritt, es hatte eine Freude an sich und am Leben. Wie spricht dieser Glaube die Sprache der männlichen, klaren Ueberzeugung in Lessings „Gedanken über die Erziehung des Menschengeschlechts". Wie ordnet und klärt er das Chaos der geschichtlichen Ueberlieferung in Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit!" Selbst

die verrufenen französischen Skeptiker und Revolutionäre sind im Grunde ganz optimistisch gestimmt. Mag Voltaire in Augenblicken des Mißmuths, z. B. im Candide, unter dem Eindrucke des furchtbaren Erdbebens in Lissabon und persönlicher Mißerfolge, die „beste Welt" verhöhnen, mag Rousseau seine Phantasie und sein krankhaftes verstimmtes Gemüth aus der Cultur in die Wildniß flüchten — der Glaube an die Möglichkeit und Nothwendigkeit des Fortschritts ging ihnen doch nicht verloren. In dem hübschen Liedchen von Jean qui pleure und Jean qui rit sagt Voltaire den Weltverächtern seine Meinung ungefähr im Sinne von Goethe's:

„Und weil dein Fäßchen trübe läuft
So ist die Welt auch auf der Neige!"

Jenes berüchtigte Système de la Nature, das Glaubensbekenntniß des Materialismus, bei dessen Lösung es Goethe und seinen jungen Freunden fröstelnd und unheimlich wurde: es schließt gleichwol mit jener enthusiastischen Ansprache der Natur, die allgemeines Wohlsein, Glück, Freude als augenfälliges und erreichbares Ziel alles Fortschritts bezeichnet.

Auch die scharfen Schlagschatten, an denen es ja auf dem reichen Bilde der Zeit nicht fehlt, ändern das nicht. Wol klagt Faust: „Es möchte kein Hund so länger leben!" Wol zieht mit Werthers Klagen ein Schauer der Todeswollust durch die Jugend der siebziger Jahre. Aber was Faust verstimmt, sind nicht die Schmerzen der hoffnungslosen Weltverachtung, sondern die Qualen des glühenden, ungestillten Lebensdurstes:

„Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist
Möcht' ich mit meinem innern Selbst genießen!
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein Selbst zu ihrem Selbst erweitern!"

So faßte er die Summe seiner Wünsche zusammen.

Und die Wertherstimmung ist erst recht der stockende Lebens- und Saft-Ueberfluß einer Jugend, die unter den Frühlingsschauern einer ungeahnten Gefühlswelt von Glücks-Ahnung und Sehnsucht übermannt wird.

Auch als dann Kant in dem Jubelrausch der achtziger Jahre mit seiner ernsten männlichen Stimme zur Besinnung mahnte, wurde die Grundstimmung der Besten wol gedämpft, aber nicht gebrochen. Wol wies er der himmelstürmenden Forscherin, der „reinen Vernunft", unerbittlich streng ihre Grenzen: zeigend, daß wir Nichts wissen können über die innerste Natur der Welt, über „das Ding an sich", weil wir nicht hinaus können über die unserm Geiste angeborenen Grundformen des Erkennens, über Zeit, Raum, Verknüpfung von Ursache und Wirkung, von Ding und Eigenschaft, über die Grundverhältnisse der Begriffe; und weil wir keineswegs wissen, ob diese Formen aller unserer Vorstellungen auch der Natur der Dinge entsprechen. Aber seine „praktische Vernunft" stellte den festen Boden des sittlichen Bewußtseins wieder her. Auf der unverbrüchlichen Gewißheit des Sittengesetzes und des ihm entsprechenden Ideals baute er die „beste Welt" und den Gottesglauben im Herzen wieder auf, nachdem er ihr luftiges, transcendentales Phantasiebild davon geblasen. Und so wird auch Schiller, sein poetischer Apostel, in den Jahren der Einkehr und Reife wol ernst, aber niemals muthlos. Freilich umschlingt er nicht mehr so inbrünstig die „Millionen", seitdem ihn die schrecklichen neunziger Jahre gelehrt, was die „Blinden" mit „des Lichtes Himmelsfackel" zu beginnen pflegen. Düster genug klingt es aus seinem männlichsten und tiefsten Liede:

Nicht dem Guten gehöret die Erde,
Er ist ein Fremder, er wandert aus
Und suchet ein unvergänglich Haus."

Aber an dem Vorhandensein und der Erreichbarkeit dieses „unvergänglichen Hauses" hat er niemals gezweifelt, und seine „Worte des Glaubens", das Evangelium der Freiheit, der Tugend, des Gottvertrauens lösen die schwermüthige Dissonanz, mit welcher die „Worte des Wahns" geschlossen hatten. Denselben Weg sind alle Denker gewandelt, welche dann, von dem Zauberstabe des Kantischen Gedankens berührt, ihre Kraft an dem Schleier der Isis versuchten, vor dem ihr Meister sich ehrerbietig verneigt hatte. Sie mochten ja irren, das Unmögliche wagen. Aber selbst ihre Irrthümer bezeugen die gesunde Zuversicht des Gedankens, das glücklichste Selbstbewußtsein, die Freude am Ich und an der Welt. So erbaut Fichte seine Weltanschauung auf der Selbstgewißheit des sittlichen Willens (ich sage des sittlichen, der nicht dem Ich dient, sondern dem Ganzen, der Gattung); so begrüßt Schelling in der gesammten Natur die Offenbarung des guten, vernünftigen Geistes, der allweisen, liebenden Weltseele; so sieht Hegel mit freudigem Stolze in den Bewegungsformen des Gedankens die Bewegungsgesetze der Welt, im Denkgesetz das Gesetz der Dinge, des Werdens enthüllt. Stolz schwang der Meister das Siegel Salomonis, den die Geister bannenden Ring seiner Dialektik, und jubelnd begrüßte die Schaar der Jünger, so weit die deutsche Zunge klingt, den endlichen Triumph des Gedankens, die Aussöhnung des Wirklichen und des Vernünftigen, die Lösung des Welträthsels, welche dem deutschen Geiste gelungen.

Das war das Geschlecht, über dessen Häupter die Stürme und Wetter der Revolution hingezogen waren, das den Zusammensturz des alten deutschen Reiches und des Staates Friedrichs des Großen erlebte, das dann unter Blut und Thränen, unter unsäglichen Opfern und Leiden unsere geschändeten Heiligthümer wieder aufrichtete, die

Trümmer unseres Wohlstandes wieder zusammen suchte, welches sich der ganzen grundlegenden Culturarbeit unseres Jahrhunderts unterziehen mußte, dessen Lebensverhältnisse und Ansprüche in den intimen Ueberlieferungen der Biographien, der Briefwechsel uns anmuthen wie eine verschollene Sage von der Einfachheit, Aermlichkeit, Bescheidenheit patriarchalischer Zeiten.

Dann ist eine andere Zeit gekommen. Sie hat vielfach reiche Ernten wachsen sehen auf den von den Vorfahren unter schwerer Noth und Mühe gepflügten Aeckern. Zuerst ist in langen Friedensjahren unser Wohlstand wieder erwachsen. Unsere Felder haben sich mit reichen Früchten bedeckt, die Volksmassen unserer Städte haben sich verdoppelt und vervielfacht, wunderbare Verkehrsmittel haben uns zu Herren über Zeit und Raum gemacht, Gesundheitspflege und Lebensgenuß haben gleich sehr den Segen des Wohlstandes empfunden, in ungeahnter Fülle bieten sich auch dem Unbemittelten die Genüsse der Kunst, die Mittel der Bildung. Und dabei sind denn auch die idealen Güter des Lebens nicht vergessen worden. Rechtsforderungen, welche die Väter höchstens im Liede oder in der Extase des einsamen Gedankens zu stellen wagten, sind selbstverständliche Grundbedingungen unseres Lebens geworden. Unzählige Privilegien sind gefallen. Der Gedankenaustausch ist frei. Und dann ist zuletzt auch an das Schwerste eine feste, männliche, siegreiche Hand gelegt worden. Auf festen Grundlagen erhebt sich der Bau des jungen nationalen Staates. Uebermüthige Nachbarn haben unsern Arm fühlen, unsere Kraft achten gelernt. Die Wissenschaft erringt Triumph über Triumph. Das muß doch wohl eine wahre Lust sein, in solchen Zeiten des triumphirenden Fortschritts zu leben? Man wird sich nicht wundern dürfen, wenn ihr Bild in dem Spiegel der Nationalliteratur unter Purpur- und Goldwolken mit

strahlendem Licht reflectirt. Selbst einige Ueberschwänglichkeit wäre natürlich und verzeihlich!

Nun aber öffnen wir das Buch dieser Zeitliteratur, und ein ganz anderes Bild sieht uns an. Die Farben verdüstern sich, schwere Schlagschatten legen sich über ganze Seiten. Neben vereinzelten, immer seltener auftretenden freundlichen Gestalten sehen gräuliche Fratzen uns an. Ein kühler, schneidiger Wind fährt, und nicht etwa erst seit heute und gestern, durch die geistige Zeitatmosphäre, wie der Bote des Winters über die Stoppeln. Die Literatur dieses glorreichen Jahrhunderts ist zu gutem Theile eine Literatur der Klage, der Verzagtheit, der Hoffnungslosigkeit geworden. Erst die kokettirende Ironie, dann der launische Weltschmerz, endlich der systematische Pessimismus, die bewußte, absichtliche Weltverachtung, Welt- und Lebensfeindschaft wurden, wenn nicht Herrscher, so doch recht aufdringliche Mitsprecher auf der Bühne unseres Geisteslebens.

Die romantische Ironie war das erste Symptom der Krankheit, gleich im Beginn des Jahrhunderts. Sie bezeichnet das erste Irrewerden an dem Humanitätsideale der großen classischen Jahrzehnte, den ersten Einbruch der Uebersättigung, der Kritik, des Zweifels an den höchsten Gütern. Nicht ohne Grund war gerade Schiller, in dem jene Ideale ihren reinsten, freudigsten Ausdruck fanden, vorzugsweise das Stichblatt ihrer Angriffe. Es war mitten unter den Großthaten des Geistes ein erstes Irrewerden an „des Menschen allerbester Kraft", der erste große Rückschlag der Hoffnungsfluth, unter dem frischen Eindruck der Leiden und Enttäuschungen, die nicht ausbleiben konnten, als das theoretische Rechts- und Freiheitsideal sich seinen Eintritt in die Welt der Thatsachen erzwang. Da entfloh ein Theil der deutschen Jugend aus der Sonnenwelt des Gedankens in die mondbeglänzte Zaubernacht des Märchens, der Sage, des Aber-

glaubens und hatte sich dann selbst, gebildet wie sie war, mit gellendem, höhnischem Lachen wegen ihres Gruselns zum Besten. In Frankreich schuf gleichzeitig Chateaubriand den Typus seines René: das Urbild jener bevorzugten, jungen Genußmenschen, auf deren Stirn das Kainsmal des Genius glüht, denen die Welt zu schlecht ist, die in der Wollust aufgehen, mit der sie sich in die Abgründe ihrer unbefriedigten Sehnsucht versenken. Ich habe in meiner frühen Jugend einmal eine düstere Schiffersage gelesen: die Geschichte „vom grauen Tod". Das ist ein Seegespenst, welches das Verderben des Schiffes verkündet, auf dem es erscheint. Erst zeigt sich bei einbrechender Nacht ein leichter Nebel vorn am Bug, dann verdichtet sich dieser, nimmt die Gestalt eines Mannes an, schreitet leise und gespenstisch über das Deck, jeden Abend ein paar Schritte weiter, bis er das Steuer erreicht hat. Dann gehört ihm das Schiff und er führt es ins Verderben. Solch ein graues, gespenstisches Wesen zieht, wie ein krankhaftes Traumgebild, seit dem Anfange des Jahrhunderts durch die Literatur aller europäischen Völker (womit ich natürlich nicht, das Gleichniß todthetzend, gesagt haben will, daß ich ihm die Kraft zutraue, das Commando des Schiffes zu übernehmen und es scheitern zu machen). Nächst Chateaubriand ist Lord Byron, der Vater des ganzen poetischen Radicalismus, sein Epoche machender Vertreter. Ein ganzes Geschlecht bleicher, mit dem Leben schmollender, mit Gott hadernder Genies zeigte sich dann mit dem mystischen Kainszeichen des großen Todten von Missolunghi auf der Stirn. Das Unglück, die Zerrissenheit wird das Kennzeichen des Genius: ein Fluch heftet sich an die Gabe der Musen. Der verstörte Jüngling zu Sais, der das Lächeln verlernte seit er das Antlitz der verschleierten Göttin erblickte, wird das Symbol der auserlesenen Jugend, die sich über den gemeinen Haufen erhebt. Nicht

Deutschland allein, auch nicht einmal vorwiegend Deutschland wurde von der Krankheit ergriffen. Ihr eigentlicher Heerd war, zumal in den dreißiger Jahren, die neuromantische Schule in Frankreich, wo Byron, nach seinem Tode, eine wahre Apotheose erlebte. Da erhob Alfred de Vigny, in den Contes bleus und im Chatterton die schneidige, verzweifelte Klage gegen das Weltgesetz, welches den Genius verurtheilte, unter den Fußtritten der Gemeinheit, unter der Fühllosigkeit des großen Haufens zu Grunde zu gehen. Da verwünschte Alfred de Musset sein Talent, seine Kunst, sein Zeitalter als eine Zeit der geistigen Oede der kalten, unheimlichen Selbstsucht, da fand George Sand, die gefeierte Dichterin, die schöne, vielumworbene Frau auf dem Grunde aller Ueberzeugungen die Lüge, auf dem Grunde aller Liebe die Gleichgültigkeit, den Ueberdruß, wenn nicht den Haß. Es war noch ein ziemlich harmloses Mitmachen der Mode, wenn bei uns der jugendliche Freiligrath mit einstimmte in den Jammer über das Unglück des Dichters, (z. B. „Er lenkte schweigend durch die Schlucht sein Roß) und wenn die Chorführer des jungen Deutschlands europamüde und weltschmerzliche Gedanken hegten. Ernster und schneidiger vertieften sich Hebbel und Lenau in die Nachtseite des Lebens. Aber auch das war noch immer nicht Pessimismus im eigentlichen, jetzt geltenden Sinne des Wortes. Man haderte mit dem eigenen Schicksal, man deckte die Schäden der Zeit und der Gesellschaft auf (oder was man dafür hielt): aber man ging noch nicht so weit, wie gleichzeitig der Italiener Leopardi, dessen gesammte Dichtung (in den dreißiger und vierziger Jahren) eigentlich nur eine beredte Ausführung des Mephistophelischen Wortes war:

Denn Alles was entsteht
Ist werth, daß es zu Grunde geht,
Drum besser wär's, daß Nichts entstünde!

Hinter dem Weltschmerz des vierten und fünften Jahrzehnts stand bei uns noch immer das, nur leider in dieser Gesellschaft, in dieser Zeit, bei diesem Volke, unter diesen Institutionen nicht verwirklichte Ideal des Fortschritts, zumal der politischen und socialen Reform. Man jagte ihm nach jenseit des Meeres auf den Höhen von Kansas, an den grünen Ufern des Ohio; oder man pilgerte nach dem Mekka an der Seine um von den Lippen der Schüler St. Simons oder Fouriers das Glücksevangelium der Zukunft zu hören. Wäre nur der Staat erst abgeschafft, oder die Ehe, oder wenigstens die Censur und der Bundestag, dann müßte sich doch noch Alles zum Guten wenden. Man vertraute noch, wenn nicht auf Gott, so doch auf die eigene Kraft, oder auf den Weltgeist, oder das Glück. Alle Gegenwart war dunkel; aber noch glänzte der Hoffnungsstern am Himmel: das Glück war, wenn nicht wirklich, doch möglich: es ging selbst durch die Klagen des Mißmuths noch ein naiver, selbstvertrauender Zug. Wie dieser in den vormärzlichen Bewegungen, und dann mit voller Macht in den Flitterwochen des Völkerfrühlings von 1848 zum Ausdruck kam, das werden die, welche diesen Champagnerrausch gekostet haben, niemals vergessen.

Wie dann der Umschwung eingetreten ist, wie eine mißmuthig oder höhnisch resignirte, greisenhafte, weltentfremdete Lebensanschauung, ich will nicht sagen unser Volk ergriffen, aber doch Schule unter uns gemacht hat und zu machen fortfährt, das wird auf immer eine merkwürdige und lehrreiche Seite in dem Capitel unserer geistigen Zeitgeschichte bilden. Die Bewegung nahm bekanntlich ihren literarischen Ausgangspunkt von dem Auftauchen der Schopenhauer'schen Philosophie im Anfange der fünfziger Jahre. Der unerhörte Erfolg von Hartmann's „Philosophie des Unbewußten“, im Jahre 1869, führte sie in ihr acutes

Stadium. Sie warf breite Schlagschatten über unsere Gesellschaft, unsere Literatur. Ein nicht geringer Theil unserer denkenden, oder doch raisonnirenden Jugend hat sich ihr zugewandt. Sie hat gegenwärtig, abgesehen von den beiden großen Propheten, ihre Theoretiker in Bahnsen und Taubert, ihren Kulturhistoriker in Friedrich v. Hellwald, dem Herausgeber des „Auslandes", ihre Poeten in Wilhelm Jensen und Sacher Masoch, (dem berüchtigten galizischen Romanschreiber). Das Ausland kann sich der Mitleidenschaft oder doch der aufmerksamen Theilnahme nicht mehr entziehn. Die ganze nihilistische Schule des jungen Rußland folgt dieser Strömung. In Frankreich lenkte Ernest Renan in ihre Richtung ein, und nachdenkliche Beobachter werfen dort halb erstaunt, halb mit innerer Genugthuung die Frage auf: wie das nur möglich sei, daß das robuste, kriegsgewaltige, nüchtern berechnende preußische Volk, mitten in seinen Erfolgen, auf solche Abwege gerathe. Darwinisten und Pessimisten begrüßen sich als Geistesverwandte. Neuerdings machte gar ein begeisterter Schüler Schopenhauers (Otto Busch) den Versuch, aus den Lehren seines Meisters eine „Dogmatik für die Religionslosen", so zu sagen ein Evangelium mystischer Verzweiflung zu destilliren. In dem siegreichen, mächtigen, in alle politischen, wirthschaftlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen Fragen der gegenwärtigen Culturwelt mit seinen Lebensinteressen tief verwickelten Deutschland gewinnt, mit einem Worte, die Weltverachtung und Weltflucht der hinterasiatischen Buddhisten, die allem europäischen Wesen am meisten entfremdete Form der orientalischen Cultur, mehr oder weniger überzeugte Apostel und Gläubige.

Wer aber der Ansicht wäre, daß es sich hier nur um zufällige äußere Einwirkungen handle, nicht um eine wirkliche innere Krankheit unseres geistigen Organismus

(freilich hoffentlich nur eine Entwickelungskrankheit), den müßte ein Blick auf die Geschichte Schopenhauers und seiner Erfolge wol eines andern belehren.

Nicht weniger als ein volles Menschenalter hatte Schopenhauers Hauptwerk, wie ein Samenkorn in dürrem, kaltem Boden, des Augenblicks harren müssen, in welchem der feuchte, schwüle Hauch einer neuen, sich wandelnden Zeit den in ihm schlummernden Keim zur Entwickelung rief. Seine Entstehungszeit fällt in die Jahre 1814—1818. Im Sommer 1813, während unsere patriotische Jugend auf den Schlachtfeldern blutete, hatte der kosmopolitisch und im Preußenhaß erzogene Danziger Patriziersohn in der Einsamkeit des Rudolstädter Thales seine Vorstudien gemacht. Während Deutschland über seine Befreiung jubelte, im Herbst 1813, erwarb er in Jena den Doctortitel durch seine Abhandlung über „die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“: eine geistreiche Ergänzung und gleichzeitig eine Vereinfachung der von Kant angestellten Erwägungen über die Grundformen unseres Denkens. Dann verwandte er die Jahre 1814—1818 auf sein Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung“, von dem er seinen Siegeseinzug unter die maaßgebenden Denker unseres Volkes erhoffte. Er täuschte sich bitter. Aus Italien zurückgekehrt, wo er mehrere Jahre, seiner pessimistischen Theorie unbeschadet, einer ziemlich optimistischen Praxis lebte, fand er sich in Deutschland fast eben so unbekannt als früher. Wenige Denker, darunter Herbart, Jean Paul, Goethe, hatten von seiner Arbeit Notiz genommen. Die Menge der Fachgenossen blieb gleichgültig. Vergeblich wandte sich Schopenhauer, in Berlin 1822, an die akademische Jugend. Man mochte ihn ebensowenig hören als lesen. So lenkte er schließlich, 1831, unter dem Eindrucke der Cholera-Furcht, seine Schritte nach Frankfurt,

das er gegen die Seuche für gefeit hielt. Und zwanzig Jahre (mit der kurzen Unterbrechung eines Aufenthalts in Mannheim, 1833) hatte er dort, unbekannt, einsam und fremd, unter den reichsstädtischen Geld- und Geschäftsleuten gelebt, als im Jahre 1851 seine Stunde kam. Das Jahr, welches unsere Flotte unter den Hammer brachte, den Bundestag nach Frankfurt, die Kroaten als Quartiermacher für die Dänen nach Holstein führte, das Jahr des napoleonischen Staatsstreichs, der Aechtungen, Maßregelungen, der bittersten politischen und moralischen Enttäuschungen wurde ihm die glorreiche Zeit der Erfüllung. Zunächst stieß ein Engländer, Oxenford, in der Westminster-Review über die schriftstellerische Vortrefflichkeit der eben erschienenen „Parerga und Paralipomena" (eine Sammlung ästhetischer und ethischer Aufsätze) in die Posaune, freilich unter entschiedener Verwerfung der Grundanschauung des Verfassers. Dann erhoben sich in Deutschland die Apostel: der freigemeindliche Prediger Weikelt in Hamburg, Dr. Asher, vor Allem aber Julius Frauenstädt, der „Erzapostel", wie Schopenhauer ihn wol nannte. Seine 1854 erschienenen „Briefe über Schopenhauer's Philosophie" brachen eigentlich das Eis. Schopenhauer selbst erklärte sie für die vollkommenste Darstellung seiner Lehre, die darin erscheine, wie eine Landschaft im Hohlspiegel, vollkommen genau, nur zusammengedrängt. Sie sind der eigentliche Anregungs- und Ausgangspunkt unserer neuesten pessimistischen Schule geworden d. h. der Weltverächter aus Grundsatz. Von nun an hatte der „Frankfurter Philosoph", wie man ihn wunderlicher Weise jetzt zu nennen liebte, eine wirkliche nationale Bedeutung. Sein Einfluß, seine Anschauungen vertreten von da ab eine wesentliche Strömung in dem Bewußtsein der Gebildeten unserer Tage: und es darf denn auch hier die Aufgabe nicht umgangen werden,

über den springenden Punkt in dieser neuen geistigen Bewegung in der Kürze zu berichten.

Wie Alle, welche seit dem Beginn des Jahrhunderts in Deutschland philosophischen Untersuchungen nachgegangen sind, ist Schopenhauer wesentlich Schüler Kants. Und wie die andern Führer der nachkantischen Gedankenbewegung, wie Fichte, Schelling, Hegel, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, über die von Kant bezeichnete Grenzlinie des menschlichen Erkennens, in einem kühnen Satze hinaus zu streben.

Kant hatte, wie schon oben erwähnt wurde, gezeigt, daß die Grundformen unseres Erkennens, die Vorstellungen des Raums, der Zeit, des Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung ihren Ursprung in der Natur unseres Geistes, resp. unserer Organe haben. Ob sie dem Wesen der Dinge an sich entsprechen, können wir nicht wissen. Wir sehen die Welt gleichsam durch eine uns angeborene Brille, die wir nicht los werden können. Somit bleibt ihre innerste Natur, „das Ding an sich" uns in allewege verborgen. Es ist ganz vergeblich, das Ewige, Unendliche, Absolute in das Gefäß des endlichen Geistes und seiner Organe einfangen zu wollen.

Soweit bleibt auch Schopenhauer, wie Alles was seit Kant philosophirt hat, in den Spuren des Meisters. Dann aber, wie die Andern, Herbart ausgenommen, auch: nachdem er Kants Grundentdeckungen zugegeben hat, macht er dennoch den Versuch des Sprunges über die Kluft, welche das Endliche vom Unendlichen, das Bewußtsein, die Anschauungsweise des Menschen vom Wesen der Dinge trennt.

Und der Springstab, den er einsetzt, ist — das Bewußtwerden des Willens in der Persönlichkeit, des egoistischen, unausrottbaren, in aller Natur waltenden Lebenstriebs.

Diese unerklärbare, aber thatsächlich uns beherrschende Grundkraft, lehrt er, ist unser Wesen. Nicht aber nur das unsrige. Sie pulsirt ebenso in allen andern Geschöpfen. Sie ist ein Ausfluß aus dem Urquell der Dinge, eine unmittelbare Offenbarung des „Dinges an sich", oder, um populärer zu sprechen, der Weltseele, der Gottheit. Von ihr aus führt die Brücke ins Innere der Natur. Hier halten wir das Ende des Ariadnefadens, der uns sicher durch das Labyrinth der Schöpfung und darüber hinaus geleitet.

Denn dieser selbige „Wille", der in uns als lebendige Seele wirkt, er erfüllt in tausend und abertausend Gestalten, aber immer der nämliche, alle Weiten und Tiefen der Welt. Er brüllt aus dem Rachen des Löwen nach Beute, er jubelt aus der Kehle des Vogels dem Tage entgegen, er wendet die Blüthe der Rose dem Lichte zu, er stäubt den Wasserfall über die Klippen hinab, er zieht den Magnet zum Eisen, die Säure zur Basis, unter seinem Impulse vollenden Planeten, Kometen und Sonnen ihre Bahnen. In Myriaden Strömen ergießt er sich aus dem Urquell des reinen, ewigen Seins, des „Brahma", um den altindischen Ausdruck zu brauchen: immer derselbe, und doch verschieden in tausendfältiger Erscheinung, in immer vollkommneren Gestalten, vom Staubkörnchen, das der Schwere gehorcht bis zum Gehirn des Denkers.

Hier aber, im Menschen-Organismus vollzieht sich dann täglich und stündlich das Wunder der Wunder, das Wunder des ersten Tags, von dem geschrieben steht: „Und es ward Licht!" Die dunkle Urkraft des Willens treibt gewissermaßen ihre Blüthe, indem sie zur Vorstellung sich auseinander legt. Der Wille kommt zum Bewußtsein. Der Intellect, die erkennende Kraft, wird ihm der Spiegel, in dem er sich, oder, was dasselbe sagen will, in dem er die Welt erblickt. Freilich nicht die Welt, wie sie an sich ist,

in ihrem Wesen, nicht das Ding an sich, sondern die Welt der Erscheinungen, der vergänglichen Einzelwesen, wie eben das blinde Walten des Willens sie schuf.

Und welches Bild zeigt ihm diese Welt?

Das eines namenlosen Elends, eines trostlosen, qualvollen Kampfes, eines Ringens mit der Gewißheit des Unterliegens. Alles Lebendige dem Tode verfallen und der Marter: denn das Wesen des Lebens ist Wollen, Wollen aber setzt Entbehrung, Entbehrung setzt Leiden voraus. So ist das Leiden, der Mangel, das Unglück das Urgesetz der Welt, wie der Wille zum Leben sie schuf; nicht ein Ausnahmezustand, sondern recht eigentlich die Grundbedingung alles Einzeldaseins. Unbarmherzig opfert die Natur jedes Einzelwesen der Gattung, um die allein es ihr zu thun ist. Mit höhnischer List lockt sie uns in die Netze der Liebe, der Schönheit, ködert sie uns durch Hoffnung und Lust, um uns desto sicherer zu verderben, sobald wir ihren Zwecken gedient. Wie Sakjamuni, der indische Königssohn, voll tiefer Trauer und voll Ekel seinen Palast, seine Genossen, alle Freuden seiner Jugend verließ, als er die Bilder des Alters, der Krankheit, des Todes gesehen hatte, wie er nur noch den einen Gedanken hatte, den Willen in sich zu tödten, sich abzuwenden von dem Grundirrthum, aus dem alle das Leiden geflossen: so verweist der deutsche Denker auf die Abwendung des Gedankens vom Leben als auf die einzige mögliche Rettung. Es ist eine neue Variation des alten augustinischen Spruches: spernere mundum, spernere se ipsum, spernere sperni; — die Welt verachten, sich verachten, die Verachtung verachten. In weiter Ferne winkt als Erlösung das mystische N i r v a n a, die Rückkehr in das reine, eigenschaftlose Sein, der Widerruf des Weltirrthums, die Aufhebung des Willens und damit der Qualen des besonderen Seins.

Dies die Grundgedanken der Lehre, des kühnen, geheimnißvollen Gedankengedichts, dessen mystische Charaktere nun nach langer Wirkungslosigkeit mit einem Male Gewalt gewannen über weite Kreise der Jugend unsers energischen, willensgewaltigen und thatenfreudigen Volkes. Einen mächtigen Bundesgenossen erlangten sie in den seit 1860 auftauchenden, bald mit leidenschaftlicher Theilnahme verfolgten Theorien Darwins und seiner deutschen Jünger, namentlich Vogts, später Häckels, über die ursprüngliche Einheit alles organischen Lebens und seine Differenzirung auf dem Wege des Kampfes ums Dasein, der Zuchtwahl, der Vererbung.

Da war ja der Schopenhauer'sche Wille zum Leben so zu sagen auf der That ertappt, der alte, wühlende Maulwurf; da kam man seinem ebenso consequenten als vergeblichen Mühen in der „Jagd nach dem Glück" recht auf die Sprünge. Und in Siedehitze gerieth in vielen Köpfen die Bewegung, als 1869 Eduard v. Hartmanns „Philosophie des Unbewußten" die Lehren des Meisters mit beispiellosem Erfolge popularisirte, verflachte und verzerrte. Mit beneidenswerther Sicherheit folgt Hartmann dem „Unbewußten", dem blind arbeitenden Triebe, diesem Anstifter alles Uebels, bei seiner Arbeit durch alle Reiche der Schöpfung bis zur Erzeugung des Weltbildes im Gehirn des Denkers. Und zum Schlusse, weiter gehend als Schopenhauer selbst, zeigt er seinen Gläubigen die tröstliche Aussicht, wie in der Reife der Zeiten der Messias erscheinen werde, d. h. die Umkehr des Willens, die Abkehr der Natur vom Leben, das Zurückfließen in das selige, bewußtlose, eigenschaftlose, empfindungslose Sein. Diese nichtsnutzige Welt soll untertauchen in den urewigen Abgrund des Seins, aus dem sie in unseliger Stunde ans Licht kam. Und solcher Erlösung und Weltvernichtung vorzuarbeiten durch Abtödtung des

Willens, des Interesses an den Dingen in uns selbst und in Andern wäre dann der Schluß aller Weisheit. Als einzig übrig bleibende Tugend aber verkünden Schopenhauer und seine Jünger das Mitleid, erzeugt durch das Bewußtsein, daß wir Eins sind mit Allem was leidet: daß derselbe Grundirrthum des Weltenschöpfers in dem Wurm zuckt, der getreten wird und in dem Denker dem der Inquisitor die Verleugnung der Wahrheit abfoltert.

Das Ideal dieser Weltanschauung ist, wie man weiß, in Hinterasien seit zweitausend Jahren praktisch geworden. Es hat dort die Einöden mit beschaulichen Helden der Selbstabtödtung bevölkert, es hat den Despotismus verewigt, die Cultur zum Stehen gebracht, Wissenschaft und Kunst mumificirt, das Leichentuch stumpfsinniger Resignation über das blühende Leben gebreitet.

Ist bei uns Aehnliches zu fürchten, werden die Söhne der Sieger von Sedan und Metz sich überreden lassen „das Leben zu hassen, in Wüsten zu fliehen, weil nicht alle Blüthenträume reiften?“ Wird das Geschlecht, welches Luther, Kant, Goethe, Schiller, Lessing erzeugte, seine Tage im Büßer-Kloster, in träumerischer Weltflucht beschließen? Gehört unsere Zeit zu jenen überreifen, niedergehenden Epochen, in welchen von jeher der Pessimismus zuhause war?

Es ist wol ebenso überflüssig, auf solche Fragen zu antworten wie sie aufzuwerfen. Auch die Aufgabe, den Proteusgestalten des pessimistischen Zeitgedankens durch alle Windungen der von ihm inspirirten Zeitliteratur zu folgen, darf ich mir hier nicht stellen obgleich es an verlockendem Stoff da wahrlich nicht fehlt. Bahnsen's, Taubert's, Hellwald's Reflexionen, Meißner's, Jansen's, Sacher Masoch's, Storm's Lebensbilder liefern ihn in Hülle und Fülle. Er wächst in allen Höhen und

Tiefen der Zeitliteratur, wir müssen ihn mit der Luft athmen. Dagegen ist die Frage nicht zu umgehen: wie war es möglich, daß ein Theil unseres Volkes überhaupt in diese Krankheit verfiel?

Nahe genug läge der Hinweis auf die Person und das Leben der beiden Hauptapostel und einiger ihrer bekanntesten Jünger, auf die Irrthümer, welche der Urwille in Gestaltung ihres Schicksals, ihres Charakters handgreiflich begangen.

Dort der vaterlandslos, kosmopolitisch erzogene Sohn einer Convenienzehe, der gewaltigste Geist mit dem unsympathischsten Charakter verbunden, der mit der eigenen Mutter um Mein und Dein zerfallene Sohn, der von den Studenten verschmähte Docent, der einsiedlerische, ebenso genußsüchtige als intimer Genüsse unfähige Hagestolz, der verschlossene Denker inmitten einer rein materiellen, in ihrem Materialismus sich behaglich wälzenden Gesellschaft.

Hier der durch körperliches Siechthum seiner Laufbahn entzogene Offizier (er war durch ein anhaltendes Knieleiden genöthigt, 1865, im 23. Lebensjahre seinen Abschied zu nehmen), der ehrgeizige und talentvolle Autodidakt gegenüber einer Gelehrtenwelt, die das Preßgesetz noch lange nicht abgeschafft hat.

Doch solche Erwägungen würden, selbst wenn wir sie durch eine ganze Reihe pessimistischer Wortführer und Nachbeter fortsetzen könnten, den Kern der Frage nicht treffen. Sie würden begreiflich machen, wie solche Weltbilder in einzelnen Deutschen entstehen konnten: nicht, wie es möglich war, daß sie Schule machten.

Und der letztere Umstand wäre auch durch den Hinweis auf Schopenhauers ganz ungewöhnliche schriftstellerische Begabung noch nicht völlig erklärt, denn diese Begabung hatte sich ein volles Menschenalter hindurch wirkungslos erwiesen. Was verhalf ihr denn mit einem Schlage zu solchem Erfolge?

Ich meine es war das in den geistigen und politischen Kämpfen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts mächtig gesteigerte Selbstgefühl der Einzelnen, zusammentreffend mit dem Zusammensturz der Systeme, an deren Brust es sich groß gesogen, und mit dem Siege der exacten naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise und dem Aufschwung des materiellen Lebens.

Wie hatte sich das Bewußtsein unserer denkenden Jugend (man spricht bei solchen Dingen natürlich in erster Linie nicht von den Massen) in den Idealen der staatsbürgerlichen Freiheit, der philosophischen Aufklärung gesonnt! Mit welcher Genugthuung hatte man im Gedanken das Weltgesetz, im eigenen System also das Gesetz der Dinge erkannt. Und schon bei der ersten Probe, im Jahre 1848, wie war das Kartenhaus zusammengebrochen! Aber die zweite, schärfere Probe kam nach: die Probe der nach und nach sich erfüllenden Verheißungen, der praktischen thatsächlichen Fortschritte war noch schwerer als die der Fehlschläge. Denn nun erst kamen die gründlichen, scharfen Belehrungen über den Unterschied zwischen Theorie und Praxis an die Reihe, und nicht Alle waren ihnen gewachsen. Wie leicht, wie stolz hatte man das theoretische Opfer des Eigenwillens, des Eigeninteresses auf dem Altar der theoretischen Freiheit gebracht, so lange Opfer und Altar und Freiheit noch in der Luft schwebten. Wie schön schwärmte sich's in Wolkenkukuksheim für das einige deutsche Zukunfts-Vaterland, das einstweilen weder Steuern noch Soldaten brauchte, welches das Füllhorn seiner Segnungen unterschiedlos ausgoß über die Bösen und die Guten! Desto unbequemer war dann hie und da die Enttäuschung, als die zur Erde herabgestiegene Göttin in irdische Maße sich fügte, irdische Bedürfnisse entwickelte, und irdische Anforderungen stellte. Und wie flogen während des thatsächlichen Anwachsens des Wohlstandes, der

Macht, der Freiheit die Wünsche der Realität voran. Da war gerade den Begehrlichsten das „Alles ist eitel“ ein gar bequemer und gelegener Spruch. Die rohen, robusten Naturen ersetzten das zertrümmerte optimistische Ideal durch ein weiter gehendes neues. Was man vom constitutionellen Staate vergeblich gehofft, sollte und soll jetzt der Volksstaat leisten. Der Socialismus ergriff einen Theil der Massen. — Die feinen, aber eben so selbstsüchtigen Naturen flüchteten sich in das Nirvana. Die philosophische Verachtung der Welt an sich täuscht einstweilen das Mißbehagen hinweg über einen Weltlauf, der schließlich für das gesteigerte Selbstgefühl doch auch keinen andern Trost hat, als das alte: „bescheide dich, füge dich, entbehre“.

Vor drei Jahren, als die erste Auflage von Friedrich von Hellwald's pessimistischer Culturgeschichte erschien, warf der Verfasser die kecke Frage auf nach dem Endzweck der Culturarbeit, der geschichtlichen Entwickelung. Wer ihm den angeben könne, dem wolle er seine pessimistischen Ansichten, seine Weltverachtung und Weltverneinung zum Opfer bringen.

Ich meinerseits wagte die Antwort, kurz und einfach, wie ich sie im Herzen trug.

„Das Leben ist schlechtweg dazu da, meinte ich, damit ein Jeder an seinem Platze seine Schuldigkeit thue. Wo das geschieht und in dem Maaße als das geschieht, ist der Weltzweck erfüllt, und Alles in bester, vollständigster Ordnung, ist auch gar keine Veranlassung zu pessimistischer Verzweiflung, vielmehr Alles so gut — als wir es eben „vertragen können.“

Darauf hatte denn der geistreiche Herr natürlich nur souveränen Hohn in Bereitschaft und ich — hatte Besseres vor, als ihm zu zeigen, daß er mich wahrscheinlich gar nicht verstanden. Hier aber möchte ich mir ein Wörtchen zur Sache erlauben.

Ich hatte nämlich vor Allem im Sinne, daß es thöricht ist, nach dem Ende einer unendlichen Reihe, oder eines Kreises zu fragen. Eine solche unendliche Reihe, ein solcher Kreislauf ist alle und jede Entwickelung des Kosmos: der großen wie der kleinen Welt. Sie ist immer zu Ende und fängt immer an. Vergangenheit und Zukunft sind subjective Verhältnißbegriffe ohne Realität. Es giebt nur eine Zeit, eine Gegenwart, und in dieser Gegenwart sind alle Entwickelungsstadien vertreten, erfüllt sich täglich, stündlich, secundlich der Zweck aller Dinge. Die wohl ausgenutzte Minute, die richtig und naturgemäß verwandte Kraft, die erfüllte Pflicht: das ist das ganze Geheimniß. Wer dahinter gekommen, der hat bessere Dinge zu thun, als mit dem Leben, dem „Willen“, mit dem „Ding an sich“ über das Ueberwiegen der Lust oder der Unlust zu hadern, eine Rechnung die nach Temperament und Lebensverhältnissen wol bei jedem Einzelnen verschieden ausfallen möchte.

Und was unser Wissen von der Welt angeht: nun, so sind wir noch immer der Bergmann des Pascal: im dunkeln tiefen Schacht hängt er, vor der Brust das Grubenlicht, unter ihm, über ihm Nacht, vor ihm das harte Gestein, und in der Hand Fimmel und Fäustel.

Das Grubenlicht ist die Vernunft, die Denkkraft. Sie erhellt nur einen kleinen Raum. Sie reicht nicht in die Tiefe des Schachtes noch hinauf in die Oeffnung. Sie zeigt auch alle Dinge nur in einer bestimmten, eben durch die Natur der Lampe bedingten Beleuchtung.

Aber diese Beleuchtung hat bei alledem ihre Verdienste: sie genügt vor Allem, um die Arbeit zu leiten. Und dann: sie ist in den wenigen Jahrtausenden unserer Geschichte doch merkwürdig gewachsen. Der beleuchtete Kreis ist größer geworden und er wächst beständig und zeigt der Arbeit immer neue und bequemere Wege.

Was soll ich nun zu dem Bergmann sagen, der Fimmel und Fäustel wegwirft aus Verzweiflung darüber, daß sein Grubenlicht ihm das Ende des Schachtes nicht zeigt?

Ohne Bild: unsere Wissenschaft wird die letzten Räthsel der Dinge nie lösen. Sie kommt über die Anschauung der bewegten Materie und die Erkenntniß der Bewegungsgesetze nicht hinaus. Ursprung und Zweck dieser Bewegung sind ihr ganz unerkennbar. Ebenso die Realität der Kategorien. Aber sie erweitert beständig den Kreis, innerhalb dessen wir die Thatsachen und Verhältnisse der Erscheinungswelt verstehen. Und innerhalb dieses Kreises zeigen sich uns zwei Grundwahrnehmungen, die unser ethisches Bewußtsein und unsere Lebensführung zu bestimmen geeignet sind.

Die eine ist eine sehr ernste. Schopenhauer hat vollkommen Recht, wenn er darauf hinweist, daß es der Natur in erster Linie immer um die Gattung, um das Ganze zu thun ist: daß sie den Einzelnen eintretenden Falles unbedenklich dem Ganzen zum Opfer bringt: daß dies Opfer in den Grundgesetzen der Dinge liegt.

Aber auch das andere ist wahr: daß es innerhalb dieser Grenze eine Möglichkeit für persönliches Wohlsein giebt und daß diese Möglichkeit sich erweitert, in dem Maße, als der Einzelne sich vergessen lernt und in dem Gedanken des Ganzen aufgeht.

Daher die Seligkeit der Pflichterfüllung, daher die Freude am Leben, die sich mit der Freude des Opfers sehr wohl verträgt, daher der ächte Optimismus, der nicht ein Spiel mit selbstsüchtigen Einbildungen ist, mit erdichteten transscendentalen Weltzwecken, sondern eine innere Aussöhnung mit den Grundgesetzen der Dinge, eine heitere, männliche Resignation in das als nothwendig Erkannte. Und diese Aussöhnung wird sich auch für die Denkenden unserer Zeit und unseres Volkes immer besser vollziehen, in dem Maaße als wir wieder

energische Thätigkeit und exacte Forschung mit idealem, zusammenfassendem Denken zu verbinden lernen. Nach der ersten Richtung hin wird unser nationaler Staat und der Zwang der Verhältnisse wol dafür sorgen, daß Pessimismus und Buddhismus bei uns hübsch Zierpflanzen im Gewächshause bleiben und ihren Unkrautsamen nicht in den Acker verbreiten. Nach der andern scheint mir von guter Vorbedeutung der Bund, welcher sich täglich inniger zwischen Philosophie und Naturwissenschaft schließt. „Analysis der Wirklichkeit“ ist der Titel eines trefflichen Werkes, in welchem kürzlich Liebmann in Straßburg eine Musterung unserer wirklich haltbaren philosophischen Anschauungen gab. Er scheint mir die Richtung anzudeuten, in welcher wir zu gehen haben, um mit andern, schlimmeren Uebeln der Zeit auch jener pessimistischen Anwandlungen Meister zu werden.





V.

David Friedrich Strauß.

Der Gegenstand, mit dem sich diese kurzen Betrachtungen beschäftigen sollen, fordert sowol seinem Umfange wie seiner innern Natur nach zur Vorsicht auf. Dem Umfange nach: denn er berührt auf einer Seite das Gebiet der abstractesten Wissenschaften und reicht mit dem andern Ende bis in die populärsten Tagesinteressen hinein. Der innern Natur nach: denn es handelt sich dabei durchaus um brennende, unausgetragene Fragen, bei denen die gefährlichsten Leidenschaften und Vorurtheile wenigstens ebenso betheiligt sind, wie der Trieb des Erkennens. Im Jahre 1847 schrieb Bauer: „Noch heute ist in allen deutschen Landen die beste Empfehlung für den Kirchen- und Staatsdienst, wenn man sich durch ein offenes Zeugniß gegen Strauß'sche Ansichten verwahrt.“ Das war zwölf Jahre nach jener wissenschaftlich-kritischen That, welche den siebenundzwanzigjährigen Doctor David Friedrich Strauß, (geb. d. 27. Januar 1808) von dem bis dahin nur ein paar würtembergische Studenten,

Magister und Professoren etwas wußten, mit einem Schlage zum berühmtesten deutschen Schriftsteller des Jahrzehntes erhob. Und jetzt, nachdem weitere zweiunddreißig Jahre vergangen, gilt das Wort im neuen, wiedergeborenen deutschen Reiche noch ebenso, wie am Vorabend der Märzrevolutionen. Zweimal vornämlich, am Anfange und am Ende seiner Laufbahn, fuhr der Geist dieses unscheinbaren Stubengelehrten wie ein Sturmwind über unsere Häupter dahin. Zweimal gab er einer tief eingreifenden Wendung unseres geistigen Lebens einen schneidigen Ausdruck in unvergänglicher Form. In beiden Fällen war die Masse der gebildeten Leser enthusiastisch erregt; in beiden standen nicht nur die öffentlichen Gewalten, sondern auch die Wortführer aller Parteien wie ein Mann gegen ihn zusammen. Orthodoxe, Rationalisten und Hegelianer, Conservative und Demokraten haben das „Leben Jesu" und „den neuen und alten Glauben" gleich leidenschaftlich verdammt. Und zwischen diesen beiden Ausbrüchen liegt ein volles Menschenleben einer unermüdlichen, wenn auch nicht immer gleich erfolgreichen Thätigkeit, welche alle geistigen und auch viele praktische Interessensphären der Zeit berührte: einer Zeit, die trotz unerhörter Erfolge und Umwälzungen uns dennoch mehr ungelöste als gelöste Aufgaben hinterlassen hat. Was kann solchem Gegenstande gegenüber diese kurze Skizze bezwecken? — Nun, vor allem kein Glaubensbekenntniß, weder ein theologisches noch ein politisches, noch weniger aber kritische Fach-Untersuchung und Polemik. Ihr Zweck ist vielmehr Orientirung über den Verlauf, die Ziele, die Ergebnisse einer Lebensarbeit, von der jeder Mitlebende mehr oder weniger berührt worden ist; Anregung zum Nachdenken über dieselbe, Hinweis auf die Hülfsmittel, an welchen solches Nachdenken sich zurecht finden könnte. Dem so gesteckten Ziele will ich nach Maßgabe meiner Kraft nahe zu kommen suchen, vom Stand-

punkte, nicht des theologischen oder politischen Parteimannes, sondern des Literarhistorikers, der die Zeiterscheinungen als Momente der großen, nationalen und menschheitlichen Gesammtarbeit zu erfassen und zu würdigen bemüht ist: aber auch von dem des warm fühlenden Menschen und Deutschen, der von Culturinteressen ersten Ranges und von einem der bedeutendsten Zeitgenossen zu mitempfindenden und denkenden Landsleuten spricht.

Wie man weiß, sind es nicht Tage des hoffnungsfreudigen, aufsteigenden Lebens, mit welchen die Erinnerung an die erste und wenn nicht an sich vollendetste, so doch durchschlagendste und berühmteste Leistung von David Friedrich Strauß geknüpft ist. Das Jahr 1835 bezeichnet weit eher eine Ebbe, als eine Hochfluth der öffentlichen Stimmung, wenigstens in Frankreich und Deutschland. Die glänzenden Hoffnungen der Julirevolution waren durch Ludwig Philipp und seine Bourgeois-Regierung gründlichst getäuscht worden. In Frankreich regierte der Geldsack, wie in den großen östlichen Monarchien die Legitimität mit ihren Beamten, Priestern und Edelleuten. Den französischen Republikanern ging es nicht besser als unsern Demagogen. Dort blutige Straßenkämpfe, Attentate, Hinrichtungen — hier kleine Putsche und große Untersuchungen: gefüllte Gefängnisse, Polizeiherrschaft und Gleichgültigkeit der Massen auf beiden Seiten. Wenig war aus den Volksbewegungen und Verfassungskämpfen der ersten dreißiger Jahre an Volksrechten und politischem Fortschritt gerettet, so in Braunschweig, Sachsen, Kurhessen. Der beste Fortschritt, der des Zollvereins, vollzog sich auf unscheinbarstem und unliebsamstem büreaukratischem Wege. Die Ministerconferenzen von 1834 schienen das Metternich'sche Netz wieder völlig hergestellt und enger angezogen zu haben. Auf poetisch-literarischem Gebiet waren Heine's glänzende Anläufe in die vielfach ungesunde jungdeutsche Bewegung ver-

laufen. Es wimmelte von unzufriedenen, verkannten Genies und bedeutenden Naturen; man haderte mit sich und der Welt, rief nach Emancipation der Sinnlichkeit und entbehrte doch fast durchweg urwüchsiger, sinnlicher Kraft. Man war geistreich, gelehrt, wußte von Allem zu sagen, aber der freudige, grade Schoß des schöpferischen Lebens war wenig zu sehen. Gervinus' mürrisches Urtheil über das unnütze epigonenhafte Dichter- und Literatenwesen, sein Mahnen zu praktischem Wirken schien nur zu berechtigt. Und kaum besser stand es in den hohen, ernsten Regionen des geistigen Lebens um die Verwaltung und Vermehrung unserer höchsten geistigen und sittlichen Güter. Seit die Romantiker, unter den schweren Schicksalsschlägen und Prüfungen der revolutionären und napoleonischen Jahrzehnte von der Aufklärung abfielen, hatte ein seltsames, spukhaftes Zwielicht sich über weite Regionen des deutschen Himmels verbreitet. Nicht auf einmal, nicht überall waren die alten Vertreter des freien Gedankens den Propheten und Sehern oder gar den bureaukratischen Buchstaben- und Autoritäts-Männern gewichen. Aber überall sah man sie auf dem Rückzuge vor der andringenden Reaction. Halle, der große Mittelpunkt protestantischer Theologie, war in voller Rückbildung zum Pietismus begriffen seit Ullmann, Tholuck und der neuerdings bekehrte Leo die alten Kämpen Gesenius und Wegscheider in den Hintergrund drängten. In Berlin strahlten bis über das Jahr 1830 hinaus noch drei glänzende Sterne aus vergangenen Tagen. Schleiermacher, indem er Religion und Glauben ganz innerlich faßte, ihren Schwerpunkt in die dem Ideal zustrebende Seele verlegte, hütete treulich und tapfer die Verbindungsbrücke zwischen dem Bewußtsein der Gebildeten und der Lehre der Kirche; Neander durchwärmte die Kirchengeschichte mit seinem Herzen voll unendlicher Liebe; Hegel endlich, der letzte Ueberlebende aus den

großen philosophischen Jahrzehnten, verkündete in der Metropole der Intelligenz die stolze Philosophie des Gedankens: die berauschende Lehre von der Einheit zwischen Denken und Sein, welche ihren glücklichen Jüngern in der Dialektik des Meisters den Schlüssel zu allen Geheimnissen gab. Aber gerade hier, auf der Höhe des Zeitbewußtseins, glaubten die bestehenden Gewalten in Kirche und Staat sich des festesten Bollwerks versichert. Sie beherrschten die Wirklichkeit, hatten sie eingerichtet nach ihrem Gefallen. Der herrschende Philosoph aber bewies der staunenden, andächtigen Jugend, daß alle Wirklichkeit, also auch diese, eine vernünftige und nothwendige sei, eine Offenbarung des Urgedankens, nicht weniger berechtigt, als die Gesetze, nach denen sich die Sterne in ihren Bahnen bewegen. Nach langem, verderblichem Streit hatten Religion und Philosophie in der Metropole Friedrichs des Großen ihre Versöhnung gefeiert. Sie wollten, sie lehrten ja beide dasselbe. Nur die Form war verschieden. Was die eine, die Philosophie, als Begriff besaß, das kam in der andern, zum Heile der Unmündigen und der Menge, als Vorstellung zum Ausdruck. Und es war eine Freude, wie in diesem seligen Frieden von Denken und Glauben die frommen, gelehrten, geistreichen Denker und Beter gediehen: wie die intelligente Jugend sich heran drängte, um aus den Zauberformeln des großen schwäbischen Meisters nicht nur den Schlüssel zu allen Geheimnissen der Höhe und Tiefe, sondern auch die beste und wirksamste Empfehlung für Beförderung im preußischen Staatsdienste zu gewinnen.

So war es denn, wenn auch entfernt kein Gedanke dieser letzten Art, so doch durchaus auch kein kritisches, vorwitzig revolutionäres Gelüste, vielmehr aufrichtigster, pietätvollster Durst nach der weltberühmten Quelle unfehlbarer, dem Heiligen und Guten zuführender Erkenntniß, was im Herbst 1831 den dreiundzwanzigjährigen Magister David Fried-

rich Strauß aus seiner grünen, schwäbischen Idylle von Maulbronn zu den Füßen des Meisters führte. Er hatte eine Jugend hinter sich, die wol Alles eher versprach als einen Tempelstürmer und frevelhaften Heiligthumsschänder. Seine frühesten Erinnerungen knüpfen sich an ein schlicht bürgerliches Heim in der freundlichen baum- und gartenreichen Poetenstadt Ludwigsburg. Sie sind nicht durchaus freudiger Natur. Das verständige, praktische Element im Hause war durch die Mutter vertreten, das schwärmerisch-mystische durch den Vater: und das ist, zumal wo das Heil der Familie von Handel und Wandel, von billigem Einkauf und theurem Verkauf herkommen soll, eine bedenkliche Mischung. Sie hat manchen Schatten in Straußens Leben geworfen, ihm in der schwersten Krisis seiner Kampfestage gar die Heimat verleidet. Nicht aber hat dabei die Pietät gelitten, mit der dieser verschrieene egoistische Verstandesmensch bis in späte Tage des Vaterhauses, der Eltern wie der Jugendfreunde gedenkt. Eines der reizenden Lieder seines Gedenkbuchs, das vom Lindenbaum, ist diesen Erinnerungen gewidmet:

„O Lindenduft, o Lindenbaum!
Es ist mir wie ein Kindheitstraum
Wo ich dich immer finde.
Die Linden lieb' ich überaus;
Es stand auch meines Vaters Haus
Im Schatten einer Linde.

Früh wurde die Jugendidylle dann durch den Ernst einer strengen Facherziehung abgelöst. Die Klosterschule in Blaubeuren, mit ihrem ernsten philosophisch-theologischen Unterrichtsplan, dann das nicht minder ausschließlich theologische Stift in Tübingen gewährten wol gediegenste, wenn auch sehr einseitige Kenntnisse, gewöhnten an ernste Arbeit, an strenge Sittlichkeit, ließen aber auf einer ohnehin mehr nach Innen als nach Außen gekehrten Natur doch Merkmale eines Druckes zurück, den Strauß nachher oft bitter

beklagt hat. Auch um die fröhliche Sorglosigkeit des Burschenlebens ist er dabei gekommen. Es litt seine sinnige, gediegene, bei aller Bescheidenheit doch aber früh sich fühlende Natur nur in kleinem Kreise, unter Gleichdenkenden, bei denen er achtungsvoller Rücksicht gewiß war. Dabei nahmen Stimmung und Studien gelehrig und wie weiches Wachs den Eindruck der romantisch-mystischen Zeit- und Landes-Stimmungen an. Schwaben war von jeher die Heimat der Erweckten, des phantastisch-gemüthlichen, still glühenden Pietismus. In jenen zwanziger Jahren, unter dem ungeheuren Rückschlage der Aufklärung und der Revolution gingen dort die Gespenster noch ganz anders als in andern deutschen Ländern am hellen Tage spazieren. In Weinsberg verrichtete der humoristische Phantast Justinus Kerner seit 1819 Wunder des Teufelsbannens, des Hellsehens, Magnetisirens — und der geschickten Nasführung wundersüchtiger Gläubigen. In Tübingen trieb der berüchtigte Eschenmayer das Teufelsbannen und Hexen mit professorischer Gründlichkeit; in Kornthal sammelte Hofmann, der Vater des preußischen Generalsuperintendenten unter Friedrich Wilhelm IV., seine stille, verzückte Gemeinde um sich. Die Schulen und die Universität Tübingen waren des heiligen Geistes voll. Da waren denn auch Strauß und seine jungen Studienfreunde zunächst weit entfernt davon, sich von Hause aus auf die Bank der Spötter zu setzen. Treuherzig und eifrig folgten sie vielmehr der herrschenden Strömung. Strauß vertiefte sich in die phantastischen Ausführungen und Ahnungen der Schelling'schen Naturphilosophie, suchte die Natur als einen einheitlichen, lebendigen, bewußten Organismus, wenn nicht zu begreifen, so doch im Geiste zu schauen und zu ahnen, schwärmte für geheime Kräfte und Sympathien, für Wirkungen in die Ferne, für wunderthätige Schäfer und für Kerners Prophetin, die

magnetische Schneidermamsell aus Prevorst, die ihm einmal in Weinsberg weissagte — sein Glaube werde sich niemals in Unglauben verwandeln! An der Spitze der Gedichte, welche Zeller aus Strauß' Nachlasse im zwölften Bande der Werke zusammenstellt, lesen wir einen poetischen Dank für die, dem neunzehnjährigen Studenten zu Theil gewordene Erweckung, im weichsten Herrenhuterton:

„Sei du das Brünnlein auf der Wiesen,
Laß mich an dir als Gräslein sprießen,
Ja, laß mich nimmer reich und mein,
Nur arm und dein, Herr Jesu sein!

So handelte auch seine erste selbstständige wissenschaftliche Arbeit (im Jahre 1828, also in seinem zwanzigsten Lebensjahre) von „der Auferstehung des Fleisches" und zwar in einem solchen Sinne, daß sie von der katholischen Facultät zu Tübingen als Preisschrift gekrönt wurde. Zwei Jahre später hielt er zum Jubiläum der Augsburgischen Confession (den 24. Juni 1830) eine ganz normale, rechtgläubige Predigt. Als man ihn dann als Vicar (Hülfsprediger) nach Klein-Ingersleben bei Ludwigsburg geschickt hatte, zeigt sein Briefwechsel mit dem Freunde Märklin wol schon das Aufkeimen einer ganz neuen Gedankenbewegung in seiner Seele. Seine eigenste, durchaus verständig angelegte Natur beginnt aufzutauchen aus der Ueberschwemmung von Dogmen und Formeln, mit welcher Erziehung und Umgebung sie heimgesucht hatten. Schleiermachers Auffassung der Religionswahrheiten als innerlicher Erfahrungen hatte doch bei ihm gezündet; er fängt an, die Bedenken über Möglichkeit oder doch Gewißheit der persönlichen Fortdauer zu theilen. Aber weit entfernt von allen revolutionären Gelüsten denkt er durchaus nicht daran, solche Skrupel auf der Kanzel durchklingen zu lassen. Seine Predigten waren populär, praktisch, biblisch, einfach, wie sie der Landmann versteht. Und

als er dann, nach halbjähriger Thätigkeit am Gymnasium in Maulbronn und nach absolvirter Doctorprüfung im Herbst 1831 nach Berlin zieht, leitete ihn der ehrliche Wunsch und die feste Hoffnung, zu Hegels Füßen den Segen jener Einheit von Denken und Glauben zu empfangen, in dem die Summe aller Weisheit beschlossen ist.

Hier zog denn zunächst das Schicksal einen Strich durch seine Pläne. Am 14. November 1831, sehr bald nach Strauß' Ankunft, erlag Hegel der Cholera, und es mußte also aus zweiter Quelle geschöpft werden: bei den überlebenden Schülern des Meisters, den Gans, Marheineke, Vatke. Daneben that Schleiermachers gemüthsvolle Vergeistigung der Christusreligion, weniger in den akademischen Vorlesungen, als in den berühmten Christus-Predigten ihre volle Wirkung. Immer stärker wurden die Zweifel an der Vereinbarkeit dieser Ideale des Empfindens und Denkens mit den Lehren der rechtgläubigen Kirche. Angenommen, die philosophischen Vertheidiger des Glaubens hatten Recht mit der Behauptung: Philosophie und Kirche lehren dasselbe, nur jene in der Form des Begriffs, diese in der Form der auch dem ungeschulten Denker zugänglichen Vorstellung; folgte dann daraus auch die geschichtliche Richtigkeit aller äußeren Vorgänge, an deren Ueberlieferung jene Vorstellung sich lehnte? Konnten und durften Erzählungen, Berichte, bloß weil sie der Vorstellung religiöser Annahmen oder Wahrheiten dienten, jenen Prüfungsbedingungen sich entziehen, nach denen wir die Glaubwürdigkeit der geschichtlichen Ueberlieferung überhaupt zu messen gewohnt sind? Vor Allem der Uebereinstimmung mit sich selbst, mit den Grundgesetzen des Denkens und mit anderweitig beglaubigten Erfahrungen und Thatsachen? Diese Bedenken begleiteten den jungen, gelehrten Doctor auf der Rückkehr in seine schwäbische Heimatsidylle. Sie ließen ihn nicht

los während seiner glänzenden Thätigkeit als Repetent im Tübinger Stift, in Vorlesungen und Predigten, während der Jahre 1832 und 1833. Da untersagten die Ordinarien der Facultät dem noch nicht zünftigen, gar zu selbstständig und überlegen auftretenden Doctor seine öffentlichen Vorträge. Und nun zieht Strauß mit seiner gesammelten, gereiften Kraft sich auf sich selbst zurück und schafft im Feuer der Begeisterung, in voller Entdeckerfreude das für sein Leben entscheidende Werk. Schon im October 1834 war „das Leben Jesu", 1400 Octavseiten, geschrieben; im Jahre darauf erschien es im Druck: der Würfel war geworfen. Mit einem Schlage hatte der junge, unbekannte Mann die ganze philosophisch-theologische Welt überflügelt, durcheinander geworfen. Und nicht nur diese. Seit Schleiermacher's „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern", im Anfange des Jahrhunderts, hatte kein Werk religiös-philosophischen Inhalts auch nur annähernd so in der ganzen Weite der gebildeten Leserwelt gepackt. Wer nicht selbst las, der ließ sich wenigstens erzählen, auch die Gleichgültigen fühlten, wie eine neue Luftströmung heran brauste. Drei starke Auflagen wurden in drei Jahren vergriffen. Aber ein Hagelwetter von Broschüren, von Journalartikeln schüttete sich auch über den glücklich-unglücklichen Verfasser aus, mit dessen Lebensruhe es vorläufig vorbei war. Und zwar ganz ähnlich wie wir es bei Erscheinung des „Alten und des neuen Glaubens" vor sechs Jahren erlebten, rollte der Donner die ganze Linie entlang. Auf der äußersten pietistisch-orthodoxen Rechten schrie Hengstenberg (in der evangelischen Kirchenzeitung) mit der Frechheit des staatskirchlichen Polizeimanns Wehe über den Frevler, „der mit Kaltblütigkeit den Gesalbten des Herrn antaste, der das Herz des Leviathan habe, sich für das „Thier aus dem Abgrunde" (nämlich die Erde) begeistere, den das Gericht schon ereilen

werde". Die frommen schwäbischen Landsleute, Eschenmayer, Hoffmann, Hofacker, Kapff, Barth (in Calw), Menzel (in Stuttgart) secundirten im Chorus, und die praktischsten unter ihnen machten sich gleich an die Aufhetzung der Bauern. Auf der philosophischen Linken wusch selbst der liebenswürdig-friedliche Rosenkranz (in Königsberg) vor dem unerhörten Aergernisse die Hände in Unschuld, und Feuerbach, derselbe, der einige Jahre später über Strauß wie über einen zaghaften und unklaren Kopf hinweg sah, bewies mit Hegelscher Dialektik die Nothwendigkeit des Wunders. Es war nur dem Einfluß des verständigen, guten Neander zu danken, wenn man in Berlin den Doctor Strauß nicht kurzweg zu der Rotte des jungen Deutschland warf und das „Leben Jesu" nicht in einer Reihe mit der „Wally", den Heine'schen Zeitgedichten und dem jungen Europa polizeilich verdammte.

Da fragt der Leser wol, was denn da so Ungeheures geschehen war, daß der ganze Berg Zion erbebte?

Und der Berichterstatter hat vor Allem die Pflicht zu erwidern, daß nicht etwa von einem revolutionären Angriffe auf Religion und Kirche die Rede ist, nicht von Schmähung und Spott, sondern von einer ruhigen, wissenschaftlichen, in gutem Glauben geführten Untersuchung, ohne irgend eine andere Tendenz, als die der Erweiterung unserer wissenschaftlichen Erkenntniß. Gegenüber den willkürlichen und inconsequenten Erklärungsversuchen und Deuteleien aller Parteien, selbst die strengsten Rechtgläubigen nicht ausgenommen, verlangte Strauß lediglich, daß man wahrhaftig und wissenschaftlich auch in diesen Dingen verfahre, mit Glauben oder Unglauben Ernst mache. Was sagen die Evangelien über Person und Leben Christi? fragte er zunächst. Sodann: Ist ihr Inhalt möglich? Und wenn dies, stimmen sie unter sich so überein, daß von einem geschichtlichen Wissen hier die

Rede sein kann? Und nachdem diese beiden letzten Fragen nach gründlichster, meisterhaft durchgeführter Untersuchung in Bezug auf den größesten Theil der neunzig evangelischen Erzählungen verneint worden waren, drängte sich dann das inhaltschwere Problem unvermeidlich heran: Wenn dem so ist, wenn da Berichte vorliegen, die weder unter sich, noch mit der Natur der Dinge, mit unserm ganzen Denken und unserer ganzen Erfahrung übereinstimmen: wie sind diese Berichte entstanden? Und wie ist es möglich gewesen, daß sie Glauben fanden und die Welt umgestaltet haben? — Die Rationalisten des 18. Jahrhunderts, voran Reimarus, der Verfasser der von Lessing veröffentlichten Wolfenbüttler Fragmente, waren mit der Antwort schnell bei der Hand gewesen: was ihnen widersprechend, unglaublich, auch wol tadelnswerth schien, war einfach von Schlauköpfen erfunden, von oberflächlichen und unwissenden Beobachtern irrthümlich aufgefaßt, oder auch absichtliche, bildliche Einkleidung und Verhüllung eines wirklichen Hergangs. So leicht machte Strauß es sich nicht und konnte es sich nicht machen; die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts, von der er genährt war, führte ihn andere Wege. Nicht vergebens hatte die Romantik den Glauben an die Souveränität des Einzelwillens und des Verstandesschlusses gemindert, die in den Völkern und Zeitaltern arbeitende geistige Kraft als ein Ganzes mit eigenen Gesetzen aufzufassen gelehrt: immer freilich, in jeder einzelnen Aeußerung, an einen Einzelnen, an die Person, das Individuum gebunden, und dennoch in ihrem Gesammtwirken allem persönlichen Wollen und Können weit überlegen. In diesem Sinne hatte zuerst Herder (der eigentliche Vater der Romantik und der modernen Denkweise und Geschichtsauffassung) auf das Volkslied hingewiesen, als auf die tiefste, unerschöpfliche, aller bewußten Kunst überlegene Quelle dichterischer Wirkung. Dann hatte Fr.

A. Wolf in dem ehrwürdigen Namen Homer den symbolischen Vertreter der jugendlichen hellenischen Weltanschauung, Sitte und Kunstempfindung entdeckt. Das Nibelungenlied war später zum Gesammtausdruck urgermanischen Wesens, zum dichterischen Bilde unserer Volksseele geworden. In Hegels Geschichtsphilosophie und Phänomenologie war nun das Verfahren in ein System gebracht. Die Jünger der Schule fühlten sich nicht wenig, wenn sie den Weltgeist in allen seinen Listen belauschten, ihm Schritt für Schritt nachrechneten, wie er von einem überwundenen, „aufgehobenen" Standpunkt zum andern das Werk der Cultur, der Verwirklichung der Vernunft, die Offenbarung des Absoluten, so herrlich weit gebracht. Und nach der vielbewunderten Lehre des Meisters war ja die Religion nichts anders, als die Idee, das Absolute in der Form der Vorstellung. Warum sollten nur die äußern Erscheinungsformen gerade dieser Offenbarung des Geistes vor allen andern etwas voraus haben? Etwa weil Staat und Kirche auf ihnen ruhte, oder zu ruhen meinte? Weil sie äußeren praktischen Zwecken dienten? Oder weil die Ehrfurcht, d. h. das Vorurtheil der Jahrhunderte ihnen eine Ausnahmsstellung gewährte? Da sind wir denn an dem Punkte angelangt, wo uns die eigenthümliche Kraft und Bedeutung Straußens, der Kern seiner literar- und culturhistorischen Persönlichkeit entgegen tritt. Alle jene Nebenrücksichten waren nicht seine Sache und sind es niemals geworden. Es lebt in ihm ein Urzug der Aufrichtigkeit, der unbedingten Hingabe an die wissenschaftliche Ueberzeugung, die unmittelbar an Lessing und Kant erinnert. Er hat gar nicht den Sinn, das Organ des Vertuschens, der Selbsttäuschung, der Halbheit. Und so geht er gegen die festeste, oder doch gefürchtetste Stellung des herrschenden Systems mit dessen eigenen Waffen zum Angriff. Er erklärt die für ihn schlecht-

hin unglaubwürdige Mehrzahl der evangelischen „Geschichts“-Berichte einfach als Mythen: d. h. nicht etwa böswillige Lügen oder gut gemeinten frommen Betrug: sondern dichterische, allmählich entstandene, aus dem Bewußtsein, den Hoffnungen der Christen des zweiten Jahrhunderts geborene Einkleidungen ihrer religiösen Ueberzeugungen. Die alles beherrschende Centralidee ist die des Messias, des Mensch gewordenen, erlösenden, unendliche Seligkeit versprechenden Gottes; und der Nachweis der Einwirkung, welche der alttestamentliche Ausdruck dieser Idee auf den neutestamentlichen, die Prophezeihung auf die Berichte über die Erfüllung gehabt haben muß, bildet den wichtigsten Theil des Buchs. Auf das Einzelne einzugehen, ist hier natürlich keine Veranlassung. Nur die Bemerkung mag erlaubt sein, daß die Religion selbst, d. h. die handgreifliche, welthistorische Thatsache des christlichen Bewußtseins, der christlichen Auffassung von Pflicht und Recht, von Sitte und Leben, das christliche Ideal in allen seinen Beziehungen durch alle diese Ausführungen gar nicht getroffen wird. Sie richten sich nur gegen eine rohe und überlebte Form der Legitimirung dieses Ideals, mit der ihre vorgeblichen Vertheidiger selbst in der seltsamsten Weise Verstecken spielen. So hatte S t r a u ß es gemeint; aber so wurde es nicht genommen und verstanden. Er mußte nur zu bitter empfinden, was es mit unserer gerühmten deutschen Wissenschaftlichkeit und protestantischen Denkfreiheit bei der Zunft und einem nicht geringen Theile der Massen noch für eine Bewandtniß hat. Nur die rohen Gewaltthätigkeiten des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben wir bis auf einen gewissen Punkt überwunden. Diesseits derselben bewahrt das alte böse Gift seine volle Kraft. Die nächste Folge für S t r a u ß war der Verlust des akademischen Lehramts. Am 24. Mai 1835 hatte er die Vorrede unterzeichnet. Schon am 11. Juni forderte der Studiendirector

Flatt den Anklagebericht der Facultät, und am 23. desselben Monats fiel die Entscheidung. Als Gymnasiallehrer in Ludwigsburg, beim Corrigiren von Exercitien und Einüben grammatischer Regeln sollte der junge verwegene Docent Respect vor dem Bestehenden lernen. Er hielt es nicht lange aus, zumal der Fanatismus seines eigenen Vaters und die hämische Befangenheit der lieben Mitbürger, Nachbarn, Verwandten ihm den Aufenthalt in der Heimatstadt gründlich verleideten. Der Gottesleugner, der neue Judas Ischariot war verfehmt. So ging er denn, das Amt quittirend, nach der Hauptstadt, um zunächst, als Schriftsteller, dem von allen Seiten ausbrechenden wüthenden Sturme die Spitze zu bieten: mit welcher Ueberlegenheit, Kraft und Gewandtheit, auch das im Einzelnen nachzuweisen würde hier zu weit führen. Aber das Schwerste blieb noch zurück. Der Bruch mit der ganzen von Jugend auf gewonnenen Lebensrichtung, das endgültige Ausscheiden aus einer geistigen Arbeitssphäre in der die Seele sozusagen ihre Form gewonnen hatte, sollte sich doch nicht als so leicht erweisen, wie wir Laien sie bisweilen auffassen. Ich wenigstens wäre geneigt, die Schwankungen der nächsten Jahre mit ihren nothwendigen Rückwirkungen auf Charakter und Stimmung als das schmerzlichste Symptom des ganzen Kampfes zu betrachten.

In seiner Vertheidigungsschrift an die akademische Behörde, im Juli 1835, hatte Strauß seine Ueberzeugung betont, daß er die freie, wissenschaftliche Kritik nicht gegen die Interessen der Religion und der Kirche, sondern im vollen Maaße für dieselben geübt habe. Sie allein verhindere den vollständigen, verhängnißvollen Bruch zwischen der Kirchenlehre und dem gebildeten Laienbewußtsein: es sei besser, wenn der denkende, gebildete Christ die Erzählungen der Evangelisten als in Geschichte umgesetzte Ideen denkend verehre, als wenn er über sie, als ideenlose Geschichten, gleich-

gültig hinweg gehe. Sein Verhalten in den nächsten Jahren läßt erkennen, daß das seine vollkommen ehrliche Meinung war. Es zeigt sein Dichten und Trachten in dem Wunsche aufgehend, trotz alledem und alledem im theologischen akademischen Lehramte sich zu behaupten. Der Zögling der Klosterschule und des Stifts konnte die vollständige Loslösung von der geistig-sittlichen Gemeinschaft, für die und in der er aufgewachsen war, so leicht nicht fassen. In Deutschland, das merkte er nun wol, waren ihm alle Thüren verschlossen, da die politisch-kirchliche Reaction von Jahr zu Jahr anschwoll. Die Zugeständnisse, welche er in der dritten Auflage des „Lebens Jesu" an den lieben Frieden machte, indem er die Wunderkuren als magnetische Einwirkungen gelten ließ und die Möglichkeit eines Gottmenschen in geistigem Sinne zugab: alles das wurde von den Orthodoxen nur mit Hohn zurückgewiesen. Man traute ihm doch nicht und hätte sich selbst bei vollständigem Widerruf kaum beruhigt. Aber jenseits unserer politischen Grenze schien im Bereich deutschen Denkens und Lebens noch nicht alle Hoffnung verloren. Die Schweizer Universitäten Basel, Bern, Zürich machten sich seit ein paar Jahrzehnten die Verhältnisse zu nutze, um für ihre schlecht besoldeten Stellen tüchtige Kräfte zu gewinnen, welche die Reaction aus Deutschland vertrieb. Männer wie de Wette, Hundeshagen, Schneckenburger, Ferdinand Hitzig, Oken vertraten diese Auswanderung in einer Weise, die für den patriotischen Deutschen beschämend genug war. In Zürich zumal regierten seit 1830 die Radicalen, und ihre Thätigkeit in Rechtspflege, Verwaltung, Landescultur, Schulwesen erfreute sich, den Einen zum Aergerniß, den Andern zur Genugthuung, eines begründeten Rufes. Sollte da nicht auch für die höchste und edelste Aufgabe freiheitlichen Strebens, für die ehrliche Versöhnung wissenschaftlichen Denkens

mit den religiös-sittlichen Ueberlieferungen, in denen unsere Cultur seit anderthalb Jahrtausenden heran wuchs, sich eine Freistätte finden? Strauß glaubte es hoffen zu dürfen. Seit 1836 sehen wir ihn unablässig bemüht, dort ein akademisches Lehramt und zwar ein theologisches zu gewinnen. Zweimal, nach dem Tode von Rettig und Schultheß, stand er wegen des Lehrstuhls für Kirchengeschichte und Bibelerklärung in Unterhandlung. Zweimal scheiterte die Anstellung an den Hetzereien der rechtgläubigen Geistlichen. Da wurde die kirchengeschichtliche Stelle im Sommer 1838 wieder erledigt, und so erfolgte, nach langen Verhandlungen, am 26. Januar 1839 die Wahl durch den Erziehungsrath, freilich nur mit sieben gegen sieben Stimmen, so daß der Bürgermeister für Strauß den Ausschlag gab. Schon zwei Tage später, am 28., protestirte der Kirchenrath gegen den Religionsspötter. Aber im großen Rath behielten die Freisinnigen mit 98 gegen 46 Stimmen die Mehrheit, und so beschloß denn der Regierungsrath mit 15 gegen 3 Stimmen die Berufung am 2. Februar, und am Tage darauf wurde die Vocation ausgefertigt und übersandt.

Was nun folgt, kann, so weit die Gegner der freien Wissenschaft in Frage kommen, keinen Geschichtskenner überraschen. Sie haben ihrer Natur nach von jeher an die Gewalt appellirt, und sie suchen und nehmen diese Gewalt scrupellos, wo sie sie finden: von den Fürsten, von der herrschenden Classe oder vom Pöbel, wenn es anders nicht sein kann. In Zürich war der Pöbel oder doch die jedem wissenschaftlichen Denken unzugängliche Volksmasse (die ja dabei sehr republikanisch sein kann) die einzige Hülfe. Und sie wurde ausgiebig gebraucht. Eine wüthende Agitation begann sofort in allen geistlichem Einfluß zugänglichen Kreisen, ein wahrer Hexensabbath unflätiger Flugschriften und Reden. Man verglich Strauß mit einem Satyr, mit

dem Pandurenoberst Trenck, man bezeichnete ihn den Bauern als entlassenen würtembergischen Sträfling, machte die schmutzigsten Bemerkungen über des Professors Hitzig Vorliebe für seine Person. Ein Landpastor Mayer gab den Verfasser des Lebens Jesu als unwissenden Pfennigblatt-Literaten der Verachtung aller gebildeten Bauern preis. Und leider waren die Vertheidiger fast noch tactloser und läppischer, wenn sie u. a. so weit gingen, zur Beschwichtigung der frommen Zürcherinnen auf die Heirathsfähigkeit des jungen, schönen Fremdlings anzuspielen. Daß die Geldfrage auf beiden Seiten eine Hauptrolle spielte, versteht sich bei Kindern des neunzehnten Jahrhunderts von selbst. Hier wird die Uneigennützigkeit des tübinger Märtyrers nicht ohne Hinweis auf seine glänzenden Buchhändlerhonorare gepriesen, dort das großartige zürcher Gehalt von 2000 Schweizerfranken beklagt, in dem nun so ein Ketzer sich mästen solle. Im mündlichen Verkehr gingen die Wogen natürlich noch höher, namentlich seit die Frauen leidenschaftlich Partei nahmen. Man kündigte sich die Kundschaft und die Freundschaft, schimpfte und prügelte sich. Am besten hatten es die Wirthe, die ihren sauren Wein reißend verkauften. An manchen Orten hielt man sich bereit, die Sturmglocke zu ziehen, sobald der würtembergische Antichrist, „der Chaibe-Schmole mit dem gebrannten Galgen auf dem Rücken" seinen Einzug hielte. In einer Schifferherberge ließ man den Herrn Christus noch auf tausend Jahre hochleben! Bei den Fastnachtsmummereien spielte der durchgeprügelte und endlich vom Teufel geholte Doctor die pläsirliche Hauptrolle. In den Gemeindeversammlungen flogen die Beschimpfungen und Drohungen herüber und hinüber. Die Sturmpetition zu Gunsten des Glaubens gewann schließlich am 10. März in den Kirchengemeinden 39,225 Stimmen gegen 1048.

Da fühlt denn die radicale Regierung ihre Stellung erschüttert und beschließt, der öffentlichen Meinung nachgebend, die Beseitigung des gefährlichen Schwaben, d. h. wie die Sachen nach Ausfertigung der Vocation einmal lagen, seine Pensionirung mit 1000 Schweizerfranken, der Hälfte des ihm zugedachten Gehalts. Bekanntlich hat Strauß sie angenommen und die Pension bis an sein Ende bezogen, nachdem er sie ein paar Jahre lang für die Ludwigsburger Armen verwendet hatte. Den dringenden Bitten seiner Freunde um freiwilligen Rücktritt hatte er beharrlichen Widerstand entgegen gesetzt: er sei durch die Agitation und die ganze Angelegenheit ohnehin in seiner Laufbahn geschädigt, ein Ersatz, als Beitrag zur Behauptung schriftstellerischer Unabhängigkeit, gebühre ihm; zu sentimentaler Freigebigkeit sei hier kein Anlaß vorhanden; die unglaubliche Gemeinheit der frommen zürcher Stimmführer, welche den Verzicht unter ehrenrührigen Androhungen voraussetzten und verlangten, mache hier jede Nachgiebigkeit unthunlich.

Ich gestehe, daß für mein Gefühl nur der letztere Grund das ganze Verhalten, wenn nicht vollkommen rechtfertigt, so doch in hohem Maße entschuldigt. Die pöbelhafte Frechheit durch Zartsinn zu beschämen ist noch Niemandem gelungen, und wer es je versuchte, hat dabei die Zeche gezahlt. Im Uebrigen verlangt die Aufrichtigkeit das Eingeständniß, daß hier in Straußens Charakter eine gewisse, ich will nicht sagen Schwäche, aber doch eine Schranke zu Tage tritt. Der Mann vertritt diese kritischen Uebergangsjahrzehnte unseres Jahrhunderts so glänzend und vollständig in ihrer eigenthümlichen Kraft und Begabung, daß man auch seinen Antheil an ihren Härten eben als begreiflich, wenn nicht als nothwendig hinnehmen muß. Daß es ihm bei aller Verstandesschärfe an tiefem, wahrem Gefühl keineswegs gefehlt hat, werden wir sehen. Aber er hat durchaus nichts

vom Reformator, vom Enthusiasten, vom Märtyrer. Er ist nicht umsonst der Sohn einer Zeit, die auf eine verständige, nüchterne Lebensführung höhere Belohnungen setzt, als jede frühere, sie aber auch, bei schwerer Strafe, von jedem, ohne Unterschied fordert. Verständige gewissenhafte Pflichterfüllung und schlagfertige Leistungsfähigkeit liegen da mehr in der Luft, als enthusiastische Feinfühligkeit und überschwänglicher Edelmuth, und werden auch sicherer und besser gewürdigt. Wer will mit Strauß rechten, wenn er den Kampf mit dem Leben unter den Bedingungen führte, welche der Gegner ihm aufdrang? Zumal da die von ihm ungemein scharf und richtig erkannte Eigenthümlichkeit seiner Natur, seines Talentes ihm eine gewisse Vorsicht und Besonnenheit, ein gewisses Mißtrauen in seine Kraft, nahe legte.

„Hätte ich die Kraft des ächten Dichters in mir gefühlt," sagt er in seinen literarischen Denkwürdigkeiten, „wahrlich, so hätten Theologie und Philosophie vor mir gute Ruhe gehabt. So aber," fährt er etwa fort, „fühle ich mich in gewissem Sinne dem Vogel vergleichbar, dessen Namen ich trage: zu schwerfällig zum Fliegen, zu leichtfüßig zum ruhigen Gange." Und das war wohl begründet. Wol finden sich ganz reizende sinnige Lieder und dichterische Betrachtungen in seinem poetischen Gedenkbuch, wol sind die Gestalten seiner Biographien plastisch und greifbar. Man sieht und fühlt überall: feines, warmes Gefühl fehlte hier nicht, auch nicht Gestaltungskraft. Aber die schöpferische Phantasie läßt sich vermissen, und das dem Künstler nothwendige dreiste Herantreten an die Dinge, die Erfassung und Beobachtung des Wirklichen, war schon durch einen rein körperlichen Mangel, extreme Kurzsichtigkeit, noch mehr durch eine gewisse aristokratische, vornehme Schüchternheit verhindert, das Ergebniß der klösterlichen, streng philologisch-theologischen Erziehung und einer Verbindung von hochgehendem innerem

Kraftbewußtsein mit äußerer Unbeholfenheit: ein ächt deutsches, kleinbürgerliches Erbtheil. Auf der andern Seite waren Phantasie, Kunstgefühl, Lebenslust doch wieder zu groß für den bloßen Büchergelehrten. Das warme Mittheilungsbedürfniß, die wunderbare Klarheit des Vortrags, die meisterhafte Beherrschung des dialektischen Denkens: das Alles wies auf die Thätigkeit des akademischen Lehrers hin; die tägliche wissenschaftliche Anregung im Umgange mit fähigen, selbstthätigen Schülern und Mitstrebenden war Lebensbedürfniß: und die war nun für immer versagt. So begann denn eine Periode des Umhertastens, der Versuche auf diesem und jenem Gebiete, welche rechte Befriedigung nicht eher aufkommen ließ, als bis die glückliche Stunde diesem eigenartigen Talente dennoch die rechte Bahn zeigte.

Mit der theologischen gelehrten Kritik brachte die Vollendung der Dogmatik, im Winter 1839—1840, gleich nach den zürcher Händeln, einen vorläufigen Abschluß. Die Entstehung der Vorstellungen und Formeln, welche allmählich zum System der kirchlichen Lehre krystallisirten, wird hier mit derselben Gelehrsamkeit und rücksichtslosen Unbefangenheit entwickelt, wie im Leben Jesu die der evangelischen Erzählungen: nur daß hier, auf bekannterem Boden, von vorn herein eine streng geschichtliche Behandlung möglich wurde, für die es auf dem Gebiete der Evangelienkritik noch der Arbeit von ein paar Jahrzehnten bedurfte. Der Verfasser geht alle Hauptpunkte des Dogmas durch, giebt überall erst die biblische Lehre, entwickelt die Entstehung der ihr entstammten Dogmen, prüft die kirchliche Vertheidigung der letzteren, die Apologetik, und zieht endlich das Ergebniß ins Licht der heutigen Wissenschaft. Das Werk ist in Inhalt und Form dem „Leben Jesu" noch überlegen. Aber die rechtgläubige Geistlichkeit hatte jetzt dem Ketzer gegenüber ihre Stellung genommen und war nicht mehr zu überraschen.

Und den freisinnigen und radicalen Leserkreisen hatte Feuerbach mit seinem „Wesen des Christenthums“ soeben eine pikantere, leichter zu verdauende Kost geboten: derselbe Feuerbach, welcher, wie oben bemerkt, fünf Jahre früher die Nothwendigkeit der Wunder philosophisch bewiesen hatte, und für den jetzt Strauß mit seiner besonnenen, gelehrten Methode ein überwundener Standpunkt war. So beschränkte sich die Wirkung auf engere Kreise.

Und nun zeigte es sich, daß Strauß, ein ächtes Kind unserer vielseitig angeregten, verständigen, skeptischen Zeit mit Nichten ein Agitator und Reformator war, sondern ein Denker und ein künstlerisch angelegter und vielseitig angeregter Mensch, nicht geneigt, auf volle, persönliche Erfassung des Lebens zu verzichten. Den „verschmähten Liebhaber an der verschlossenen Thüre seiner spröden Jugendliebe, der Theologie mochte er nicht spielen“. Nachdem auch seine äußere Stellung durch den Tod beider Eltern (1840 und 1841) selbstständiger geworden war, nahm das gelehrte Stillleben des berühmten Kirchenstürmers, in Ritters Gartenhaus zu Stuttgart, plötzlich eine künstlerisch-weltmännische Richtung. Musikgenüsse, poetische Versuche stehen im Vordergrund des Interesses. Für Freund Kaufmann, den Musikdirector, wird gar ein Operntext geschrieben. Und begeisterte Sonette auf die Leistungen der berühmten Auguste Schebest bilden die verhängnißvolle Einleitung zu einer der seltsamsten Verbindungen, welche der blinde Gott jemals zu Stande gebracht. Die Ehe kam im August 1842 zu Stande. Der zwar warm fühlende, freisinnige, aber in sich gekehrte, verschlossene, und bei aller äußeren Unbeholfenheit eigensinnige, von seinem Werthe und Recht sehr überzeugte schwäbische Denker und die Künstlerin, feurigen halb slavischen Bluts, früh gereift durch Erfahrungen und Erfolge des Lebens und der Bühne, bei äußerst mäßiger

Geistesbildung an unbedingte Huldigungen gewöhnt! Wahrlich, es ist sehr überflüssig, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, warum das nicht gehen konnte. Strauß hätte etwa seines Freundes Ludwig Bauer Anlage zum Märtyrer der Pflicht haben müssen, um da auszuhalten. Und das war nun keineswegs sein Fall. Das fahrige, launische, heftige Wesen der interessanten Dame, ihre Eifersucht selbst auf seine harmlosesten Freunde, die Rücksichtslosigkeit, mit der sie, nichts ahnend und ohne alle böse Absicht, seine Gedankengänge durchbrach, verleideten ihm geradezu das Leben. So wurde die Idylle des unabhängigen und äußerlich ungestörten Daseins in dem freundlichen Sontheim, dann auch der Aufenthalt in Heilbronn, wo es nicht an trefflichen Freunden fehlte, zur unerträglichen Last. „Es ist ja wahr," schreibt er in den literarischen Denkwürdigkeiten, „alle diese Allotria verdienten Strafe. Aber die Strafe, die ich empfing, war so, als wollte der Lehrer dem Allotria treibenden Schüler Arme und Beine zerschlagen." Vier Jahre lang lag ihm, wie er berichtet, alle Wissenschaft, alles Geistesleben so fern, wie dem Schiffbrüchigen die Bewirthschaftung seiner Güter auf dem Lande. Da machte er denn 1847, nachdem ihm seine Frau zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben geboren, ein Ende: nicht ohne Kämpfe und Nachwehen, wie die nachgelassenen Gedichte zeigen, aber doch fest entschlossen. Beide Gatten zogen getrennt nach Stuttgart, wo selbst gelegentliche Begegnungen nicht zu vermeiden waren. Zum Glück für beide wurden Annäherungs- und Versöhnungsversuche weder von hüben noch von drüben unternommen. Die Frau überließ nach endlicher gerichtlicher Scheidung selbst beide Kinder freiwillig dem Manne. Sie hat in ihren Denkwürdigkeiten (die nach ihrem Tode, nach 1870, heraus kamen) des ganzen Verhältnisses mit keiner Silbe gedacht. Strauß aber suchte das verlorene Gleichgewicht, umher tastend, in literarischem,

nicht theologischem Schaffen. Dem tiefen Mißmuth aller freisinnigen gebildeten Kreise über die schwankenden Experimente und die unklare Haltung Friedrich Wilhelms IV. gab die meisterhaft geschriebene Satyre „der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren“ einen weithin mit Jubel aufgenommenen Ausdruck. Es war nur zu natürlich daß, als nun 1848 der „Völkerfrühling“ herein brach, unter dem frischen Eindrucke dieses „politischen“ Erfolges auch von dem stillen, durch und durch aristokratischen Denker der allgemeine Glücks- und Freiheitsrausch sein Opfer forderte. Unter den Vertretern des verjüngten, jubelnden Deutschlands durfte ja auch dieser Bahnbrecher des freien Gedankens nicht fehlen! So dachten die Freunde in dem gut demokratischen Ludwigsburg, und Strauß ließ sich bereden und zog zu Wahlreden aus unter die Urwählerschaften der schwäbischen Heimat. Sechs an der Zahl hat er sie in seine Schriften aufgenommen, wie sie, dreimal zu Ludwigsburg selbst, außerdem zu Steinheim, zu Markgröningen, zu Schwieberdingen im April 1848 gehalten wurden. Es macht doch einen wehmüthigen Eindruck, wenn man da das Bedürfniß, für die unsterbliche That seines Lebens, für das „Leben Jesu“, von dem souveränen Volk — Verzeihung zu erhalten überall in erster Linie durchfühlt. Nicht die Religion habe er angegriffen; nur die Hefe habe er vom Wein scheiden wollen. Das Wesentliche an der Religion aber sei das Leben in christlichem Geiste, in der Liebe, Herzensreinheit, Barmherzigkeit, Friedfertigkeit! Das klingt überall als leitende Melodie durch. Und daneben wagen sich denn die Wünsche des hellsehenden, ebenso gemäßigten als entschiedenen deutschen Mannes hervor, der in endlicher Herstellung der nationalen Einheit die sicherste Bürgschaft alles Gedeihens, auch des freiheitlichen, sieht. Daß er diese Einheit trotz alledem nur unter energischer preußischer Führung für erreichbar hält, gereicht dem Schwaben, dessen

überlegenes Racenbewußtsein gegenüber dem „anmaßenden Berlinerthum" und dessen glühende Heimathliebe sonst überall so ganz zweifellos sich kundgiebt, zu besonderer Ehre. Natürlich war das nun aber Alles nicht geeignet, im Frühling 1848 eine süddeutsche Wählerschaft zu erobern. Die würtembergischen Pastoren und Bauern gingen 1848 mit dem Verfasser des Lebens Jesu nicht viel besser um, als neun Jahre früher die freien Schweizer. Strauß mußte sich, statt in der Paulskirche seinen Einzug zu halten, mit der bescheidenen Stelle eines würtembergischen Landboten begnügen, durch welche ihn seine Ludwigsburger Mitbürger entschädigten. Daß auch diese „Entschädigung" ihren bittern Nachgeschmack hatte, konnte Niemanden Wunder nehmen, der Strauß bis dahin nicht nur von Hörensagen kannte. Seine durchaus auf Maß und Klarheit gerichtete Denkernatur fühlte Angesichts der tumultuarischen Freiheitsbewegung jenes Sommers bald genug die ganze Abneigung des Gentleman gegen Hemdeärmel und ungewaschene Hände. Und ein tiefes Mißbehagen über einen Mangel der eigenen Begabung, das er mit gewohnter Offenheit eingesteht und erklärt, gab der Situation bald einen scharfen ihm unleidlichen Beigeschmack. Er mußte erfahren, daß er, trotz des glänzenden Erfolges seiner Predigten und seiner akademischen Vorträge, kein Redner sei. Es fehlte ihm die Schlagfertigkeit, die Improvisation, und mit Auswendiglernen und Ablesen ist in parlamentarischen Versammlungen bekanntlich nicht weit zu kommen. Zudem wurde er durch jede Vorberathung in der Partei ganz unfähig gemacht, über den Gegenstand noch das Wort zu nehmen: nur was er ganz allein für sich gründlich bedacht hatte, vermochte er zu sagen. Die Gewohnheiten des Schriftstellers traten denen des Parlamentariers durchaus hindernd entgegen. Und dabei fand er sich nun noch sehr bald in schroffem Widerspruch mit seinen Wählern. Die meisten Hauptfragen des Spät-

sommers sahen ihn Seite an Seite mit den Prälaten, den Rittern, ja, mit seinem alten Gegner Wolfgang Menzel, den er einst im Streit um das Leben Jesu so jämmerlich zerzaust hatte. Endlich schlug die Debatte über das tragische Schicksal Robert Blums dem Fasse den Boden aus. Strauß bewahrte auch hier die volle Aufrichtigkeit. Er hatte für den Enthusiasmus des warmblütigen aber unklaren Volkstribunen absolut kein Verständniß. Er wagte es offen auszusprechen, jener habe sein Schicksal herauf beschworen, als er sich in Dinge mischte, die ihn nichts angingen. Und damit war er denn unmöglich geworden. Auf die erste Andeutung hin legt er sein Mandat nieder, und eilt, fern von den Schauplätzen der Parteikämpfe, in Kunst, Wissenschaft, Natur den Frieden zu suchen.

Hat er ihn gefunden? Sobald gewiß nicht. Er gleicht für eine Reihe von Jahren doch einem entwurzelten, auf den Fluthen treibenden Baume. Wir sehen ihn der Reihe nach in München (1848—1851), in Weimar (1851—1852), in Cöln (1852—1854), in Heidelberg (1854—1860) als unstäten, einsamen, mehr und mehr sich in sich verschließenden Wanderer. Die literarischen, oder vielmehr buchhändlerischen Mißerfolge der biographischen Arbeiten über Schubart (1849), über seinen verstorbenen Jugendfreund Märklin (1852), über den würtembergischen, abenteuernden Humoristen Nikodemus Frischlin (1855) trugen auch nicht dazu bei, die Stimmung zu bessern. Erst in Heidelberg erstarkt in dem erfreuenden, vertrauten Umgange mit Kuno Fischer und Gervinus, den mächtig strebenden Geistesgenossen, auch seine eigene schöpferische Kraft aufs neue. Kurz vor dem Wendepunkte der geistig-politischen Reaction, in den schlimmsten Tagen der umgekehrten Wissenschaft, der (evangelischen wie katholischen) Jesuitenmissionen, der süddeutschen Concordate wirft seine meisterhafte Lebens-

beschreibung Huttens (1857), des ritterlichen, unglücklichen Vorkämpfers gegen Rom, den zündenden Lebens- und Hoffnungs-Funken in die Gemüther. Andere biographische Arbeiten folgen. Und als dann, 1863, die glänzenden religiösen Romane Ernst Renans in der romanischen Welt und auch in deutschen Kreisen die Theilnahme jenen alten, ewig brennenden Fragen wieder zuwenden, wird auch in David Friedrich Strauß der alte Vorkämpfer des religiös-wissenschaftlichen Gedankens wieder ins Feld gerufen. Er fühlt die Nothwendigkeit, jenen gewaltigen Fortschritten gerecht zu werden, welche seit einem Vierteljahrhundert, zumal von seinen schwäbischen Landsleuten, von Baur und seinen Schülern, in jenen Studien gemacht worden waren. Das „Leben Jesu" hatte die Kritik der Evangelien rein analytisch und philosophisch gehandhabt. Es hatte sie geprüft auf die Uebereinstimmung unter sich, auf die innere Möglichkeit des Erzählten, auf die muthmaßlichen Factoren der in ihnen waltenden, mythenbildenden Kraft Aber die rein geschichtliche Untersuchung der Entstehung und des gegenseitigen Verhältnisses dieser ehrwürdigen Urkunden war noch zurück, ein abschließendes Urtheil ohne sie nicht zu gewinnen. Hier waren die Tübinger eingetreten und sie hatten das Ergebniß gewonnen, daß Johannes nur das von Lucas gegebene Material dogmatisch-poetisch verarbeitet, daß aber die drei andern Evangelisten, die Synoptiker, wahrscheinlich aus einem Urevangelium schöpften, in dem uns, nach Ausscheidung aller späteren Zusätze und Umbildungen, immerhin ein ächter Umriß des wahren Christusbildes erhalten bleibt. In diesem Sinne schrieb denn nun auch Strauß 1864 sein „Leben Jesu für das deutsche Volk", welches, in weitesten Kreisen mit herzlicher Zustimmung aufgenommen, in den nachgelassenen Werken das ursprüngliche „Leben Jesu" ersetzt hat. Er kommt zu dem Schlusse, daß zwar von den äußern

Thatsachen des Lebens Christi kaum mehr unbezweifelbar feststeht, als seine letzte Reise nach Jerusalem und sein Kreuzestod; daß aber eine ganze Reihe seiner überlieferten Aussprüche und Lehren das Zeichen der Aechtheit tragen, in ihrer Schlichtheit, ihrem hohen, rein menschlichen, milden Sinne, ihrer wunderbaren, hochpoetischen, ächt volksthümlichen Kraft. Immerhin sei nicht der historische Christus, oder das, was man für ihn ausgiebt, das Wesentliche, sondern der ideale, d. h. die durch sein Beispiel und seine Lehre mächtig angeregte Vorstellung von dem sittlich vollkommenen Menschen, und die innige, liebende Hingabe an diese. Unter den Fortbildnern dieses Menschheitsideales aber, das wird zugegeben, stehe Christus unzweifelhaft in erster Linie. Er habe ihm Züge eingefügt, die noch neu oder doch unentwickelt waren, andere beschränkt, die der allgemeinen Gültigkeit im Wege standen, er habe ihm durch die religiöse Fassung eine höhere Weihe, durch die Verkörperung in seiner Person die lebendigste Wärme gegeben, während die von ihm ausgehende Religionsgesellschaft diesem Ideale die weiteste Verbreitung schaffte. „Indeß," fährt Strauß fort, „dieses Ideal ist nicht vollständig. Es umfaßt nur Gottes- und Nächstenliebe, Reinheit des Herzens und Lebens. Aber Familie, Staat, Wissenschaft, Kunst, irdische Thätigkeit für Erhaltung und gedeihliche Gestaltung des thatsächlichen Lebens sind ganz unberücksichtigt geblieben. Hier bedarf es offenbar der Ergänzung, und diese Ergänzung hat unsere fortschreitende Cultur theils gegeben, theils ist sie bestrebt, es zu thun. Und alle diese Ergänzungen sind mit der Religion Christi vollkommen verträglich, wenn man dieselbe natürlich, geschichtlich, menschlich auffaßt. Nur wenn man Christus der Geschichte entrückt, ihm seinen Platz außerhalb der Welt und der Natur giebt, werden die Lücken seiner Erscheinung Hindernisse des Fortschritts. Darum glaubt der Kritiker ein

gutes Werk gethan zu haben, wenn er das Bild des geschichtlichen Christus in seinen einfachen, rein menschlichen Zügen wieder herstellte und für ihr Seelenheil die Menschen auf den idealen Christus verwies, d. h. auf jenes sittliche Musterbild vollkommener Menschheit, das zwar durch den historischen Christus mächtig gefördert ist, dessen Fortbildung und Vollendung aber nur das Werk der gesammten Menschheit sein kann."

Das schrieb Strauß im Jahre 1864. Sollte man glauben, daß er dann, als diese Ideen und keine andern hier in Baden, auf der Durlacher Conferenz und in der Stiftung des Protestantenvereins, einen ernsten Anlauf zu thatsächlicher Durchführung genommen hatten, dadurch keineswegs zu freudiger Zustimmung, vielmehr zum heftigsten Widerstande erregt wurde? Seine Streitschrift „Die Halben und die Ganzen" gegen Schenkel (den Heidelberger) 1865, nur ein Jahr nach dem zweiten Leben Jesu geschrieben, ist stylistisch und dialektisch vielleicht das Glänzendste was er geschrieben hat. Aber eine gewisse krankhafte Gereiztheit der Polemik, eine schonungslose, persönliche Feindseligkeit gegen den Angegriffenen, ich möchte fast sagen einen bittern Zug ächten Theologenzorns kann sie nirgends verleugnen. Es mag nicht ohne Grund darauf hingewiesen werden, daß ein gewisses Versteckspielen und Schönthun mit der überlieferten kirchlichen Form und Ausdrucksweise, welches die auf thatsächlichem Boden vorgehenden Gesinnungsgenossen aus praktischen Gründen (vielleicht mit Unrecht) für nöthig hielten und halten, den geraden, aufrichtigen Sinn Straußens verletzte, man mag auch daran erinnern, daß Schenkel wenige Jahre früher gegen Kuno Fischer die inquisitorische Anklage erhob, die den freisinnigen Philosophen von Heidelberg nach Jena vertrieb und daß sein plötzliches Auftreten als freisinniges Parteihaupt sein Befremdendes hatte; es bleibt doch ein Rest übrig: der deutlich hervortretende Aerger

des berühmten Schriftstellers über den Erfolg von Schenkels „Charakterbild Jesu“; der Aerger des originalen Denkers über die Siege, welche geistesunebenbürtige, aber geschickte Mitstrebende mit den von ihm geschmiedeten Waffen gewonnen. Ob dieser Aerger, diese begreifliche und verzeihliche, aber unschöne menschliche Schwäche dann, acht Jahre später, in den offenbaren Ueberstürzungen des letzten Glaubensbekenntnisses „Der alte und der neue Glaube“ mitgewirkt hat? Oder war durch die Ausführungen der Darwinisten, durch die monistische Entwickelungslehre so zu sagen nur ein letzter Damm in ihm gebrochen? Auch hier ist die Meisterschaft der Form, der Zauber der in diesen Dingen so ungewohnten Aufrichtigkeit, Klarheit, Unumwundenheit von hinreißender Gewalt. Die fünf Auflagen in den wenigen Wintermonaten 1873 haben es hinlänglich erwiesen. Und daß in den allgemeinen Widerspruch, der sich aus allen Lagern erhob, viel Halbheit und Schwäche, viel Liebedienerei, viel officieller und officiöser Optimismus hinein gewirkt hat: wer wollte es leugnen? Dennoch muß man bedauern, daß dieser sonst so klare, so sicher Maß haltende Denker gerade mit dieser Kundgebung von uns schied. Die Antwort auf die erste Frage: „Sind wir noch Christen?“ richtet ihre schroffen Verneinungen ausschließlich gegen die crudesten Formeln des rechtgläubigen Dogmas oder gar gegen biblische und kirchliche Vorstellungen, die mit den Hauptlehren der Religion und mit ihrem Wesen gar nichts zu thun haben. Wir sollen nicht mehr Christen sein können, weil wir die Erde nicht für den stillstehenden Mittelpunkt des Weltalls halten, weil wir an keine Uebertragbarkeit moralischer Schuld glauben, an keinen mystischen Versöhnungstod des Unschuldigen für die Schuldigen, an keine Auferstehung des Fleisches, weil wir die alte Asketik verwerfen, weil unser Bild von dem geschichtlichen Christus

für vieles, was die Evangelien erzählen, nicht Platz hat? Und doch bedarf es nur einer Erinnerung an Straußens eigene treffliche Schrift über das „Bleibende und das Vergängliche im Christenthum", oder an die oben kurz entwickelten Schlußgedanken seines „Leben Jesu für das deutsche Volk", um auf das Alles eine ganz andere Antwort zu finden. Mit der Antwort auf die zweite Frage, welche die Religion als Abhängigkeitsgefühl erklärt, als Abhängigkeit des Einzelnen von der Gesammtheit, von der Gattung, in letzter Instanz von den Grundgesetzen des All, wird ein in die Tiefe dringender Sinn sich befreunden können. Sie läßt die Pietät bestehen, die Erhebung über den selbstsüchtigen Trieb, und damit ist Alles gewonnen. In der Erörterung der dritten Frage: „Wie begreifen wir die Welt?" übersieht die Entdecker-Freude des Adepten der Entwickelungstheorie, der Lehren Darwins und Häckels, doch wol den Umstand, daß auch diese Theorie die letzten Ursachen völlig im Dunkeln läßt. Man hat hier den Vorwurf des reinen Materialismus erhoben. Aber wenn nun die Beantwortung der vierten Frage: „Wie ordnen wir unser Leben?" auf die Nothwendigkeit hinweist, daß der Mensch sich über die Natur erhebe, auf die Thatsache, daß er kein bloßes Naturwesen sei, so bleibt hier oder dort etwas Schlimmeres, nämlich ein Widerspruch, eine Unklarheit zurück. Wenn wir keine bloßen Naturwesen sind, so muß es doch außer oder über der Natur etwas Anderes geben, an dem wir Antheil haben — und wir sind, nach allen monistischen Ausführungen, wieder mitten im Dualismus, in der Scheidung von Welt und Gott, von Natur und Geist. Die dann folgenden Ausführungen über die Nothwendigkeit des Krieges und der Todesstrafe, über das Mysterium der monarchischen Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit, über die tiefe Bedeutung und Berechtigung der Aristokratie, über

die Verwerflichkeit des vierten Standes und des Socialismus sowie des allgemeinen Stimmrechts, endlich gar über die Möglichkeit, Religion und Cultus durch die Genüsse der Kunst zu ersetzen — diese ganze, ziemlich barocke Einmischung von politisch-socialen Zweckmäßigkeits- und Stimmungsfragen in eine ernste Erörterung der höchsten und letzten Dinge widerspricht endlich gar zu sehr der sonstigen klaren und gründlichen Straußischen Art, um nicht an eine gewisse Ueberstürzung und Uebereilung, an eine summarische Erleichterung des vollen Herzens denken zu lassen, vielleicht im Vorgefühl des nahen Endes, im Bewußtsein der Unmöglichkeit, allen den hier berührten Fragen und Aufgaben noch in gründlicher, systematischer Darlegung gerecht zu werden. Wol sagt der Verfasser:

„Flüchtig scheint es hingesprochen,
„Flüchtig ist es nicht gemacht:
„Ausgeführt in soviel Wochen
„Als in Jahren durchgedacht.“

Und das „Nachwort statt des Vorworts“ führt die hier völlig veränderte Auffassung der Person Christi, die völlige Lossagung von aller christlichen Tradition, auf die natürliche Entwickelung einer schon bei Abfassung des Lebens Jesu für das deutsche Volk vorhandenen Ansicht zurück. Aber Strauß würde es keinem Beurtheiler verdenken dürfen, wenn er diese Umbildung etwas überstürzt und durch die inzwischen aufgekommene naturwissenschaftliche Entwickelungslehre keineswegs genügend wissenschaftlich begründet findet. Dafür wird aber auch Zellers Wort (in der Vorrede zu der Gesammtausgabe) seine Geltung behalten, daß die Angriffe immerhin gegen die Ergebnisse der Untersuchung sich richten dürfen, nicht aber gegen den lauteren, unerschrokkenen Wahrheitssinn mit dem sie geführt ist, und daß dieser Schwanengesang des großen Kritikers trotz alledem ebenso

durch seinen Inhalt als durch seine classische Form als ein bedeutendes Moment unserer Culturentwickelung zu gelten berichtigt ist.

Mit welcher wunderbaren Klarheit und Seelenruhe Strauß dann in seiner letzten Krankheit, in sicherer Erkenntniß des unfehlbar herannahenden Todes, die schwere praktische Probe seiner Ueberzeugungen bestanden hat, das ist noch in unser Aller frischem Gedächtniß. Die freundlichsten und anmüthendsten Ergüsse seiner Muse, kaum hie und da durch eine leichte Wehmuth angehaucht, entstammen diesen schweren, einsamen Tagen der letzten Abrechnung mit sich und der Welt. Wer läse ohne tiefe Bewegung jenen Weihnachtsgruß an die ferne Tochter, noch nicht volle drei Wochen vor seinem Tode (der den 8. Januar 1874 eintrat) geschrieben?

„Auch du ohne Klage
„Gedenke der Tage,
„Die froh wir verlebt.
„Wer Gutes empfangen,
„Der darf nicht verlangen,
„Daß nun sich der Traum ins Unendliche webt!"

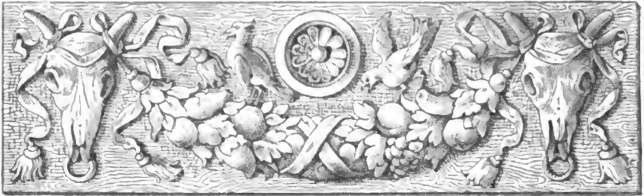
Wer hätte nicht eine mit Ehrfurcht gemischte Freude an dieser heiteren Resignation, dieser wahrhaft menschlichen und männlichen Haltung in den Augenblicken der letzten, ernsten Auseinandersetzung mit den Grundgesetzen der Dinge?

Wie unvollständig wäre aber das Bild des seltenen Mannes, das etwa Jemand nur aus seinen kritischen Untersuchungen, seinen Streitschriften, seinen kühnen, mit jeder Rücksicht brechenden Bekenntnissen sich bildete? Zwischen diesen Hauptactionen und so zu sagen kühnen Kriegsthaten seines Geistes liegt eine reiche von ihm selbst und von der Zunft wol gelegentlich als dilettantisch bezeichnete Thätigkeit, in der seine volle Natur erst zum Ausdruck kommt.

Aus einer recht bunten Reihe von Aufsätzen und größeren Arbeiten, meist biographischen Inhalts setzt sie sich zusammen. Die Biographie hat den concreten menschlichen Mittelpunkt mit der Dichtung, ein Anlehnen an das Reale mit der Geschichte gemein. Sie war die natürliche Form für Straußens Talent. Schon wurden die Werke über Frischlin und Hutten genannt. Zu ihnen gesellen sich eine Anzahl literarischer Porträts, die von Brockes und Reimarus, von Klopstock, von Immermann und Friedrich von Schlegel. In reichem, schönem Kranze fügen die Bilder der Landsleute und Jugendfreunde sich ein, von Justinus Kerner, von Bauer und Märklin, dem treuen, gediegenen, bescheidenen und doch so tüchtigen Genossen, ein Bild, dessen unendlich liebenswürdige Wärme und Innigkeit allein genügen würde, um allen Klatsch über Straußens Charakter und innerste Denkart zu widerlegen. Ueberall erquickt den Leser die gediegenste Beherrschung des Stoffes, die wundervolle Klarheit und Durchsichtigkeit der Form und eine Wahrheit und Aufrichtigkeit, die sich nicht einmal in den Grabreden für Verwandte und Freunde verleugnete. Ich glaube nicht, daß in diesem ganzen reichen Lebenswerk eine einzige hohle Effectphrase sich auftreiben ließe. Die Perle dieser erzählenden, Menschen darstellenden Kunst aber sind jene schönen Vorträge über Voltaire, welche in Darmstadt im Winter 1869—1870 der Prinzessin Alice vorgelesen wurden und deren Namen als Widmung tragen. Sie gelten mehr dem Menschen, in dem sich die Aufklärung, die Humanität, der unermüdliche Fortschrittsdrang, aber auch die ganze unkritische Selbstgenügsamkeit der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und die ganze Eitelkeit, Beweglichkeit, Sinnlichkeit des französischen Temperaments verkörpert — mehr dieser wunderbaren Persönlichkeit als dem Inhalt und der Form seiner die ganze Zeit

umfassenden Werke. Aber auch in dieser Unvollständigkeit möchte ich sie für die künstlerisch vollendetste und anregendste Biographie halten, die wir vielleicht in deutscher Sprache besitzen. Die von Strauß ausgegangenen theologisch-kritischen Einwirkungen werden sicher einst in der Gesammtgeschichte der Wissenschaft und unseres religiösen Lebens aufgehen, das Leben Jesu nicht weniger als der „neue Glaube". Was aber individuell fortwirken wird, wenn der Inhalt dieser ganzen dichtenden Naturphilosophie unserer Tage, ebenso wie vor dreißig Jahren die Schellings überholt sein wird: das ist die bildende, anregende, erquickende Kraft der Strauß'schen Untersuchungs- und Darstellungsweise, zumal dieser Biographie. Dieses liebevolle Versenken in den Gegenstand, diese Belebung des starren Materials durch geistiges Interesse und klare, natürliche Anordnung, diese Strauß'sche Anmuth der Sprache, vor Allem aber diese rückhaltlose Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit werden belebend, schöpferisch wirken, so lange man deutsch liest und schreibt. Es ist ein gewaltiges Ding um die ehrliche Offenbarung des wirklich Gedachten und Geschauten in reiner Form. In diesem Sinne ist die oft angeregte Vergleichung zwischen Strauß und Lessing vollkommen zutreffend. Und daß die viel bemängelte Epigonenbildung dieser unserer kritischen und zersetzenden Jahrzehnte doch einen solchen Vertreter ihres eigensten Wesens heraus arbeiten und reifen konnte, mag dem tröstlichen Glauben an unsere innerlich ungebrochene Kraft und Gesundheit immerhin als gutes Zeichen der Bestätigung gelten.





VI.

Heinrich Heine und Alfred de Musset,

deutsch-französische Rückblicke.

Es ist wol nicht nöthig zu betonen, daß die hier in Aussicht stehenden Bemerkungen sich keineswegs die Aufgabe stellen, eine auch nur einigermaßen vollständige, biographische, ästhetische und ethische Schilderung der beiden Dichter zu geben. Sie sollen weniger und mehr leisten.

Weniger: denn jene Aufgabe würde auch nicht annähernd in solcher Kürze gelöst werden können; sie würde ein Buch verlangen.

Mehr: denn so bedeutend und anziehend das Bild des Deutschen wie das des Franzosen uns entgegen tritt: wenn es mir nur um ein Paar einzelne Dichter zu thun wäre und um ihr Kunstwerk, würde ich es nicht gewagt haben, eine Darstellung zu versuchen, deren materieller Inhalt der Natur der Sache nach lückenhaft und aphoristisch bleiben muß. Der Leser weiß, was Ralph Emerson „Representation men“ nennt: Menschen in deren Anlage, Charakter und Wirken eine bestimmte Entwickelungsform menschlicher Dinge sich verkörpert. Sie empfinden, denken, handeln für sich, wie alle Andern: und doch gehört ihre Empfindung, ihr Gedanke,

ihre That nicht ihnen allein, sondern dem Ganzen. Die Zeit blickt in sie hinein wie in einen Spiegel: in ihrem Bilde gewinnt sie Farbe und Gestalt und der Historiker ergreift es und zeigt es uns: Seht her, so seid ihr oder so wart ihr. Aus diesen Seufzern spricht euer Schmerz, aus diesem Lachen tönt euer Hohn oder eure Verzweiflung, in diesen Zügen hat euer Schicksal sich eingegraben. Daß diese Darstellungsweise ihre Gefahren hat und mit Vorsicht zu handhaben ist, weiß er wohl; denn das rein Persönliche behält sein Recht auch in den mächtigsten Bewegungen der Gattung. Es bleibt immer ein Rest, in dem der Einzelne, und zumal der Künstler, nicht mehr der und jener Zeit, dem und jenem Volke angehört, sondern selbstständig und unerklärlich auf uns wirkt, als ein Tropfen aus dem Urquell des Lebens. So ist Heinrich Heine nicht nur der Schwanengesang der Romantik, nicht nur das poetische Symbol des politischen, socialen, religiösen Chaos unserer Uebergangszeit. Er ist auch eben Heinrich Heine, und als solcher eine neue, selbstständig in unser Geistesleben eingreifende Urkraft. Und ebenso ist Alfred de Musset's Bedeutung nicht erschöpft, wenn man das nur zu treue Spiegelbild der sterbenden neufranzösischen Romantik in ihm betrachtet. Immerhin aber gewährt diese Betrachtungsweise durch ihre Anschaulichkeit einen wesentlichen Vortheil, und man darf sich mit Vorsicht und Besonnenheit ihrer bedienen. Gelänge es mir, indem ich sie hier anwende, zu der nun doch einmal unerläßlichen Auseinandersetzung zwischen unserm und dem französischen Bewußtsein und zwischen der Gegenwart und unserer nächsten Vergangenheit Etwas beizutragen, so würde ich meine Aufgabe als gelöst betrachten.

Es ist billig, daß wir Heine den Vortritt lassen. Er ist älter, vielseitiger, unendlich mächtiger als der Franzose, dem er in übelangebrachter deutscher Bescheidenheit sich zu

vergleichen liebt. Er ist der Mann zweier Zeiten, zweier Völker, der Hauptträger und Vertreter einer geistig-sittlichen Bewegung, aus deren Wellen das Bild de Mussets nur momentan, wenn auch glänzend genug, auftaucht.

Wie man weiß, begann Heine's Schaffen und Einfluß mit dem dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts und erreichte auch innerhalb dieses kurzen Zeitraums seine volle Höhe. Im Jahre 1821 erscheinen die ersten Lieder im „Gesellschafter für Geist und Herz" des ehrlichen Gubitz, 1822 druckt Maurer die „jungen Leiden" und „das lyrische Intermezzo" für — beiläufig vierzig Freiexemplare. In den Jahren 1823, 1824, 1825 entstehen die „Heimkehrlieder", die „Nordseebilder". Das Jahr 1826 bringt den ersten Band der „Reisebilder", und das Jahr 1827 das vollständige „Buch der Lieder", und damit steht der achtundzwanzigjährige Dichter auf der Höhe eines Ruhmes und eines überwältigenden Einflusses: eines Einflusses, dem, zustimmend oder abwehrend, kein geistig Mitlebender sich entziehen kann. Das Alter weist vielfach ab, aber die Jugend jubelt, die Nachahmer drängen sich. Der Geschmack erlebt eine Revolution, aber auch die religiöse, politische, sociale Temperatur empfindet die Wirkung: die ersten Windstöße einer neuen Zeit fahren aus diesen Gedichten, diesen Schilderungen, in die Stickluft der Restaurations-Atmosphäre. Seit den poetischen Wundern der Sturm- und Drangperiode hatte es auf dem deutschen Parnaß kaum so gewittert.

Welches waren nun die Elemente dieses Erfolgs?

Vor Allem natürlich die künstlerische Kraft, die wunderbare, magische Formgebung, deren innerstes Geheimniß sich dem Schulbegriffe entzieht: denn es beruht eben weniger auf der Anwendung allgemeiner Gesetze, als auf Unterwerfung der Sprache durch eine bestimmte, einzelne, concrete Menschenseele, mit ihrer ganz besondern, persönlichen Eigenart.

War das noch Romantik? „O gewiß!“ dürfte die Schule versichern. Da war ja der ganze Farbenkasten, die ganze Modellkammer vollständigst beisammen: zuerst die Freude am Phantastischen, am Irrationellen, an den Spukgestalten des volksthümlichen Glaubens und Aberglaubens, das wollüstige Grausen mit dem gerade das heiße, hochfluthende Leben dem dunkeln Vorhange so gerne naht, der zwischen Sein und Nichtsein sich ausdehnt, aber auch die liebevolle Versenkung in die eigenartigsten Ueberlieferungen unserer Vorzeit. Nicht vergebens hatte der Knabe, im einsamen, unheimlichen Scharfrichterhause bei Düsseldorf den Erzählungen der alten Hexen-Goch gelauscht; nicht umsonst hatte der Jüngling in Bonn (1819) in dem dort noch hochfluthenden Wellenschlage der poetisch-vaterländischen Bewegung das erste Geistesbad genommen. Mag er später necken und spotten, mag er in guten und schlechten Witzen sich überbieten — den Zauber der blauen Blume hat er doch tiefer empfunden als viele Andere, die die Augen weit heiliger aufschlagen, und er hat ihn nimmer vergessen: nicht in den Zerstreuungen der berliner, der pariser Gesellschaft, nicht unter den Wirren und Irren der Parteikämpfe; weder Verbitterung noch Uebermuth hat ihn aus seinem Herzen verbannt. Er ist ihm bis in die Pyrenäen gefolgt, in das Thal von Cauterets, ja bis in die düstere Matratzengruft seiner letzten Lebensjahre tönt doch noch mitten unter den Seufzern und Verzweiflungsscherzen des Romanzero die alte schaurig-milde und süße Melodie so oft und innig hervor.

Und wie das romantische Verständniß der Sage, des Volksglaubens, so geht die romantische, sehnsüchtige Vertiefung in die Geheimnisse des Naturlebens durch alle wechselnden Stimmungen dieses sonst so chamäleonartig schillernden Dichtergemüths. Wie tönt aus seinen Liedern das Rauschen des deutschen Waldes, das Brausen der deutschen

See! Wie weiß er der stummen Schöpfung zu traulicher Zwiesprache die Zunge zu lösen! Seine Nordseelieder haben für das ästhetische Verständniß des deutschen Binnenlandes das Meer erst entdeckt. Lieder wie „Eingehüllt in graue Wolken,“ „Der Wind zieht seine Hosen an,“ „Der Sturm spielt auf zum Tanze“ — und dann wieder „Das Meer erglänzte weit hinaus,“ „Meeresstille! ihre Strahlen wirft die Sonne auf das Wasser“ — man muß unter dem Zauber des Meeres aufgewachsen, ins Binnenland verbannt gewesen sein, um zu wissen, welche Gewalt in diesen Heimatklängen wohnt. Wie ist da jede Farbe ächt, jeder Ton rein, klar und richtig! Meines Erachtens können sich nur Byron's und Schiller's Naturschilderungen mit diesen wunderbaren Bildern vergleichen.

Aber da berühren wir denn auch schon den Punkt, an welchem Heine's eigenthümliche Art sich kennzeichnet, wo er den Romantikern aus der Schule läuft unter dem Vorbehalt, fortan nach Belieben und Laune den Schulmeister zu prügeln. Was seine Formgebung, seine Mache so gänzlich von der romantischen scheidet, was sie ganz unmittelbar als Fortbildung der Goethe'schen und Schiller'schen Kunst erscheinen läßt, das ist die feste markige Zeichnung, die klare sichere Anschauung, der knappe, volksthümliche Ausdruck, die Fülle und Festigkeit der Plastik. Gegen Heine's Gespenster sind selbst die Hoffmann'schen bloßes Schattenspiel an der Wand. Ob da die Opfer der großen Leidenschaft unter dem Hohnlachen der Geister ihr Schicksalslied anstimmen, ob der gespenstige Spielmann mit dem Wackelkopfe der Braut auf dem Kirchhof geigt, ob der alte, gestorbene Pfarrer drohend die Hand gegen den ruchlosen Sohn erhebt, oder ob die holdselige Fee Abunde von ihrem Wolkenrosse herab dem Dichter zulacht — o, ich kenne solches Lachen! — oder die Rheinsirene dem Schiffer das

Todeslied singt: da zittert und schwingt und webt überall die tiefe, ächte Empfindung, da stört kein declamirender Mißton, kein gemachter Zug das Stimmungsbild. Wo ist Brentano's, des Ur-Romantikers, Loreley neben der dieses „gottlosen Spötters" geblieben! Was hat die Romantik, das sich mit seiner Schilderung des Venusberges und seinen „Göttern im Exil" vergleichen ließe!

Und mit den Naturbildern ist es nicht anders. Wenn bei Heine „die Veilchen kichern und kosen", wenn die Rosen „sich heimliche Märchen ins Ohr sagen", wenn die frierende Fichte von der schmachtenden Palme träumt, so giebt das doch ganz andere Bilder als das Durcheinanderwogen formloser Farbenmassen bei Novalis, Arnim, Brentano. Selbst die Natursymbolik des Phantasus bleibt weit dahinter zurück. Und ebenso hat seine Sprache, in ihrer bekanntlich durch höchste, sorgfältigste Kunst gewonnenen Schlichtheit und volksthümlichen Wahrheit mit dem alterthümelnden und kindlich thuenden Tändeln und mit den geistreichen Willkürlichkeiten seiner Vorgänger Nichts gemein. Sie ist, in den gelungenen Stücken, nur mit Goethe und mit dem Volksliede zu vergleichen. Ich nenne Schiller nicht: keineswegs weil ich ihn geringer schätzte, sondern weil sein idealer, gedankenreicher Schwung eine Welt für sich bildet, mit eigenen Gesetzen, allem Besten vollkommen ebenbürtig, aber mit der Heine'schen Art in keinem Zuge zu vergleichen. Wer sich davon so recht schlagend überzeugen will, der lese z. B. Heine's im Jahr 1840 geschriebene „Unterwelt", in der er es wagt, „die Klage der Ceres" einem parodistischen Scherze einzuverleiben. Es kommt mir vor, als sei ihm die Probe übel bekommen, als setze die Orgel ein nach der Piccoloflöte, worüber man freilich nicht vergessen darf, daß Heine auch eine erste Geige spielt, die sich in jedem Orgelconcert hören lassen kann. Heine's

bekannte Abneigung gegen die classischen Rhythmen und Metra bezeugt ganz den feinen und richtigen Künstler-Instinct. Seine Grundstimmungen sind tiefes, sinnlich-übersinnliches Gemüthsleben, launisches Gehenlassen, wahrhaft radicale und revolutionäre Abneigung gegen alles Gemachte, Feierliche, Anspruchsvolle, Officielle: und da bieten ihm der schlichte Knüttelvers, die vierzeilige, singende Strophe, der einfache Klappreim ganz andere Hülfsmittel, als die dem Alcäus, der Sappho, und selbst dem Vater Homer entlehnten Streckbetten des deutschen Gedankens. Darum ist sein Lied aber auch ein Stück unserer Volksseele geworden und wird es bleiben, auch wenn einst für späte Geschlechter sein Inhalt alle Bedeutung verlieren könnte.

Doch was sage ich da? Wird es je eine Zeit geben, in der deutsche Herzen kein Verständniß mehr haben für „die bekannte alte, ewig neue Geschichte" die in unerschöpflicher Formenfülle, immer anders gestaltet und immer dieselbe, Heine's Jugendlieder erfüllt? Kein Verständniß für die berauschenden Glücksträume des aufglühenden Lebens? Keines für den Verzweiflungsschrei der betrogenen Liebe? Der Poesie sind zwei Hörerkreise immer gesichert, die Frauen und die Jugend. Ich meine aber nicht nur die Jugend in braunen und blonden Haaren, sondern auch die oft viel ächtere in grauen und weißen. Man hat da wol von Affectation, von absichtlicher Selbststeigerung und Selbstbespiegelung gesprochen, zumal seit man durch die bitter oder übermüthig humoristischen Schlußwendungen der späteren Gedichte verwöhnt war. Nun, es mag schon sein, und soll zugegeben werden, daß immer ein großer Unterschied bleibt zwischen dem unmittelbaren Schmerzenslaut der Natur und der Klage des Künstlers, dem ein Gott gab, zu sagen was er leidet. Die Süßigkeit der melodisch ausströmenden Klage wird zum Genuß, und läßt sie verlängern, auch über den

bittern Zwang des frischen Schmerzes hinaus. Dennoch wäre es schon ästhetisch unzweifelhaft, daß wir es in den „jungen Leiden“, den „Traumbildern“ keineswegs mit Declamationen zu thun haben, auch wenn das Gegentheil nicht thatsächlich feststände. Viele der geehrten Leser haben gewiß die Briefe an Christine Sethe gelesen, welche Hüffer im zweiten Heft der „deutschen Rundschau“ 1874 veröffentlichte. Sie lassen sich in Bezug auf geniale Gewalt, Ursprünglichkeit des Gefühls und tollen Humor wol nur mit Goethe's Briefen aus den siebziger Jahren vergleichen und könnten beinahe an Nachahmung denken machen, wenn die Sprachfehler nicht wären. Es handelt sich da wirklich um eine tiefe, ehrliche, ächt deutsche Jugendliebe, mit welcher der spätere Meinungs- und Lebens-Umschlag der heißblütigen, sanguinischen Künstlernatur durchaus nicht im Widerspruch steht. Ganz im Gegentheil. Welch unermeßlichen Vortheil Heine, der Dichter, hier, immerhin auf Kosten des Menschen, vor seinem französischen Kunstverwandten voraus hatte, wird nachher zu beachten sein.

Aber freilich: lediglich mit Liebesklagen, mit Gespenstergeschichten, mit Naturbildern, mit sangbaren Liedern ist die durchgreifende, Epoche machende Wirkung der Heine'schen Dichtung denn doch auch nicht erworben. So etwas war ein halbes Jahrhundert früher in Deutschland noch möglich. Die Epigonen der classischen Zeit aber und der Befreiungskriege, die Zeitgenossen des alternden Goethe, die Pfleglinge der heiligen Allianz, des Karlsbader Congresses, der Centraluntersuchungscommission, bedurften doch noch anderer Reize. Und die wurden hier zum erstenmale mit rücksichtsloser Keckheit geboten. Erst wie einzelne Trompetensignale mischen fremde, kühnere Töne sich in das altbeliebte Adagio. Aber bald werden es prächtige Fanfaren, dazwischen klingeln die lustigen Schellenglöckchen, tönt der Triangel: das Ständ-

chen wird zum Schlachtmarsch. Mehr und mehr erweitert sich des Dichters persönliche Empfindung zur Empfindung der Zeit. Die Verwünschungen des glücklichen Nebenbuhlers werden zu Verwünschungen der Philister und reichen Hallunken überhaupt; an der Enge der eigenen Verhältnisse entzündet sich der Zorn gegen die ganze, nüchterne Alltagsmisere jener öden Jahre. Die Begeisterung für den deutschen Gedanken wird zur zornigen Ironie gegen dessen ungetreue Verwalter; die stolzen Erinnerungen der Vorzeit klagen die Gegenwart an; die Plumpheiten der Deutschthümelei und die Lakaienhaftigkeit der officiellen Welt wecken den schlummernden Keim des freisinnigen Kosmopolitismus.

Der Dichter des Buches der Lieder erhebt in den Reisebildern den gellenden Kriegsruf gegen alle unberechtigte Gewalten, gegen Pedanten, Junker, Geldprotzen, gegen falsche Poesie und erlogene Begeisterung, gegen alle Götzen der Zeit, auch die auf den höchsten Gestellen: den Kriegsruf im Namen der heranwachsenden Jugend, die zwischen großen Erinnerungen und unerreichbaren Idealen in der Wüste der Alltäglichkeit schmachtet. Und ihn tüchtig zu machen für dieses Amt hatte das Schicksal bestens gesorgt, indem es den großen Riß der Zeit so zu sagen mitten durch sein Herz legte. Es war, als hätten die großen nationalen, politischen, religiösen, socialen Fragen der Zeit sich ausdrücklich ein Stelldichein in den Verhältnissen dieses deutschen Dichterlebens gegeben, um es so oder so in ihren Dienst zu nehmen.

Das Nationalgefühl! Man hat es bitter bei Heine vermißt; seine Franzosenfreundschaft, seine unmuthigen oder burlesken Ausfälle gegen Deutschland haben ihm mehr erbitterte Anklagen auf den Hals gezogen, als Alles was er sonst geschrieben. Eine besonnene Würdigung wird diese, oft genug sogar geschmacklosen Hyperbeln nicht gutheißen wollen: aber sie wird auch nicht vergessen dürfen, daß

Heine's Jugend gerade auf einem Stückchen deutschen Bodens verflossen war, dem sich die Fremdherrschaft ausnahmsweise in freundlichster, verlockendster Gestalt gezeigt hatte. Der Sohn des von Murat und dem Kaiser zum Staatsbürger erhobenen Düsseldorfer Juden hatte 1815 in Frankfurt mit eigenen Augen gesehen, wie man seinen Stammgenossen die „Befreiung Deutschlands" bemerklich machte. Seine Universitätsjahre gaben ihm Gelegenheit, am Schicksale vieler Commilitonen die Bedeutung „der deutschen Freiheit" des Weiteren zu prüfen. In Göttingen hatte er den „deutschen Junker" an der Quelle studiert, in Berlin war Gelegenheit gegeben, die weltbezwingende Macht des Hegel'schen Gedankens, der Philosophie des Absoluten, mit der der Bureaukratie und Polizei zu vergleichen und Varnhagen's, „des zur Disposition gestellten" liberalen Diplomaten, Salon hatte die Commentare geliefert. Nein, das Wunderbare an Heine's Natur ist mir nicht sein Kosmopolitismus, sondern die tiefe, unauslöschliche Liebe zur deutschen Art, und sein merkwürdiges, intuitives Verständniß derselben, welches er sich bei alledem und alledem sein ganzes Leben lang bewahrt hat. Er ist dem deutschen Gedanken so wenig untreu geworden wie dem deutschen Märchen, der deutschen Sage, der deutschen Traumwelt. Die Betrachtung der zweiten Hälfte seines Lebens wird das des Nähern zeigen.

Und die Religion? Nun, es hat ja seine Richtigkeit: der Berliner Reformjude (Heine gehörte 1822 zu dem von Gans gestifteten Vereine für Kunst und Wissenschaft unter den Juden) wechselte 1825 in Heiligenstadt den „Glauben", resp. die Kirche. Er hat seinen Stammgenossen übler mitgespielt, als irgend einer ihrer christlichen Verfolger. Sein „Hyacinth-Hirsch" erklärt das Judenthum nicht für eine Religion, sondern vielmehr für ein Unglück. Der

Romanzero, Nichts verschonend, setzt sogar „der Kochkunst" des jüdischen Jehovah ein poetisches Denkmal. Aber er erklärt in einem Athem, daß der Mönch nicht weniger stinkt als der Rabbi, und durch das ganze Lebenswerk Heine's ziehen sich Blasphemieen, oder doch was so aussieht, und hochpoetische Verherrlichungen beider Religionen wie eine schwarz und weiß gewundene Schnur. Das ist nicht artig und kann Unerfahrene wol verwirren. Der billig Denkende und Besonnene aber wird sich bei der Bekehrungsgeschichte erinnern, daß Deutschland damals für den Juden, der weder zum Handel, noch zur Medizin Geschick gab und der nicht Capitalist war, noch in seiner Gesellschaft keine Stelle hatte; und wer sich die Mühe giebt, unter dem wunderlichen Schellengeläute der späteren Kundgebungen die Melodie seiner Ueberzeugung heraus zu hören, der wird auch auf diesem Gebiete über zahlreiche Beweise tiefen, ächten Gemüthes und allerfeinsten Verständnisses erstaunen. Auch davon wird später noch die Rede sein.

So nahmen die Verhältnisse denn unsern Aristophanes in eine doppelte und dreifache harte Mühle, um ihm die Fahne der „Emancipation" in die Hand zu drücken, der Emancipation von engherzigem National-, Glaubens-, Kasten-Vorurtheil, der Emancipation von schwülstiger Pedanterie, von poetisch thuender Phrase, von Affectation und Unnatur. Es war im Grunde doch dieselbe Fahne, welche ein halbes Jahrhundert früher die Jugend der Sturm- und Drangjahre in die Geisterschlacht führte. Und wenn der Fuß ihres Trägers wol ein und das andere Mal ausglitt auf dem schlüpfrigen Boden der Zeit, wenn die sanguinische Künstlernatur mancher Versuchung erlag, wenn der Aristokrat, der hochgemuthe Ritter vom Geist (Er hat bekanntlich auch das Wort erfunden, nicht Gutzkow) über manche Schranke plebeischer Herkunft innerlich und äußerlich nicht hinweg konnte, so

wird eine menschliche und wissenschaftliche Betrachtung dieser Dinge erwägen dürfen, daß im Grunde Niemand die Verpflichtung hat, ein Held zu sein. Ein Heine mit Schiller's eisernem Willen wäre allerdings größer gewesen. So wie die Sachen standen, traf das große Entscheidungsjahr 1830 den Dichter (damals einunddreißig Jahre: er ist am 12. Dezember 1799 geboren) in voller, reicher Kraftentwickelung, an der Spitze einer weit greifenden, durch ihn angeregten Bewegung der Geister, aber bereits angefaßt von den dunkeln Gewalten, die ihn dann niemals mehr vollständig freiließen. Der allmählich verblutende Schmerz der Jugendliebe war einem nicht unnatürlichen, aber unerfreulichen sinnlichen Rückschlage gewichen; in London (1827), in München, im bedenklichen Umgange mit dem politischen Spion Ulit von Dörring (Herbst 1827 bis Sommer 1828, die Zeit als Heine an den „Politischen Annalen" für Cotta arbeitete), dann in Italien (Sommer 1828) und auf den dann folgenden Streifzügen in Berlin und Hamburg, resp. Helgoland hatten sich seine epikureischen Gewohnheiten besorglich entwickelt; die künstlerische Beweglichkeit seines politischen Gedankens hatte bei Vielen Bedenken gegen die Zuverlässigkeit seiner Gesinnung erregt. Während er (in der Vision auf dem Schlachtfelde von Marengo) den kühnen Ausspruch wagte: „fortan gebe es nicht mehr Nationen, sondern nur noch Parteien in Europa", hatte er sich doch ernstlich um Anstellungen in Baiern und Preußen, „dem großen, freien, bestgeordneten Staate" bemüht; und dann schwärmte er wieder für die bürgerliche Gleichheit der Franzosen und für das Evangelium der freien Liebe! Daß vielseitige Anschauungen und eine glühende, bewegliche Phantasie noch lange nicht Falschheit sind: das zu ermessen oder zu berücksichtigen, ist nun nicht Jedermanns Sache. Und so war denn der dritte Theil der Reisebilder gegen den Erfolg seiner Vor-

gänger weit zurück geblieben; bedenkliche Stimmen hatten sich erhoben, die Freunde (bis auf Herloßsohn) sich auffallend vorsichtig und still verhalten. — Um so willkommener und erlösender kam dann die große Juli-Nachricht. „Luft und See rochen in Helgoland nach Kuchen.“ Es war, wie gleichzeitig bei Börne, dem Frankfurter Freunde, eine närrische, überschwellende Freude, und wie jener hält Heine seinen Einzug in Paris, um fortan der großen Emancipationssache vom Mittelpunkte aus seine Kräfte zu widmen.

Paris! das Paris von 1830! Wahrlich, es war auch besonnenen Beobachtern damals nicht ganz zu verdenken, wenn sie Victor Hugo'schen Phantasieen über die Größe und Herrlichkeit dieses „Weltgehirns“ Raum gaben. Wohl wurde der Theatercoup der „drei großen Tage“ auch damals schon von den schärfer Zusehenden bald auf seine wirkliche Bedeutung zurückgeführt. Aber ganz anders fiel die geistige Bewegung in die Wagschale, welche ihm um einige Jahre voranging und deren Früchte ja nun nicht ausbleiben konnten. In seltener Energie und mit seltenem, glänzendem Erfolge hatte Frankreich während der zweiten Hälfte des dritten Jahrzehnts bekanntlich dem Gebiete der ethischen Wissenschaften die edelsten Kraftanstrengungen gewidmet. Es wird in der Geschichte der westeuropäischen Cultur nie vergessen werden, wie die Auswahl der französischen, ja der europäischen Jugend sich damals um die Lehrstühle der Guizot, Villemain, Cousin drängte, wie die Arbeiten der beiden Thierry, der Thiers, Mignet, Barante, Daru, Sismondi den historischen und politischen Gesichtskreis erweiterten, wie selbst kühne Pioniere sich fanden, welche das Eindringen in die Labyrinthe der deutschen Philosophie nicht scheuten, während gleichzeitig die Tribüne, damals ganz allein auf dem Festlande, die Ueberlieferungen der verfassungsmäßigen Freiheit, der Rechtsgleichheit, des gesetzlichen Fort=

schritts gegen die extremen Parteien standhaft vertheidigte. Auch die Dichtkunst war nicht zurück geblieben. Seit dem Beginn des dritten Jahrzehnts dringen die Namen der großen französischen Romantiker in den Mittelpunkt der europäischen Theilnahme vor. Victor Hugo's Oden und Balladen, Orientales und Feuilles d'Automne, Lamartine's Méditations poétiques und Harmonies religieuses et poétiques, Alfred de Vigny's Balladen und Romanzen, die Poesieen der beiden Deschamps, die von Nodier und Sainte-Beuve, um nur der Spitzen zu gedenken, führen einen lyrischen Blüthenfrühling herauf, wie Frankreich ihn seit der Zeit der Trouvères nicht erlebt; unabhängig von allen Schuleinflüssen, aber das ächte Kind des Volkes und der Zeit, leiht Béranger der großen, stillen Verschwörung gegen die Restauration und die heilige Allianz seine siegesfreudige Stimme. Des früh gestorbenen Courier schneidige, unbarmherzige Dialektik lebt in Cormenin's Pamphleten weiter. Mochten die Priester Kirche und Unterricht beherrschen und die Gesetzgebung beeinflussen, mochte Hof und Adel nur zögernd und gezwungen dem Gedanken des neunzehnten Jahrhunderts Raum geben — was wollte das sagen gegen dieses freiwillige, aus der Tiefe hervorbringende Leben? gegen all dies edle, heiße Blut, welches, fortan auf den Schlachtfeldern gespart, den Kampfplätzen des Geistes zuströmte! Solche Saaten mußten ja ihre Früchte tragen. Dort an der Seine, in der glänzenden Hauptstadt des feinsten, großmüthigsten, gastfreundlichsten Volkes, des Volkes der Humanität und Gesellschaft, unter diesen sieggekrönten und so menschlichen Rittern vom Geist, hier oder nirgend, konnten die Guten, die Sehenden, die vorwärts Strebenden aller unterdrückten Völker sich die Hand reichen, um die seit dem Anfange des Jahrhunderts unterbrochene Freiheitsarbeit wieder aufzunehmen, und diesmal hoffentlich mit besserm Erfolge.

So sah Börne, so Heine, so sahen Tausende mit ihnen die Dinge, als in den Jahren 1830 und 1831 die Wallfahrt nach dem Mekka der Freien begann, die dann freilich bald genug in recht unerfreulicher Weise durch Geächtete, Flüchtlinge aus aller Herren Länder, die Trümmer der überall geschlagenen Revolutionsarmeen, sich verstärkte. Und welchen Zuständen begegneten sie? Wie wurden die Hoffnungen erfüllt? Selbst in des enthusiastischen Börne Briefen ist nur zu bald zwischen und dann auch in den Zeilen zu lesen, wie der lachende Freiheits- und Humanitätshimmel sich verdüstert. Kleinlicher Eigennutz, Ehrgeiz, Eitelkeit, Furcht, Schwäche nehmen die Stelle der Ideale, der heroischen und großmüthigen Regungen ein. Aus der imposanten Haltung der Julisieger entwickelt sich in ein paar Jahren der erbittertste Klassenkampf; das gefeierte Bürgerkönigthum wird die Zielscheibe des Hohnes und der Entrüstung und, ein gar bedenkliches Zeichen, wie ein Beet voll wurzelloser Adonisblüthen, verdorrt fast urplötzlich die ganze prächtige romantische Flora, während die gefeierten Heroen der ethischen Wissenschaften ihre Lehrstühle, ihre Arbeitscabinete verlassen, um am grünen Tische, auf der Tribüne, in der Antichambre den Lohn ihrer Mühe zu ernten. Es war ein Abfall, eine Fahnenflucht, wie wir sie nach den Karlsbader Beschlüssen und dann wieder nach 1849 auch nicht in annähernder Gründlichkeit erlebten. Wohl treten noch hie und da frische Talente auf: aber aus ihren Liedern, ihren Bekenntnissen tönt uns die grimmige, knirschende Weltschmerzklage oder die höhnende Blasirtheit ganz anders entgegen, als zehn Jahre früher in dem ersten, leidenschaftlichen Echo der Byron'schen Klagen.

Wie war das möglich? Welcher Samum war daher gefahren über jene so viel versprechenden Saaten? Wie ist es zugegangen, daß es seit jenen Tagen, also jetzt schon seit

vier Jahrzehnten, entschieden abwärts ging und geht mit dem, was die Franzosen „Haute poésie“ nennen, und mit der eigentlich belebenden, bahnbrechenden Geistesarbeit, aus der diese entsprießt?

Nun, es wäre verwegen, auf solche Frage hier in absprechender, kurzer Formel zu antworten, denn was ich zu sagen hätte, das Ergebniß langer und eindringender Beobachtung, würde ohne ausführliche und vielseitige Begründung nur zu leicht den Schein anmaßenden Absprechens gewinnen. Es dürfte hier besser zum Ziele führen, meine ich, wenn ich an einem einzelnen, anschaulichen Beispiel vielmehr die Richtung zeigte, in der man die Quelle, oder doch eine Hauptquelle des Uebels antreffen möchte. Ich habe Alfred de Musset im Sinne, nach Béranger wol anerkannt der größte Lyriker Frankreichs, eine der frischesten, originalsten, und dabei doch wieder so typisch französischen Gestalten, welche diese Epoche erzeugte. Wohl in keinem der Mitlebenden ist der eigentlich maßgebende Familienzug der französischen Romantik so schlagend ausgeprägt.

Denken wir uns einen siebzehnjährigen Jüngling, aus adligem Krieger- und Künstlerblute (die Mussets waren meist Militärs und Schöngeister), schön, talentvoll, mit dem Bewußtsein des Genius im Herzen. Er hat seine Studien vollendet, ist die Liebe und der Stolz seiner Verwandten: wohin er blickt, zeigen sich ihm lockende Ziele, hülfreiche Arme. Sein Vaterland geht großen Entscheidungen entgegen, sammelt sichtlich seine Kräfte zu neuem, mächtigem Anlauf auf allen Bahnen. Kurz, die Lage ist in allen Stücken so ziemlich das Gegentheil von der, unter deren Auspicien Heine seinen ersten Flug aus der Heimath nahm. Was wird dieser Feuerkopf beginnen?

Mag er es uns selbst sagen. Am 27. September 1827 (er war am 11. November 1810 geboren) schreibt Alfred

de Musset, aus der Ferienruhe, an seinen Freund Paul Foucher (den bekannten Journalisten): „Ich gäbe mein Leben für zwei Sous hin, wenn man nicht durch den Tod hindurch müßte, um es zu verlassen.“ Und dann nach ein paar Zeilen: „Ich muß ein Weib sehen: ich brauche einen hübschen Fuß und eine feine Taille. Ich würde mich in meine alte, häßliche Base verlieben, wenn sie nicht pedantisch und geizig wäre.“ Also ein seufzender Cherubino, ganz nach der Regel. Und nun setzt dieser Cherubino sich hin und schreibt einen Band Gedichte, nachdem er zuvor den Entschluß gefaßt, entweder gar nicht zu schreiben, oder Schiller oder Shakespeare zu sein.

Schiller oder Shakespeare! Das ist ja vielversprechend bei einem jungen, aristokratischen Genie-Franzosen. In der That beschäftigt sich de Musset mit den deutschen und englischen Dichtern mehr, d. h. er spricht öfter von ihnen, als die meisten seiner Genossen. Es wird interessant sein, zu sehen, was sie ihm sagten. Wir schlagen also die Premières Poésies auf, sein „Buch der Lieder“, von 1827—1831 geschrieben. Was finden wir?

Nun, vor Allem eine verwegene Beherrschung der Sprache, einen Realismus der Anschauung und Farbengebung, eine Keckheit der Zeichnung, die in Frankreich noch weit einziger dastehen, als Heine's magische Verse bei uns. Was die andern Romantiker an metrischen und rhythmischen Kühnheiten geleistet haben, an unregelmäßigen Cäsuren, an Uebergreifen der Verse, das ist zahmes Getändel gegen diese Kraftsprünge des jungen, feurigen Rosses. Das flötet und trompetet und schellt und knattert nur so, das verwegenste, derbste Wort ist das willkommenste. Han d'Islande und Bug Jargal sehen sich übertroffen. Und wahrlich, es fehlt auch nicht an lyrischem Schwunge, nicht an Musik, wenigstens nicht überall. In der Romanze von Venedig

klingen Naturstimmen, deren sich ein Heine'sches Meerlied nicht zu schämen hätte.

Dans Venise la rouge
Pas un bateau qui bouge,
Pas un pêcheur dans l'eau,
Pas un falot.

Seul assis à la grève
Le grand lion soulève,
Sur l'horizon serein,
Son pied d'airain. etc.

Von dem drolligen Virtuosenstücke, der berühmten „Ballade an den Mond", mag nicht einmal die Rede sein. Sie ist eben ein genialer Scherz. Aber auch herzige, sinnige Lieder, wenn man nur den deutschen oder englischen Maßstab nicht anlegt, sind de Musset hie und da wohl gelungen, so unter andern das reizende Lied auf die Melodie des Mozart'schen „Gedenke mein:"

Rappelle-toi, quand l'Aurore craintive
Ouvre au Soleil son palais enchanté;
Rappelle-toi, lorsque la nuit pensive
Passe en rêvant sous son voile argenté;
A l'appel du plaisir lorsque ton sein palpite,
Aux doux songes du soir lorsque l'ombre t'invite,
Ecoute au fond du bois
Murmurer une voix:
Rappelle-toi.

Doch ganz vergeblich suchen wir den Volkston, wie Heine ihn immer, wenn er will, wie ihn Béranger so oft trifft; und in eine ganz fremde, unsern Augen und unserm Herzen schier unbegreifliche Welt tritt der deutsche Leser, sobald er den episch-lyrischen und den dramatischen Stücken dieser Jugenddichtungen sich nähert. Es sind durchweg wahre Orgien der raffinirten, entfesselten Sinnlichkeit, des dämonischen Hochmuths, einer naiven, rücksichtslosen Selbstsucht, die an den brünstigen Tiger erinnert. Da kehrt der Gardist

Don Pair aus den Armen seiner Gräfin in die Wachtstube zurück. Die Kameraden rühmen sich, ächt französisch, ihrer galanten Erfolge und der Eine von ihnen spricht den Namen der Gräfin Osvado aus. Das geht ans Leben. Don Pair erwürgt den Nebenbuhler; dann versieht er sich bei einer Hexe mit einem furchtbaren Liebestrank, und als der seine Wirkung gethan, bringt er seiner „Ehre" auch die Dame zum Opfer. Ein andermal ist es ein Gondolier, der sich in die schöne Gräfin Portia verliebt. Er verkauft seine Gondel, gewinnt im Spiel, entführt in Rittertracht die willige Schöne, bringt ihren Gemahl ums Leben, verspielt dann sein Geld und giebt sich dann der Dame zu erkennen. Die bleibt seinem schönen Gesichte dennoch treu, aber „der Fischer schwieg, denn er glaubte nicht". Oder Rolla, der junge, schöne Pariser, verthut in drei Jahren sein Erbtheil, erkauft dann eine letzte Orgie und vergiftet sich, als der Morgen graut. Don Juan ist das Ideal dieser Jugend: nicht der bewußt kalte, sorglose Roué, der vernichtet, um zu vernichten; auch nicht der gewöhnliche, lebenslustige französische Don Juan, der lebt und leben läßt. Den rechten Don Juan, den Don Juan der hohen Romantik, hat Mozart geträumt, Hoffmann hat ihn bei einem Blitzstrahl in seiner phantastischen Nacht gesehen, Shakespeare hätte ihn geschaffen, wenn er unsere Zeit gesehen, und Musset entwirft sein Bild in „Namouna." Dieser Don Juan dürstet nach dem Ideal, er sucht es in jeder Schönheit, findet es nirgends, ist immer aufrichtig, immer enthusiastisch, immer rein von Herzen, auch wenn ihn sein Weg in die Pfütze führt. Ueber sein Haupt gießt die Muse die Schale mit Ambrosia aus, die Prinzessinnen werfen sich ihm an den Hals; er aber zieht es vielleicht vor, in der Schenke zwischen ein paar Köhlern zu sitzen. Die souveräne Schönheit! Der souveräne, sorglose, verantwortungslose Genuß! So zeichnet

ihn das tolle Drama „Les Marrons du Feu". Aber bisweilen erinnert der Dichter sich auch, daß er Lara und den Corsar gelesen. Dann verfinstert sich die Miene des Helden, er reckt seine Glieder, das Schwert blitzt in seiner Rechten und er stürmt durch die Welt wie der Tyroler „Frank" in „La Coupe et les Lèvres", wol das Tollste, Frechste, was diese Kraftpoesie erzeugt hat. So zu sagen, die Summa dieser „Jugendbegeisterung" zieht das Gedicht: „Vergebliche Wünsche" (les Voeux stériles). Die Freunde mahnen den Dichter, an die „Größe der Zeit", an die Pflichten, welche das Genie ihm auflegt. Seine Muse soll die Laute der Courtisanen zerbrechen und furchtlos die Hymne der Freiheit anstimmen. Aber der Dichter blickt verstört um sich; sein stolzes Cäsar-Herz will Alles oder Nichts; trübe und verworren sieht die Welt ihn an: nur ein Wesen glaubt er wirklich zu kennen, und dies — muß er verachten. „Et cet être — c'est moi!" Einst war es anders auf Erden; da stiegen die Himmlischen freundlich herab zu einem jugendlichen glücklichen Geschlecht; da regierten sie „an der Freude leichtem Gängelband" eine schönere Welt. Diese Zeit ist dahin; sie hinterließ dem Dichter die ewig unstillbare Sehnsucht. Auch noch später hat wenigstens ein Sonnenblick der alten Herrlichkeit für eine kurze Stunde auf den Kunstfrühling herabgestrahlt. Aber auch das ist vorbei. Fortan ist der Künstler ein Krämer, und die Kunst ist ein Handwerk. Unsere Werke dauern ein Jahr, unserm Ruhm gehört ein Tag. Alles ist todt in Europa; ja, Alles, selbst die Liebe. Wen immer noch ein verhängnißvolles Talent den unglücklichen Weg der Dichtkunst führt, der lerne vor Allem lügen und heucheln. Nur keinen Tropfen des rinnenden Herzblutes sehen lassen! „Die Welt glaubt nicht einmal mehr an den Schmerz!" So schrieb dieses verhätschelte Lieblingskind der französischen Muse ein Jahr nach den „glorreichen drei Tagen", zur selben Stunde, als der „blasirte",

elf Jahre ältere Heine, der „freche, Nichtsachtende Spötter“ voll naiver, gutmüthig deutscher Begeisterung herbei eilte, um von der „heiligen Stadt aus“ das Evangelium der Weltbefreiung, der Völkerverbrüderung, der dichterischen und menschlichen Verklärung des Lebens zu verkünden. Etwas später hat Musset denn auch dafür gesorgt, uns in schlichter Prosa die Philosophie jener poetischen Jugendideale zu hinterlassen. Zwei Jahre nach jener Katastrophe, die sein Verhältniß zu George Sand im Jahre 1834 gelöst hatte, gab er seine Confessions d’un enfant du siècle heraus: für Den, der zu lesen versteht, eines der lehrreichsten französischen Bücher. Zuerst eine hochelegische Klage über das tragische Schicksal der zeitgenössischen Jugend, d. h. der französischen: bleich, nervös, gedankenschwer ist sie heran gewachsen, aus dem heißen Blute, mit dem der Kaiser die Welt überschwemmte. Ihre erste Erinnerung zeigt ihr die in der Beute des Kaiserreichs schwelgenden Raben; wenn sie von Ruhm spricht, so heißt es: Werdet Pfaffen. Die Freiheit ist eine furchtbare Erinnerung oder eine ferne Hoffnung, die Gegenwart ein Chaos. Sie sitzt da, auf einem Sack voll Gebeine, in den Mantel der Selbstsucht gehüllt, vor Kälte zitternd, in Mitte einer heuchlerischen Gesellschaft. Von unsäglichem Unbehagen getrieben werden die Reichen Wüstlinge, die Mittleren ergreifen einen Broderwerb, und die Armen — stürzen sich in die großen zwecklosen Worte. Ist das nicht eine ideale Auffassung der von dem naiven Europa angestaunten Freiheitsbewegung, im Munde eines sechsundzwanzigjährigen, gefeierten, hochromantischen Dichters? Und diese schönen Theorieen veranschaulicht dann der „Roman“, wenn man dieses Gemisch von Dichtung und Wahrheit, diese ein wenig zurecht gemachten „Bekenntnisse“ noch so nennen kann. Selbstverständlich setzt er sich aus einer Reihe illegitimer Liebesgeschichten zusammen. Genußgier, maßlose Eitelkeit,

hochgeschraubtes und verschrobenes Point d'Honneur führen ganz ausschließlich die Herrschaft, die souveräne Stimmung hält das Scepter, der nüchterne Pflichtgedanke wagt nicht einmal, sich auf der Schwelle zu zeigen. So geht's von Begierde zum Genuß und im Genuß verschmachtet die Begierde: an sich eben nichts Neues, sondern das ewige Thema der romanischen, speciell der französischen Poesie und auch bei uns ja beliebt genug. Was aber aus diesen Scenen wie ein Medusenhaupt uns ansieht und die Zeit kennzeichnet, das ist der entsetzliche, feierliche, schwülstige Ernst, mit dem alle diese Lumpengeschichten sich aufführen. Das alte, liebenswürdige Frankreich lachte noch über seine Thorheit, und in diesem Lachen fand es immer wieder die Spannkraft zum Handeln. Seit Béranger die Augen schloß, ist dieses Lachen in der Poesie unserer Nachbarn verhallt, denn mit dem Grinsen des Satyrs hatte es so wenig gemein wie mit der höhnischen Zornesgeberde. Mit Ernst also, mit feierlichem, tragischem Pathos erzählt uns de Musset, wie eine kokette, hübsche Wittwe an ihm, dem zwanzigjährigen Studenten nicht genug hatte, sondern auch mit einem Kameraden sich gut vertrug. Man denke! Diese schreckliche Erfahrung wirft den gekränkten Idealisten in ein wüstes Don Juan-Leben, aus dem ihn der Tod seines Vaters aufschreckt, aber nur, um ihn sofort wieder einer zehn Jahre älteren Wittwe in die Arme fallen zu lassen. Wie er diese gutherzige und verständige Dame (das Porträt der George Sand ist unverkennbar) nun mit ungezogener und wahnsinniger Eifersucht quält, bis sie sich kurz faßt, und ihn zu Gunsten eines Dritten verabschiedet, das ist der Inhalt der herzbrechenden Geschichte: um solche Schmerzen drehen sich die poetischen Offenbarungen des Gedichts. Das ist die Summe der Jugend des französischen Heine: bei glänzendstem Talente kein Gedanke, der über die Genüsse der Sinne und einer hochgespannten

Eitelkeit ernstlich hinausgeht, tiefinnere Gleichgültigkeit gegen die großen Lebens- und Zeitfragen, egoistischer Weltschmerz ohne eine Spur von Humor, so schön gelegentlich die Witzfunken auch stieben, so überströmend der Esprit auch perlt und schäumt. Musset hat auch Goethe gelesen, spricht wenigstens viel davon. Aber unser milder Jupiter mit den hellen Hellenenaugen wird dem Franzosen zum Dämon der Verzweiflung, zum atheistischen Verführer der Jugend; seine Größe erregt ihm Grauen. — Mit fünfundzwanzig Jahren ist dann der Höhepunkt des Lebens überschritten, die stolzen Wogen beginnen zu ebben und aus dem dichterischen Jünglinge entwickelt sich der weltmännische Normalfranzose, der der nun noch zweiundzwanzig Jahre lang, fast ganz parallel mit Heine, seinen Lebenskampf durchführt. Man hat viel von der tiefen Zerrüttung geschrieben, welcher de Musset durch seine Trennung von der Sand verfallen sei. Bekanntlich ist das Verhältniß, welches nach halbjährigem Bestehen 1834 in Italien (in Venedig) sich löste, nach de Musset's Tode Gegenstand ärgerlichen literarischen Klatsches geworden. Es war 1859, zwei Jahre nach de Musset's Tode, als Louise Colet seine unglückliche Liebe für die Dichterin in dem dreibändigen Roman „Lui" der sensationsbedürftigen Lesewelt zum Besten gab. Frau Sand fand sich nicht in das rechte Licht gestellt und kam der öffentlichen Meinung zu Hülfe in „Elle et Lui", wo sie in dem Briefwechsel zwischen der Malerin Thérèse und dem Maler Laurent das Bild eines durch frühe Ausschweifungen und maßlose Selbstsucht für dauernde Liebe unfähig gewordenen Genies entrollt. Darauf hat denn endlich des Dichters älterer Bruder, Paul de Musset, in dem Roman Lui et Elle den Spieß umgedreht, und die größte Dichterin des zeitgenössischen Frankreich (vielleicht die einzige ächte und dauernde dichterische Illustration dieser ganzen Epoche) als

herzlose und schamlose Kokette dem öffentlichen Haß denuncirt. Bei ihm begeht das unersättliche, Nichts achtende, emancipirte Weib an der vertrauenden Seele des jugendlichen Dichters den schnödesten Verrath; sie ergiebt sich, während Musset in Venedig krank darnieder liegt, einem italienischen Arzt, einem gemeinen, unbedeutenden Menschen, macht mit ihm das Complot, de Musset als einen Verrückten dem Irrenhause zu übergeben, wird dabei von dem scheinbar bewußtlosen Dichter belauscht und soll nun die höchst schuldige Ursache der Verdüsterung und Zerrissenheit geworden sein, in welcher de Musset allmählich zu Grunde ging. So weit sich darüber aus gedruckten Hülfsmitteln ein Urtheil gewinnen läßt, hätte ich dazu zweierlei zu bemerken. Zunächst: es ist mit jener moralischen Zerrissenheit, mit jenen Qualen eines verkannten, verrathenen Herzens offenbar so schlimm nicht gewesen, wie Manche es darstellen möchten. Schon in den Confessions d'un enfant du siècle gewinnt das Verhältniß des Octave zu Madame Pierson, als dessen Thema man die Liaison mit der Sand doch wol betrachten muß, eine durchaus nicht tragische Schlußwendung. Octave hat die Ehrlichkeit, seine eigenen Ungezogenheiten und unerträglichen Launen, namentlich seine brutalen Eifersuchts-Anfälle, nicht zu beschönigen, und das Ende ist eine freiwillige Umwandlung der Liebe in Freundschaft, die durch eine Art Abschiedsfest gefeiert wird. — Dann liegen uns Briefe von Alfred de Musset vor, die, wenn auch mit ziemlichen Lücken, bis zum Jahre 1850 reichen, also bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre, sechzehn Jahre nach der Trennung von George Sand. Sie zeugen von allem Andern eher, als von einem verdüsterten Gemüth. Vielmehr scherzt de Musset mit seinen Freundinnen, sprudelt von Geist, zeigt sich als Meister des anmuthigen Plaudertons (wenn auch natürlich, wie fast alle Franzosen, stets ohne Humor, sondern nur witzig), zeigt

das lebhafteste Interesse an ästhetischen Dingen, an socialem Klatsch und ganz besonders an seinen persönlichen Erfolgen und — seinen Liebschaften. Im Jahre 1840, sechs Jahre nach der Katastrophe von Venedig, schreibt er der Herzogin de Castries: „Vor einem Jahre habe eine absurde Leidenschaft ihn getäuscht; nun sei er wieder allein und liebebedürftig.“ „Ich habe nie so leben können, ich kann es nicht und werde es nicht können. Ich kann gar nicht zugeben, daß das Leben ist. Ebensogern möchte ich ein Engländer sein!“ Und ganz dem entsprechend, nahmen seine Dichtungen, seine ganze geistige Arbeit weit eher die Richtung auf elegante Alltäglichkeit als die auf düstere Tragik. Die Zeit der Don Juan-Phantasieen, der Orgien genialer Lust und genialen leidenschaftlichen Hochmuths macht der kühlen Stimmung des über das Leben hingleitenden, aristokratischen Weltmannes Platz. Er schreibt Comédies und Proverbes dramatiques, die das glänzende Nichts des Salonlebens, das brillante, inhaltlose Geplauder, die kleinen Launen und Kriegslisten der Eitelkeit zu prickelnder, harmloser Unterhaltung verwehrten, und die bei dem solcher Unterhaltung bedürftigen Publikum Glück machten. „Un Caprice“ hat gar europäischen Ruf erlangt und sich allerhöchsten und höchsten Beifalls erfreut. Er macht „Styl“ in „Erzählungen“ ohne eigentliche Pointe, ohne irgend bedeutende Handlung, kaleidoskopische Spiele mit den farbigen Glasstückchen „Ehre“, „Galanterie“, „Esprit“, „Weltklugheit“, gesellige Formen, aus welchen die Alltagsmode ihre immer wechselnden und sich stets gleich bleibenden Bilder zusammensetzt. Die freie, französische, illegitime Liebe bleibt auch da sein Element, aber sie wird idyllisch behandelt, wie in Frédéric et Bernerette und in Mimi Pinson, den berühmten Mustern der Grisetten-Poesie. Zu den ästhetischen Fragen, welche die große Epoche seiner Jugendjahre bewegten, nimmt er mehr

und mehr eine kritische, kühle Stellung ein. Nicht, daß er gerade Klassiker würde und sich zu Boileau bekehrte: dazu ist sein Realismus doch zu ächt, sein Auge zu klar, vor Allem seine Sprachgewalt zu original und selbstbewußt. Aber sichtlich weicht die überschwängliche Kühnheit, ja Verwegenheit der Jugenddichtungen einer feinen, graciösen Eleganz. In der, etwas verworrenen, satyrischen Erzählung „Geschichte einer weißen Amsel“ (Histoire d'un merle blanc) werden die romantischen Theoretiker nicht besser behandelt als ihre classischen Gegner; die maßlose Selbstüberschätzung, die beschränkte Routine, die öde, literarische Selbstsucht in beiden Lagern muß sich gleich herbe Wahrheiten sagen lassen; und der Briefwechsel der beiden bildungssüchtigen Spießbürger aus le Bourget, Dupuis et Cotonnet, mit dem Herausgeber der Revue des deux Mondes behandelt die ganze französische Romantik herb ironisch, als eine „Frage der überflüssigen Adjectiva“. Sie ist „der weinende Stern“, „der wimmernde Wind“, „die friernde Nacht“, „der fliegende Vogel“, „die duftende Blume“; die romantische Ode und die romantische Ballade haben sich in der Morgue die Hand gereicht, über der Leiche eines Monomanen, während die patriotische Poesie classisch blieb, der nationalen Ueberlieferung und der Auffassung des Volkes zu Gefallen. Daß die politischen Ideale der Zeit kein besseres Schicksal haben als die poetischen, wird bei dem Schulkameraden und intimen Freunde des jungen Herzogs von Orleans schon weniger auffallen. Mit nur zu großem Recht wendet sich der Ingrimm des Dichters bei jeder sich darbietenden Gelegenheit gegen eine der allerschlimmsten Frostbeulen der modernen Gesellschaft, den hungrigen, beutegierigen, vom Skandal, von Ausbeutung der Dummheit und der niedrigen Leidenschaften lebenden Afterjournalismus. „Früher,“ meint Herr Cotonnet, „fürchtete man den König, die Bastille, die Guillotine, den Kaiser, die

Conscription. Jetzt haben die Journale das Alles reichlich ersetzt. Als **Médecin tant mieux** und **Médecin tant pis**, als Regierungs- und Oppositionsorgane fälschten sie gleich frech die öffentliche Meinung und gleiche Niedertracht erwartet hüben wie drüben den unabhängigen Denker". In diesem ingrimmigen und höhnischen Indifferentismus behandelt der Dichter dann die „großen humanitären Ideen" der Zeit ungefähr im Sinne von Guizot und Molé, im Sinne Louis Philipps und des ganzen **Pays légal**. Nur Narren reden von Veredlung des Menschen. Geräthschaften, Transportmittel, Wagen, Schiffe, Landstraßen kann man verbessern: aber die Menschen? Sie werden immer Affen bleiben, **plus la parole, dont ils abusent!** Und was den Staat anbetrifft, nun, so hat es ja immer Republikaner gegeben: „wer zwei Groschen besaß, und bei seinem Nachbarn deren vier sah, hatte immer Lust, mit ihm zu theilen, und mußte deshalb von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit reden": etwa wie die Biedermänner „**Dupont** und **Durand**", die sich in der (im Jahr 1837 geschriebenen) Satire begegnen, die ihre Namen trägt. Sie erinnern sich ihrer unter Schmutz, Faulheit und Hieben zugebrachten Jugend; der Eine hat Cicero, Virgil, Horaz, Cäsar verachtet und dafür Spanisch, Englisch und besonders Deutsch getrieben (ist das nicht bezeichnend?): der Andere hat sich an Fourier's Werken gebildet. Er wird die Erde nivelliren, sie überall mit Kartoffel- und Rübenfeldern und mit Eisenbahnen bedecken; der Andere will die Gesellschaft, den Staat, die Religion und die Dichtkunst erneuern, und um sich in diesen Versuchen zu stärken und das Wiedersehen zu feiern, legen sie dann ihr gemeinschaftliches Vermögen von drei Sous in Absinth an. Das ist der Dichter, vor dem Heine im „Wintermärchen" den alten Vater Rhein sich fürchten läßt, indem der Stromgott „an das verwünschte Lied" und an die „Blamage"

denkt und doch die „lieben kleinen Französchen" herbeiwünscht:

„Der Alfred de Musset, der Gassenbub',
„Der kommt an ihrer Spitze
„Vielleicht als Trommler und trommelt mir vor
„All' seine schnöden Witze."

Und zu seinen Gunsten macht er eine Ausnahme von dem Vorwurf, daß die Franzosen jetzt Philister werden wie wir, daß sie von Kant und Fichte und Hegel sprechen und Bier trinken und Kegel spielen.

„Der Alfred de Musset, das ist wahr,
„Ist noch ein Gassenjunge;
„Doch fürchte Nichts, wir fesseln ihm
„Die schändliche Spötterzunge".

Gegen den „Gassenjungen" dürfte auch im Ernst nicht viel zu erinnern sein, insofern wir des berüchtigten Rheinliedes gedenken: „Nous l'avons eu, votre Rhin allemand", wo der Chauvinismus in seiner wüstesten, frechsten Gestalt die äußerlich anerzogenen Formen der eleganten Gesellschaft durchbricht, eine Gasconnade, würdig des bekannten orleanistischen Manifestes im Beginne des Franc-tireur-Krieges. Aber was das Reden über „Kant, Fichte und Hegel" angeht, so ist darüber nicht viel Rühmliches zu melden. Es gehörte eben unsere ganze hoffnungschwellende und menschheitumarmende Naivetät in den dreißiger und vierziger Jahren dazu, um uns über diesen Punkt Illusionen zu machen. Wie man weiß, pflegen die Franzosen Alfred de Musset in erster Linie als den Dichter der „Nächte" zu feiern und von den religiös-philosophischen Kundgebungen seiner spätern Jahre mit besonderer Ehrfurcht und nationalem Stolze zu sprechen. Wie wenig mit dieser Anerkennung im Grunde der etwaige religiöse oder philosophische Gedanke dieser Gedichte zu thun hat, das ergiebt sich z. B. recht hübsch

aus des feinen und gewiegten Sainte-Beuve Ausspruch: Das Beste was Musset geschrieben, seien „Namonna" und „Rolla" und die „Nächte", also die Theorie des Wüstlingslebens, eine grauenhafte Exemplification desselben und vier schwermüthig-erhabene Zwiegespräche des Dichters mit seiner Muse. Die Franzosen haben es eben in solchen Dingen weit ausschließlicher als wir mit der bloßen Form zu thun, und auf dem Gebiete des Feierlichen, des Erhabenen, Schwungvollen geht ihr Geschmack dabei durchaus seine eigenen Wege. Was uns angeht, so verlangen wir auch dort, und da gerade recht, in erster Linie den einfachen, starken, reinen Ton der Ueberzeugung. Wir verzeihen weit eher eine ungeschickte, als eine rein declamatorische Wendung, weit eher einen derben, als einen schwülstigen und phrasenhaften Ausdruck. Wir verbrauchen unsere Phrase, unsern Schwulst (denn leider Gottes haben wir genug davon) im Salon, in der „feinen Umgangssprache", im Roman; aber sobald es uns ans Herz geht, lassen wir den Ballast fort und finden dann wol mehr oder weniger glücklich den Laut der Natur. In Frankreich ist das gerade umgekehrt. Der gebildete geistreiche Franzose ist natürlich, einfach, liebenswürdig, wenn es sich um alltägliche Dinge handelt. Aber man führe ihn auf das, was er als heilig anerkennt, Gott, Vaterland, Tugend, Unsterblichkeit, und er wird, für mein Gefühl wenigstens, fast immer der öde, unausstehliche Declamator. So geht es mir mit Victor Hugo, so mit Lamartine, und der funkelnde, geistsprühende Alfred de Musset macht keine Ausnahme. Wenn er von seiner „Hoffnung in Gott" redet, von der „Ohnmacht der Philosophie", von „Kant, dem deutschen Rhetor, der den Himmel für leer erklärte und auf das „Nichts" heraus kam, so glaube ich einen alten Betbruder winseln und deklamiren zu hören. Der erste beste Caplan könnte das Zeug unterschreiben. In den vier „Nächten"

geht es nicht ganz so öde langweilig zu, aber man ist doch auch mehr als einmal in der Lage, die brutalen, aber natürlichen und wahren Stimmungen jener andalusischen und venetianischen Nächte zurück zu wünschen, wie die „Premières Poésies“ sie schildern. Da sitzt der Dichter (in der berühmten Mainacht), schwermüthig, allein, als die Muse mit tröstender Mahnung ihm naht. Aber was soll er singen? Nicht die Hoffnung, nicht den Ruhm, nicht das Glück, ach! auch nicht einmal den Schmerz! Der Mund schweigt, um das Herz sprechen zu hören. Aber davon will die Muse nichts hören; wie der Pelikan, der seine Jungen mit seinem Blute ätzt, soll der Dichter aus seinem Schmerze den erquickenden Labetrank für die verstummenden Mitbrüder gewinnen. Darüber dreißig Verse schwülstigster, hochtrabendster Rhetorik. — Wie ist doch dagegen so lieb und so wahr Béranger's: Le bon Dieu me dit: chante, chante, pauvre petit! Der allein bleibt natürlich, bleibt das ächte gallische Naturkind (ich spreche natürlich nur von Zeitgenossen), auch wo er ernstere Töne anschlägt. Sein schlichtes: Il est un Dieu, devant lui je m'incline ist religiöser, stimmungsvoller als alle Lamartine'sche Declamation. In der „Augustnacht“ geht es etwas natürlicher her. Wieder findet die Muse ihren Dichter fahnenflüchtig, aber diesmal geht er gerade mit der Sprache heraus: er hat gelitten und geliebt, er will nur lieben und wieder lieben: „Après avoir souffert, il faut souffrir encore, Il faut aimer sans cesse, après avoir aimé!“ Die „Octobernacht“, das Lieblingsstück der Franzosen, schlägt einen ähnlichen Ton an. Wieder ist der Dichter untröstlich gewesen über den Verlust einer Geliebten, aber Gott sei Dank, er hat schon eine andere; der Schmerz hat ihn erst den Werth des Lebens gelehrt. In der „Decembernacht“ endlich scheint sich die Quelle erschöpft zu haben. Diesmal ist der Dichter wirklich allein, allein

mit seinem Herzen, und die Vision, welche ihn aufsucht ist — die Einsamkeit und löst das Räthsel des Gedichtes in einer frostigen Allegorie auf: „Mais je ne puis toucher ta main, Ami, je suis la solitude!“

Daß es uns nun immer öder, immer kälter, immer nüchterner zu Muthe wird, je weiter wir dieses verzogene Lieblingskind der neufranzösischen Muse auf seiner Bahn begleiten, das möge uns Niemand als deutschen Chauvinismus verdenken: eine glänzende, reich ausgestattete, in Selbstvergötterung und maßlosem Genußdrang verzehrte Jugend; dann der glatte, kalte, geistreiche Weltmann, dem die bewegenden Zeitgedanken leere Phrasen sind, die Kunst eitler Zeitvertreib wird; hie und da, wie in dem wirklich schönen und menschlichen Gedichte „Souvenir“ ein Aufkeimen ächten Gefühls (es wird da der Gedanke ausgeführt, daß die Erinnerung an das entschwundene Glück nicht nur ihren Stachel, sondern auch lindernden, heilenden Balsam hat); endlich, unter Anwandlungen schwächlicher und declamatorischer Mystik, nach dem Zeugnisse vieler Mitlebenden eine unleidliche, feindselige, abstoßende Stimmung, eine zuletzt wol auf körperliche Ursachen zurückzuführende Verdüsterung, die den unglücklichen Mann, der die Mitte der vierziger Jahre kaum überschritten hatte, im Absinth die letzte Zuflucht vor dem quälenden Gedanken finden läßt. Der Sänger des „Rolla“ starb, noch nicht sieben und vierzig Jahre alt, am 2. Mai 1857. Seinem deutschen Schicksals-, wenn nicht Geistesverwandten, war er nie persönlich nahe getreten, auch nicht als sie gemeinschaftlich zum Generalstab der Revue des deux Mondes gehörten. Daß aber die oberflächliche Betrachtung, durch Heine's Kokettiren verleitet, die Beiden vielfach zusammen brachte, ist im Grunde nicht unnatürlich. An äußeren Vergleichungspunkten wenigstens leidet die Parallele nicht eben Mangel.

Wir haben Heine bis zu seiner Uebersiedelung nach Paris begleitet.

Als Börne ihm am 26. September 1831 im Hotel de Castille zum erstenmale die Hand reichte, begrüßte er ihn mit den Worten: „Willkommen in Paris. Das ist brav. Ich bin überzeugt, die Guten, die es am besten meinen, werden bald Alle hier sein. Hier ist der Convent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müssen sich alle Völker die Hände reichen!“ Es war der Gedanke der Zeit, wie Heine ihn schon zwei Jahre früher in den Reisebildern ausgesprochen: „Fortan gebe es keine Nationen mehr, sondern nur noch Parteien“. Und wie er später in Paris hinzufügte: Nicht die französische Partei solle man ihn und seine Freunde in Deutschland nennen, sondern lieber die himmlische; denn ihr werde und müsse es gelingen, in Frieden und Freiheit den Himmel auf Erden zu gründen. Schöne Träume! Aber es ist heut zu Tage viel leichter, sie zu belächeln, als sie in ihrer Berechtigung zu verstehen. Der Mensch hat, Gott sei Dank, ein kurzes Gedächtniß für vergangene Uebel: und ohne ein lebendiges, unmittelbares Verständniß der Stimmung, welche deutsche Patrioten damals angesichts der Bundestags-, der Polizei-, der Censur-Wirthschaft überkam, darf Niemand ohne Ungerechtigkeit sich über die deutsch-französische Literatur der dreißiger Jahre ein Urtheil erlauben. Es waren die Jahre, welche ein „Hochverräther“ wie Fritz Reuter in Glogau und Magdeburg vertrauerte! Welch vollen Antheil Heine an den Uebertreibungen, aber auch an den edelsten Anstrengungen dieser trüben, fieberhaft gährenden Uebergangszeit hatte, darf hier nur berührt werden. Seine Berichte in der Augsburger Zeitung, sein Buch über Deutschland gehören bis auf diesen Tag zu den belehrendsten Quellen für das Studium des internationalen Geistesverkehrs jener Tage.

Auch sein künstlerisches Entzücken über die Genüsse, die freundlichen Formen des französischen, weltstädtischen Lebens, über diese anmuthige Natur, diese Menschen von „Ananas-duftender" Höflichkeit, diese bequemen hellenischen Sitten bedarf als selbstverständlich nur der Andeutung. Wichtiger für seine Beurtheilung ist die Stellung, welche er sehr bald, und je länger, je entschiedener, zwischen den Parteien einnahm. Hier scheint die unliebsamste Parallele mit Alfred de Musset sich geradezu aufzudrängen: die aristokratisch-selbstsüchtige Absonderung von der gemeinsamen Arbeit, das zweideutige Hin- und Herschwanken zwischen Freigeisterei und gläubigen Anwandlungen, die maßlose, verheerende Genußsucht, endlich das hochtragische, bis ins Einzelne nur zu ähnliche Ende! Unvergessen bis heute ist der Skandal des Buchs über Börne (1841), die an allen Enden ausbrechende Entrüstung über die Cynismen des Atta Troll, des Wintermärchens, gar des Romanzero und der Zeitgedichte, die Wuthanfälle Menzel's und der Officiösen nicht nur, sondern auch fast der ganzen freisinnigen Schriftstellerwelt, bis auf wenige Ausnahmen: dieses ganze, große, unerschöpfliche Thema des politischen, literarischen, socialen Klatsches der vierziger Jahre. Soll und darf die ruhigere zeitgenössische Kritik dem gegenüber eine allgemeine Rettung und Weißwäsche unternehmen? Das wäre denn allerdings ein ebenso vergebliches als thörichtes Beginnen. Es wird Niemand vertheidigen wollen, was Heine später selbst verdammte, daß er, nur zu oft, in der Debatte zu den allerhämischsten und allergemeinsten Persönlichkeiten seine Zuflucht nahm. Der arme Platen hat in dieser Beziehung viele Leidensgenossen gehabt, und nur die nationale Verblendung könnte verkennen, daß z. B. Ausfälle wie die gegen Börne's Freundin, Madame Wohl, in der guten französischen Presse kaum erhört sind. Man muß bis auf die neueste, bonapartistische

Preßbande herabgehen, um den französischen Esprit auch in diesem Schmutz zu erblicken. Alfred de Musset, auch darin Vollblutaristokrat, hätte sich eher die Hand abgeschnitten, ehe er sie zu solchen Unritterlichkeiten gegen eine Dame mißbrauchte. Nicht viel besser steht es mit den Zoten vieler Zeitgedichte, namentlich mit dem größten Theil der Invectiven gegen Friedrich Wilhelm IV. (im achtzehnten Bande der Strodtmann'schen Ausgabe), und gewisse aus dem „Wintermärchen" aufsteigende Gerüche wird kein Entschuldigungsparfüm jemals in Resedaduft verwandeln. Ebenso wird eine kaltblütige Beurtheilung nie in die Versuchung kommen, in Heine das Zeug zum eigentlichen politischen Oppositionsmann zu entdecken. Dazu fehlte ihm eine Hauptsache: ich meine nicht etwa Muth (er hat ihn im Gegentheil vielfach bewiesen, physisch und geistig), auch nicht Aufrichtigkeit der Ueberzeugung: wol aber der Sinn für die feste, beschränkte, verstandesmäßige, formale Auffassung der Dinge, für jene „heroische Correctheit", die in der Politik ebenso nothwendig, als sie für die Entwickelung freien Menschenthums gefährlich, und für die Künstlerseele geradezu unerträglich ist. Alle Achtung vor den Brutus-Naturen, wenn sie ächt sind. Aber auch die Horaze haben ihr Recht, zumal sie ohnehin seltener sind. Und solch ein Horaz ist uns in bösen, schweren Jahrzehnten der Sänger des Buchs der Lieder und des Atta Troll gewesen. Man denke sich nun dieses Schooßkind der Muse in der Pariser Flüchtlingskneipe zwischen den übel riechenden, unsauber gekleideten und, zu großem Theile, nicht viel sauberer denkenden Brutussen aus aller Herren Länder. Man stelle ihn sich vor, dem schneidig harten, eintönigen, mißtrauischen, fanatischen Börne gegenüber, der von vorne herein ihn förmlich polizeilich überwachen läßt, eine sorgfältige Klatschsammlung über ihn anlegt, die reiche, bewegliche, lebensfreudige Dichterphantasie in den

Schraubstock der einseitigsten, sich ewig wiederholenden Phrase setzt! Und dazu kommt von der andern Seite des Rheins das Gebell, Gebrüll, Gezisch und Gewinsel der bezahlten und der freiwilligen Bedientenpresse und eine Staatsleitung, die es ausdrücklich darauf abgesehen zu haben scheint, durch die bizarrsten, charakterlosesten Sprünge und Umschläge den Spott heraus zu fordern. Unter solchen Verhältnissen sind die Ausfälle der „französischen Zustände“ und die des „Buches über Deutschland“ geschrieben; solche an die Nerven gehende Quälereien haben, allerdings sehr zur Unzeit, das Buch über Börne erzeugt, das bei alledem und alledem dennoch in allen Hauptzügen von schlagendster Wahrheit und Freisinnigkeit ist. So wurde das „letzte freie Waldlied der Romantik“, der unsterbliche Atta Troll gesungen, wol die eigentliche Perle unserer poetischen Literatur in jenem ganzen Jahrzehnte (er erschien 1843). Heines Wirksamkeit, das ist schon recht und wahr, hat den Beifall keiner Partei erlangen können aus dem guten Grunde, weil er zu keiner Partei gehörte, an keiner Partei festhalten konnte noch mochte.

Aber der Kampf, den er kämpfte, ging auch weit über das Programm und das Verständniß der Parteien hinaus. Es war, um seine eigenen Worte zu brauchen, der Kampf des Hellenen gegen die Nazarener, des warmblütigen, schönheitsdurstigen, und bei allem Uebermuth und aller sanguinischen Ueberstürzung nicht nur fein, sondern auch gut und menschlich fühlenden Künstlers gegen verknöcherte Ueberlieferung, öde, verstandesdürre Selbstsucht, gegen die ganze Misere der philiströsen Gesinnung und Gewöhnung. Den letzten Punkt möchte ich noch besonders betonen. Dem furchtbaren, letzten Schicksale des Dichters, den sieben mageren Jahren seiner Marter in der „Matratzengruft“ ist bekanntlich kein Eselstritt erspart worden: namentlich hat ein gewisser liebenswürdiger moralischer Instinct nicht unterlassen,

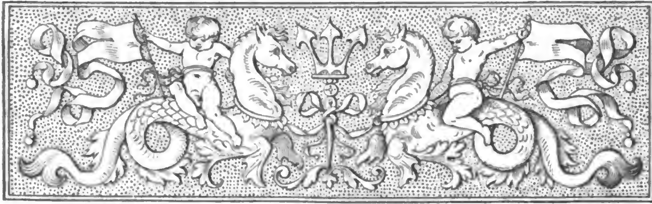
ihm seine erschrecklichen Ausschweifungen und Jugendsünden dabei vorzurechnen. Jetzt wissen wir, namentlich Dank den fleißigen Arbeiten Strodtmann's, daß die Sache sich anders verhält. Nicht Ausschweifungen, sondern herzfressende Unbill von Seiten der am nächsten Stehenden gaben den ersten Anlaß zum Ausbruch eines Uebels, welches wol schon als Prädisposition in den chronischen nervösen Kopfschmerzen des Jünglings zu erkennen ist: und die Gefaßtheit, der Humor, man kann sagen der Heroismus, mit dem es Heine ertrug, bilden gegen Alfred de Musset's menschenfeindliche Verzagtheit in ähnlicher Lage einen glänzenden Gegensatz. De Musset hat nicht eine Spur von Humor; er ist stets vollständig befangen von dem Bewußtsein des persönlichen Rechts, der persönlichen Bedeutung, der persönlichen Empfindung. Heine ist das nur in einzelnen Momenten der Schwäche; immer wieder wird er ein Freier; immer, bis zu den letzten furchtbarsten Stunden nimmt der Gedanke den stolzen Flug über die düstere Schranke hinweg und erhält Allem, was er schafft, eine Frische, einen Lebenshauch, von dem bereits in dem Werke der Mannesjahre des glänzenden Franzosen keine Spur mehr vorhanden. Und der Grund ist nicht schwer zu entdecken. Heine ist eben von Anfang bis zu Ende ein Zögling, ein Kind, ein Priester der zeitgenössischen, der deutschen Gedankenbewegung. Sie hat ihn in seiner Jugend gefaßt und dann nie wieder losgelassen. An den Brüsten der deutschen Wissenschaft, der deutschen Philosophie, der deutschen Dichtkunst hat er die Löwenmilch gesogen, die ihn wacker, stark und jung hielt. Aber dieser Spötter, dieser Verseschmied war ja kein Gelehrter? Immerhin möglich; ein „gelindes Examen" wäre ihm unter Umständen vielleicht eben so erwünscht gewesen, wie seinen „lieben Westphalen". Wer aber gelesen hat, wie er den Franzosen Hegel'sche Philosophie, deutsche Sage,

deutsche Sinnes- und Landesart erläutert, der wird unsern Philosophen viele Schüler wünschen, wie dieses ungelehrte Weltkind. Wie kaum ein Anderer hat Heine die Romantik verstanden, die er vernichtete. Mit prophetischem Blick erkennt er in der chaotischen Gährung der Zeit (er zuerst von Allen, soviel mir bekannt) den innersten Sinn der wunderbaren Bewegung, die uns jetzt Alle in ihrem Strome mit fortreißt: das Wiederaufleben urgermanischen Fühlens, urgermanischer Weltauffassung in der Gedankenarbeit unseres Jahrhunderts. Seine Aufsätze über Sage, Hexen, Dämonen im Buch über Deutschland öffnen da überraschende Einblicke. Man fühlt sich völlig vom Zukunftshauch durchschauert, wenn er die Franzosen vor der im deutschen Volke schlummernden Urkraft warnt, sie beschwört, sich nicht einzumischen in deutsche Dinge, damit der erwachende Riese sie nicht vernichte. So übertrifft er alle die Volkstribunen weit, weit an wirklich in die Ferne und in die Tiefe dringendem Blick, und diese Macht des Gedankens in allererster Linie erhält ihn lebendig und frisch, führt ihn von allen Irrwegen wieder zurück, giebt ihm seine unendliche Ueberlegenheit über den Franzosen, mit dem er wunderlicher Weise sich zu vergleichen die seltsame Bescheidenheit hatte. Und nicht nur das: sie giebt der Vergleichung dieser beiden representative men auch eine symbolische Bedeutung für die Auffassung der beiden Völker. Ich möchte hier nach zwei Seiten hin ja nicht Mißverständnisse veranlassen: als ob ich etwa meinte, daß die Gelehrsamkeit den Dichter macht, oder daß den Franzosen die Gelehrsamkeit fehlt. Sie sind und bleiben eins der talentvollsten Völker. Sie übertreffen uns, Dank ihrer tausendjährig älteren Cultur, in wirthschaftlicher und zum Theil in künstlerischer Befähigung, in vielen kleinen und zusammen doch so mächtigen Künsten, die das Leben verschönern und schmücken; ihr Fleiß, ihre Energie sind häufig

bewundernswerth; ihre Sitten, ihr Familienleben sind, was die eigentliche Masse anbetrifft, weit besser als ihr Ruf; ihre militärische Befähigung werden wir, auch nach Sedan, wohl thun nie zu verachten, und was den Einfluß, die Verdienste ihrer Literatur betrifft, so stehen ja die auch außer Frage. Was ihnen aber seit der Revolution mehr und mehr abhanden kommt, das ist der Respect vor dem Gedanken, das Leben in der Macht der freien, erarbeiteten, persönlichen Ueberzeugung und zugleich das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit dieser Ueberzeugung mit der Ueberlieferung der Jahrhunderte. Ihre Jugendbildung wird mehr und mehr rein formal-rhetorisch, ihre Bethätigung im Leben mehr und mehr der Ausdruck momentaner Stimmungen und momentaner Interessen. Dagegen gewinnt bei uns der nationale, wissenschaftliche Gedanke zusehends an Kraft, immer stärker und zuverlässiger wird so zu sagen die elektrische Leitung, welche aus der Arbeit der vergangenen Geschlechter durch die der Gegenwart in die Zukunft hinüber führt. Talente werden ja überall nur geboren; aber nur in der Zucht des Gedankens gewinnen sie die ewige Jugend, die befruchtende Kraft; ohne sie giebt es nur taube Blüthen, die unter dem Gluthhauche der Leidenschaft, unter dem Frost der Lebensnoth und des Alters verdorren. Solch eine Blüthe ist trotz aller glänzendsten Begabung Alfred de Musset gewesen, solch eine war die ganze, französische Romantik mit sehr wenigen, theilweisen Ausnahmen. In Heine aber spüren wir, bei alledem, den Lebenshauch jenes befreienden, menschlichen, nach Schönheit und Wahrheit dürstenden Geistes, der vor drei und einem halben Jahrhundert die Wurzel des neuen Deutschland pflanzte, der vor hundert Jahren dem jungen Sproß den herrlichsten Blüthenschmuck gab und der jetzt darauf und daran ist, auch die Früchte reifen zu lassen. Heine hat viel gefehlt, viel gesündigt, viel gelitten; aber

der Fahne des Geistes ist er nie untreu geworden, und darum wird sein Name eingezeichnet bleiben im goldenen Buche unsers nationalen Lebens. Wir haben ja, in der uns einmal gegebenen Weltlage, auch heute noch weit mehr Veranlassung zur Vorsicht als zum Uebermuth. Aber wenn wir sehen, wie in Frankreich ein Mann wie Laboulaye lachenden Muthes die Hochschulbildung den Jesuiten preisgiebt, während bei uns, mitten unter der nüchternen, massenhaftesten materiellen und politischen Arbeit der philosophische Gedanke seinen Bund mit der exacten Wissenschaft feiert, während ein wahrer Durst nach Erkennen, nach Bildung, nach geistiger Freiheit alle Stände und alle Classen erfaßt: dann wird es ja wol gerechtfertigt sein, auch bei der Symbolik des hier vorgeführten literar-historischen Doppelbildes den Blick vertrauensvoll von der Vergangenheit auf Gegenwart und Zukunft zu richten.





VII.

Diderot und die Encyclopädisten.

Die neuere Geschichte zeigt kaum einen schärferen Gegensatz, als den in der europäischen Stellung Frankreichs am Ende des 17. in Vergleich zu der am Ende des 18. Jahrhunderts. Dort die anerkannte Vormacht des neuen monarchischen Staatensystems, in welchem die Bewegung der Renaissance und der Reformation vorläufig zur Ruhe gekommen scheint; Ludwig XIV. der roi modèle, die verkörperte Monarchie, bewundert, gefürchtet, nachgeahmt, selbst von denen, die ihn hassen und ihn bekämpfen. Hier die Fürsten im Bunde gegen eine „Nation von Königsmördern und Gottesleugnern" und ein mächtiger Umschwung der öffentlichen Meinung auf ihrer Seite. Ludwig XIV. herrschte nicht nur durch sein überlegenes Heer, nicht nur durch Colbert's Finanzkunst, auch nicht nur durch seine einheitliche Verwaltungsmaschine gegenüber den organisirten, erschöpften, uneinigen Nachbarn. Das wahre Geheimniß seiner Größe ruht in dem Zauber der französischen Renaissance,

in jener eigenthümlichen, in sich fertigen, abgeschlossenen nationalen Bildung, die in ihrer Formvollendung und Selbstgewißheit mit elementarer Gewalt die Gemüther unterwarf, und nicht nur in dem zerrissenen, zum Tode erschöpften Deutschland. Auch das Vaterland Shakespeare's und Milton's, auch die Heimat Tasso's und Michel Angelo's folgte derselben übermächtigen Strömung. Die französischen Waffen ernteten nur, wo die französische Bildung, die französische Sitte, die französische Geistesmacht gesäet. Und hundert Jahre später erhebt sich in ganz Europa der Nationalgeist gegen den französischen, nivellirenden Gedanken. Zuerst auf den Höhen der germanischen Bildung, dann in allen Weiten des Völkerlebens wird Widerstand gegen Frankreich, gegen den französischen Geist nicht weniger als gegen die französischen Waffen, der Feldruf der Zeit. Es beginnt eine antiromanische Bewegung, welche, durch kurze Rückschläge nur scheinbar unterbrochen, bis auf den heutigen Tag, und zwar mit steigender Gewalt, das neunzehnte Jahrhundert beherrscht. Zuerst wurde die große, ernste Literatur germanisch, dann die Politik. Nur auf dem Gebiete des geselligen Lebens und der ihm dienenden Sitte und Kunst schwankt noch der Kampf. Da behauptet die alte, celtisch-romanische Cultur des reichen, schönen Landes noch einen guten Theil ihres Vorranges. Wer weiß wie lange? Zwischen jenen beiden Wendepunkten aber, das ganze achtzehnte Jahrhundert bewegend und vielfach beherrschend, hat sich von Frankreich aus eine Geistesthätigkeit vollzogen, deren weitgestaltige Erscheinung jede Auffassung des heutigen Beobachters rechtfertigt, nur nicht die Gleichgültigkeit. Sie umfaßt alle geheimsten Wurzeln unsers Fühlens und Denkens, sie hat alle zerstörenden und auch die besten schöpferischen Kräfte unserer Culturperiode wenn nicht geschaffen, so doch zuerst in großem Maaßstabe wirksam gemacht, und wenn sie, un-

wissentlich, die Grundvesten der französischen Uebermacht vielleicht für immer erschütterte, so hat sie dafür die Stelle Frankreichs unter den Culturträgern des Welttheils ruhmvoll gewahrt. Ihre äußern Impulse empfing sie in erster Linie von der schroffen Einseitigkeit und Unfertigkeit jener Staats- und Gesellschaftsformen, in deren Cultus sich das siebzehnte Jahrhundert berauscht hatte. Das Königthum, indem es sich an die Stelle des Staates setzte, gab sein Wesen für den Glanz der Erscheinung hin, opferte die Monarchie dem Monarchen. Die Kirche wurde in dem Maße anspruchsvoller und aufdringlicher, als sie im Bunde der Staatsgewalt ihre Würde verlor. Der Adel steigerte seine socialen Ansprüche ins Ungemessene, während er im Hofdienst die letzten Reste politischer Macht daran gab. So wurde dasselbe Land, in welchem die moderne absolute Monarchie ihre wildesten und glänzendsten Orgien gefeiert hatte, naturgemäß der Schauplatz ihres Gerichts. Der französische Geist wandte sich mit dem ganzen Ingrimm der Enttäuschung und Ernüchterung gegen die Altäre, vor denen er im Rausche des Erfolges ungemessene Opfer gebracht hatte. Aber indem er diesen Kampf aufnahm, erfüllte er seine erprobten Formen vielfach mit einem neuen, einem andern Culturvolke entlehnten Inhalte, und diesem Umstande verdankt die französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts zu gutem Theile ihre ganz eigenartige Bedeutung. Sie wird, während sie mehr als je in Europa den Ton anzugeben scheint, recht eigentlich die Bahnbrecherin des germanischen Geistes, der nach langem Zurückweichen vor der jesuitischen Contra-Reformation endlich wieder das Bewußtsein seiner Kraft gewinnt und dann auf der ganzen Linie zu siegreichem Angriffe vorgeht. Den Wendepunkt bezeichnet die Vertreibung der Stuarts, die Sicherstellung der englischen Verfassung, der englischen Nationalkirche und, bezeichnend genug, auf dieser Seite des

Kanals die Vertreibung der Hugenotten und die Entfesselung des absolutistischen Uebermuths im dritten Raubkriege. Seitdem bringt jedes folgende Jahrzehnt immer entscheidendere Siege des germanischen, zunächst des englischen Gedankens. Das ganze achtzehnte Jahrhundert, so französisch in Sprache und äußerer Sitte, wird in seinen Tiefen von ihm bewegt. Die englische Verfassung wird das politische Ideal der Zeit, die englische Philosophie, mit Locke, Hobbes, Newton, Shaftesbury, Hume, Berkeley beherrscht ihr Denken; bald giebt auch die englische Dichtung allem Empfindungsausdruck Richtung und Farbe. Richardson öffnet die Quelle der Empfindsamkeit, Swift, Sterne, Fielding, Smollet die des Humors; Thomson, Macpherson lüften die Hülle, welche den Sklaven der Gesellschaft das Naturschöne verbarg. Eine Welt neuer Gefühle und Vorstellungen strömt aus der geheimnißvollen, so lange abgeschlossenen Freistätte der germanisch-protestantischen Welt über das Festland hin. Selbst in den leidenschaftlichen Kundgebungen der sechsziger und siebziger Jahre sind die englischen Anregungen unverkennbar. Thomas Payne ist noch schärfer als Rousseau, Adam Smith thut es den Physiokraten weit zuvor, die amerikanische Unabhängigkeitserklärung wirkt noch ganz anders als der Contrat Social. Aber Frankreich wurde der Kanal, durch den die brausenden Fluthen dieses neuen Lebens vorzugsweise ihren Weg nahmen. Dort vornämlich (denn die deutschen Einflüsse, so gewaltig sie wurden, gehören spätern Jahrzehnten an) erhielten die neuen Ideen ihre europäische, ihre kosmopolitische Form: eine Form, wie nur dieses Land, diese Gesellschaft sie gestalten konnte, im Guten und Schlimmen. Mit französischem Feuer wird der befreiende Gedanke erfaßt, mit französischer Eleganz und Sicherheit gestaltet, mit französischer Energie in seinen Consequenzen entwickelt, und — nur zu oft mit französischer Einseitigkeit und Frivolität an

die Leidenschaft, an das Interesse, an das Bedürfniß des Tages verrathen. Daher denn auch jene grellen Widersprüche im Verlauf der Bewegung, die in den schroffen Gegensätzen der Beurtheilungen ihr Echo gefunden haben. Ihre Wurzeln treibt sie bis in die glänzendste Epoche der Erfolge Ludwigs des Vierzehnten. Die von dem „großen Könige“ verstoßenen Protestanten, besonders der geniale Pierre Bayle, der eigentliche Bahnbrecher der „Aufklärung“, sind ihre ersten Pioniere, und bald genug stehen nicht die Schlechtesten unter den Getreuen des Monarchen, Männer wie Vauban, Racine, Fénelon, auf ihrer Seite. Dann bringt der tolle Carneval der Regentschaft jenen Ausbruch der lange verdeckten socialen Krankheit, dem Montesquieu in den unübertrefflichen Satiren seiner „persischen Briefe“ (1722) den Spiegel vorhält. Der junge Voltaire trägt seinen Groll über aristokratische Brutalität, seinen Ehrgeiz und — das Manuscript der Henriade nach England hinüber, und kehrt 1728 von dort zurück, ausgerüstet mit den Waffen, welche Locke, Shaftesbury, Newton ihm geliefert und die er fortan entschlossen ist, mit französischer Bravour, französischer Eleganz und — französischer Frivolität zu gebrauchen. In das vierte und fünfte Jahrzehnt des Jahrhunderts fallen seine Briefe über die Engländer, seine Elemente der Philosophie Newton's, seine historischen Hauptwerke, seine wirksamsten Tragödien, unter denen Mahomet ein Programm ist, das glänzende, perfide, fanatisch-einseitige Manifest des gesunden Menschenverstandes gegen die hierarchische Ueberlieferung. Und als dann das Jahr 1748 noch Montesquieu's „Geist der Gesetze“ gebracht hat, da beginnt mit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf der ganzen Linie der eigentliche Entscheidungskampf. Die Reserven rücken in die Feuerlinie. Ein jüngeres, leidenschaftlicheres, Alles hoffendes, Alles wagendes Geschlecht tritt

in die Schranken. Diderot und seine Freunde, die Encyclopädisten, neben ihnen der gewaltige, aber undisciplinirbare Rousseau nehmen die Spitze. Sie zählen in ihren Reihen sehr ungleichartige Geister, versammeln unter der Fahne ihrer „Philosophie" alle reinen und verderbten, alle stärksten und schwächsten Elemente der Zeit. Was sie aber alle kennzeichnet, das ist jener Rausch des optimistischen Selbstvertrauens, mit welchem sie die Bewegung zu ihren letzten Consequenzen treiben. Auf allen Gebieten: vom bescheidenen rationalistischen Erklärungsversuch, vom sentimentalen Deismus bis zum offenen, leidenschaftlich betonten Atheismus; vom Appell an den aufgeklärten Despotismus der Machthaber bis zum Dogma der Volkssouveränetät in seiner schroffsten Form; vom vorsichtigen Kokettiren mit germanischen, d. h. englischen Kunstformen bis zur offenen Kriegserklärung gegen die classischen Ueberlieferungen, bis zum leidenschaftlichsten, einseitigsten Eintreten für das Natürliche, für die unveräußerlichen Rechte der Wirklichkeit, der Persönlichkeit, der Stimmung des Herzens. Und in ihrer Mitte, als die Verkörperung dieser merkwürdigen Jahrzehnte in allem ihrem Glanz, in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit und auch in ihrer Einseitigkeit und Schwäche ragt der Mann hervor, den Goethe mit Ueberzeugung und Nachdruck den liebenswürdigsten und deutschesten der Franzosen nannte, den Lessing, in seinem Kampfe für die Befreiung und Erneuerung des Dramas, zum Waffengefährten wählte: der seltsame Mann, dessen Gedanke, dessen persönliches Einwirken die ganze Zeit beherrscht, während er, nach vierzig Jahren herkulischer Arbeit, kaum ein einziges, wirklich lebendiges Werk hinterläßt: Denys Diderot, der Schöpfer der Encyclopädie, der große Journalist der Aufklärungszeit (obwol er nie für eine Zeitung geschrieben hat); der „französische Lessing", wenn es nicht ein Widersinn wäre, von

einem „französischen Lessing“, von einer französischen Ausgabe des Deutschesten der Deutschen zu sprechen.

Denys Diderot ist, ganz im Gegensatz gegen den aristokratischen Montesquieu und gegen Voltaire, der Typus der bevorzugten Bourgeoisie, ist gerade wie Rousseau, der andere Chorführer der Zeit, und wie Beaumarchais, ihr schlagfertigstes, vielseitigstes Talent, ein ächter Self-made man mit allen Vorzügen und allen Nachtheilen dieser Lebensführung. Er wurde am 5. October 1713 geboren (also 24 Jahre nach Montesquieu, 19 Jahre nach Voltaire, 1 Jahr nach Rousseau, aber 16 Jahre vor Lessing und elf Jahre vor Klopstock und Kant) in Langres, auf dem Plateau der Champagne, in schlichter, ehrenwerther Bürgerfamilie. Dieselbe vereinigte in sich die schroffsten Gegensätze der Zeit. Der Vater, ein Messerschmied, ganz praktische Tüchtigkeit, gesunder, einfacher Menschenverstand, von jenem soliden und doch feinen und für gute Form nachgiebigen Stoffe, der sich in den zahlreichen gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Krisen des französischen Mittelstandes so oft glänzend bewährt hat; der eine Sohn Geistlicher, Canonicus in Langres, seinem Berufe und Stande eifrig ergeben, die eine Tochter Nonne, die andere, eine Martha-Natur, eine treffliche Wirthin, der Familie, dem Vater so anhänglich, daß sie alle Eheanträge zurückweist, um ihn und das Haus nicht verlassen zu müssen. Mit seinem Bildungstriebe, seinem jugendlichen Idealismus sah sich Denys, der jüngste Sohn, wie die Mehrzahl seiner berühmten Zeit- und Landesgenossen auf — die Jesuiten verwiesen, in deren Schulen bekanntlich der ganze Generalstab der „philosophischen“ Revolution seine Künste gelernt hat. Eine charakteristische Anekdote aus dieser Schulzeit kennzeichnet früh die ganze leidenschaftliche Energie seiner Natur. Um irgend einer Versündigung willen wird er von einer Preisbewerbung, einer

öffentlichen Prüfung ausgeschlossen. Aber nicht umsonst will er sich seinen Mitschülern überlegen wissen. Er erzwingt, gegen die Wache haltenden Schweizer, den Eingang zur Kirche, tritt in die Reihe, trägt mehrere Preise davon und fällt dann, nach der Feierlichkeit, unter den Glückwünschen der gerührten Verwandten, plötzlich in Ohnmacht: er hatte eine Wunde, die er beim Eindringen in die Kirche von der Hellebarde eines Schweizers empfing, geschickt unter seinem Mäntelchen verborgen, bis der Blutverlust ihn erschöpfte. Es muß nun freilich gleich hinzugefügt werden, daß diese Energie doch aus der soliden bürgerlichen Art der Familie schlug. Ein starker Zusatz des ächten esprit gaulois, jener elastischen, sanguinischen, unverwüstlichen, aber etwas undisciplinirten Lebenslust, der die ächten Sonntagskinder der französischen Muse kennzeichnet, hielt ihr die Wage und ließ sie nur stoßweise, gleichsam in vulkanischen Ausbrüchen zur Geltung kommen. So verlief Diderots äußeres Schicksal lange unter jähen Wechseln von innerster Glückseligkeit und mancherlei äußerer Noth, und seine Geistesarbeit und die seines glänzendsten Nachahmers, Schülers, Geistesverwandten Beaumarchais ist mehr ein prasselndes, glänzendes Feuerwerk als eine stetige, gleichmäßige Ausströmung von Licht. Das Collège d'Harcourt in Paris, wohin der Vater ihn sandte, macht er noch durch. Aber schon bei dem Notar, der ihn dann in die Lehre nimmt, will es ihn nicht leiden, so wenig wie seiner Zeit in ähnlicher Lage Voltaire. „Was wollt Ihr denn eigentlich werden?“ fragte ihn eines Tages Herr Clément de Ris. „O, Nichts,“ ist die heitere Antwort, „ich liebe die Wissenschaft, ich bin glücklich, ich bin zufrieden.“ Und so giebt er leichten Herzens alle bürgerlichen Hoffnungen und Aussichten daran und schlürft in vollen Zügen die goldene Freiheit des thätigen Müßigganges, des classischen Flanirens, wie eben nur Paris, die von Leben

und Anregungen überschäumende Weltstadt, sie gewährt. Aus der Hand in den Mund zu leben, zu sehen, zu meditiren, nur nach Lust, Liebe, Laune und Gelegenheit zu arbeiten, Niemandes Herr und Niemandes Knecht: das war sein Leben. So ist er der Typus des freien Literaten geworden (hierin unserm Lessing durchaus vergleichbar), wie ihn das achtzehnte Jahrhundert erzeugt hat. Kein Lohn, kein Behagen kann ihn fesseln. Einem freigebigen reichen Manne, dessen Kinder er mit gutem Erfolge unterrichtete, kündigt er plötzlich den Dienst mit den Worten: „Ich mache Ihre Kinder zu Menschen und werde selbst darüber zum Kinde." Lieber schreibt er allenfalls Missions-Predigten zu fünfzig Thalern das Stück. Daß es dabei nicht immer ganz regelmäßig hergehen konnte, bedarf nicht der Bemerkung. Ist dieser Freiheitskünstler doch einmal in einem Anfalle von gar zu dringendem Appetite bei einem bekehrungseifrigen Karmelitermönche (dem guten frère Ange) in die Lehre gegangen, um als Preis der in Aussicht gestellten Bekehrung ein paar hundert Francs zu ergattern. (Diderot's Vater zahlte übrigens die Summe sofort an das Kloster zurück.) Und auf solch eine Lebensstellung wagt es dies leichtsinnigste der Sonntagskinder dann gar, das Gebäude einer eminent bürgerlichen Ehe zu gründen! Achtundzwanzig Jahre ist er alt, als er (1741) die zwei Jahre ältere Annette Champion, eine hübsche, wackere, kirchlich fromme, blutarme, allen literarischen, künstlerischen, philosophischen Dingen unendlich fremde Arbeiterin, lieb gewinnt. Lange genug hatte er geworben, sich von der Mutter vorwerfen lassen, daß er nichts habe als eine goldene Zunge, ihre Tochter zu beschwatzen. Es bedurfte einer schweren Krankheit, in der die Pflege der Geliebten sein Leben rettete, um die Ehe zu Stande zu bringen. Um Mitternacht, am 6. November 1743, wird er in der Kirche St. Pierre aux Boeufs getraut. Daß

die ohnehin erzürnten Angehörigen von der ihnen so sans façon präsentirten Schwiegertochter und Schwägerin nichts wissen wollten, ist nur zu natürlich; doch genügte ein Besuch der jungen Frau mit ihrem ersten Kinde, um die wackern Leute zu versöhnen. Wenn aber Diderot nach alledem dreißig Jahre später auf sein gutes und glückliches Familienleben hinweisen kann, wenn er im besten Glauben sich nicht selten seiner ehelichen Tugenden rühmt, und zwar in zärtlichen Briefen an seine Freundin Sophie Voland, so sind das Dinge, die eben mit dem Maßstabe ihrer Zeit gemessen sein wollen. Diderot ist in diesem Punkte nicht besser und nicht schlechter als die gesammten geistigen Tonangeber jener Jahrzehnte. Wer ihn verurtheilen will, weil er als „tugendhafter" Ehemann erst für die kokette Madame de Puisieux den schlechten Roman Les Bijoux indiscrets schrieb, dann mit dem liebenswürdigen und trefflichen Frl. Sophie Voland beinahe dreißig Jahre hindurch (von 1757—1784, von seinem 44. bis zum 71. Lebensjahre) ein zärtlich-enthusiastisches Herzensbündniß pflegte, und zwar ganz offen, vor dem werden die auserlesenen Kreise unserer siebziger, achtziger, neunziger Jahre ebensowenig bestehen können. Gleichwol lebt unser Herz und Geist sein bestes Leben in den Ueberlieferungen jener Tage und jener Gesellschaft. Ob unsere Enkel von den Erzeugnissen unserer „moralischen und ehrbaren" Zeit Aehnliches rühmen werden, mag dahin gestellt bleiben. Es war eben eine heiße Atmosphäre nöthig, um solche Blüthen zu treiben. Jener Briefwechsel, welchen Diderot mit Sophie Voland unterhielt, ist eine wahre Schatzkammer für die innerste Geschichte der Rococo-Zeit. Es ist ja sehr wahr und sehr einleuchtend, daß diese seligen Schäferstunden des Optimismus, dieser gegen die Welt und gegen sich selbst gleich nachsichtige Rausch des guten, liebebedürftigen Herzens in ernsten geschichtlichen

Entscheidungen nicht bestehen konnten. Die Revolution hat ihm naturnothwendig wol auf langehin ein Ende gemacht. Dennoch hat sie aus ihm einen guten Theil ihrer Siegeskraft gesogen; und wenn irgend ein Charakter jener Jahrzehnte, so ist Diderot geeignet, mit jenen Schwächen zu versöhnen. Wunderbares, für unser hartes Geschlecht fast Unverständliches wird berichtet über die enthusiastische, hingebende Güte seines Wesens, über seine Bescheidenheit, seine Liebenswürdigkeit, seine unerschöpfliche, selbstlose Hülfsbereitschaft. Er war ein königlicher Verschwender von Kraft, Zeit, Gedanken. Jedes Freundes Arbeit konnte auf seine Theilnahme, seine Kraft zählen, wie die eigene. Für sie Alle ist er eingetreten: bei Raynal, Holbach finden sich ganze Kapitel aus seiner Feder. Rousseau verdankt ihm die entscheidende Anregung für seine Schriftstellerlaufbahn. Ein hämischer Pamphletist hatte einst die Unverschämtheit, Diderot um eine Widmung für eine gegen ihn selbst gerichtete Schmähschrift zu ersuchen. Er brauchte gar zu nothwendig Geld und hoffte auf die Freigebigkeit des Herzogs von Orleans, der Diderot haßte. Diderot schreibt ruhig die Dedication und begnügt sich mit einem gutmüthig-schüchternen Bedenken über die Zulässigkeit solchen Erwerbs. Man sagt, daß er in seiner Brieftasche ein Verzeichniß seiner Feinde trug, in dem er zuweilen nachsah, um sich zu orientiren. Von den Großen und ihrer Gunst war er unabhängig, wie Wenige seiner Zeit. Dreimal mußte Katharina von Rußland, seine edelmüthige Gönnerin, ihn einladen (1762, 1767, 1773), bis er sich entschloß, sie in Petersburg zu besuchen. Und sie hatte sich doch ein Recht auf persönlichen Dank durch die wahrhaft kaiserliche Freigebigkeit erworben, mit der sie ihm seine Bibliothek nicht nur für 25 000 Francs abkaufte, dieselbe dann nicht nur in seinem Besitz ließ, sondern ihm auch fünfzig Jahresrenten

à 1000 Francs für deren Verwaltung vorauszahlen ließ. Man empfing ihn in Petersburg gütig und glänzend; dennoch litt es ihn nicht in der Hofluft. Er mußte zurück zu seiner Unabhängigkeit, seiner Arbeit, seinen Freunden.

Und freilich, in dem Punkte war er ein Krösus, wie Wenige seines Jahrhunderts, wie wol Niemand in unserem. Er athmete inmitten eines geistigen Verkehrs, wie ihn selbst in Paris nur Glanzpunkte des Geisteslebens in langen Zwischenräumen haben gedeihen lassen. Der Ruhm der französischen Salons, im Sinne des vorigen Jahrhunderts, ist jetzt eine verklungene Sage. Die dreißiger und vierziger Jahre hatten noch die politischen Massenrendezvous in den Empfangzimmern einzelner Parteihäupter, Klatschbörsen ohne Intimität, ohne Anmuth, Wärme und Behaglichkeit. Der eigentliche, specifische „Salon" aber, der die lebendigen Kräfte einer sich erneuernden Zeit gesellig einte, die reinen und unreinen, Minerva mit den Satyrn und Faunen, und um sie alle den Zauberkreis der Grazie zog: er gehört den geistig streitbaren Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts. Die ältere Generation der Stürmer und Dränger hatte sich um die aristokratische, glänzende, intrigante Frau v. Tencin gesammelt: die Montesquieu, Fontenelle, Bolingbroke. Schon damals verlegte sich der geistige Schwerpunkt der Nation aus dem Hofe in die freie, unabhängige, wenn auch noch durchaus aristokratische Gesellschaft der Hauptstadt. Dann, um die bedeutungsschwere Mitte des Jahrhunderts, trat auch auf diesem Gebiete die Zeit in ihre Hochfluth. Ein Jahr vor dem Tode der Tencin, 1748, wurde eine einfache, freilich reiche, Pariser Bürgerfrau die Königin einer auserwählten Gesellschaft, bei welcher die geistreichsten Fürsten der Zeit ihre Correspondenten unterhielten. Frau Geoffrin, die Gemahlin eines Spiegelfabrikanten, öffnete ihren Salon Montags für die Künstler,

Mittwochs für die Philosophen und Dichter. Sie zeichnete sich in hohem Maße durch ihre Herzensgüte, ihre vollendete Menschenkenntniß und feinsten, liebenswürdigsten Tact aus; mit welcher Achtung man ihr auch in der Fremde begegnete, geht aus der glänzenden Aufnahme hervor, die ihr (1766) in Warschau am Hofe Stanislaus Poniatowsky's von Polen zu Theil ward. Und neben ihr glänzte die geistreiche, scharf kritische Marquise du Deffant; die liebenswürdige Julie de l'Espinasse, deren Triumphe weder durch Reichthum, noch durch Macht, noch auch durch besondere Schönheit unterstützt, lediglich auf Rechnung ihrer Herzensgüte und ihrer fein durchgeistigten Anmuth kommen. Daneben die Schwägerinnen d'Houdetot und d'Epinay, Rousseau's Freundinnen, endlich, kurz vor der Revolution, das etwas puritanisch angehauchte Necker'sche Haus. Ueberall war Diderot der Liebling, der Mittelpunkt des enthusiastischen Gedankenaustausches.

Der eigentliche Generalstab der Philosophen aber vereinigte sich bei Helvetius, dem reichen und edelmüthigen Generalpächter, und bei dem trefflichen Holbach. Da gab es wahrhaft sokratische Mahle, da war jeder Fremde von Auszeichnung willkommen, da entfaltete Diderot den ganzen Zauber seiner hinreißenden Beredsamkeit. Es darf übrigens kaum gesagt werden, daß auch die unreinen Elemente der Zeit diesem eigenartigen Geistesverkehr keineswegs fehlten. Neben dem ächten Geistesgenossen, dem Herzensfreunde, drängte sich auch der Parasit, der Schmeichler an die Tafel des Gastfreundes; in den Chor der überzeugten und überzeugenden Denker stimmten genug Modenarren, zumal aus den aristokratischen Kreisen, mit ein, und nicht alle Mäcene waren großherzig und bedeutend wie Helvetius und Holbach. Wie auch in diesen Verhältnissen die gemeine Wirklichkeit das Ideal überwucherte, davon hat uns Diderot selbst in seinem Dialog mit Rameau's Neffen

ein ergreifendes Bild hinterlassen. Das gelehrte und künstlerische Parasitenthum mit seiner cynischen Lüsternheit, seinem Neide, seinen Ränken, und der stupide Uebermuth mancher „Gönner“ werden da mit gleicher Strenge gerichtet. Dennoch bleibt als Gesammtergebniß eine Durchgeistigung des Gesellschaftslebens auf der einen Seite, und eine Humanisirung der geistigen Arbeit auf der andern Seite, wie sie seit den Tagen des Perikles und der großen Mediceer wol nicht erreicht worden war. Unermeßlich war der von Paris, von diesen Kreisen ausgehende Einfluß auf Popularisirung des wissenschaftlichen Gedankens, auf Erhebung des „Zeitgeistes“ zu einer wirklichen socialen Macht ersten Ranges.

Da fragt es sich nun freilich: von welcher Art war dieser Geist? Welches war sein Inhalt, seine Ziele? Welche treibenden Kräfte und Tendenzen waren in diesen glänzenden, sich überall einschmeichelnden Formen gewaltig?

Der im neunzehnten Jahrhundert lebende Beobachter wird vor Allem darauf hinzuweisen sein, daß der herrschende Gedanke seines eigenen Zeitalters, die Politik im engeren Sinne, hier zunächst noch völlig zurück tritt. Nach dieser Richtung hin führte erst Rousseau die Zeit zur Erfüllung. In den Kreisen der Encyclopädisten war man wesentlich und in erster Linie auf ästhetische, geistig-sittliche und sociale Befreiung gerichtet. Auf ästhetische Befreiung! Es wird nicht vergessen werden dürfen, daß der große ästhetische Befreiungsruf der Sturm- und Drangzeit, „Rückkehr zur Natur“, Befreiung aus der Sklaverei der Convenienz, der Manier, des Erlogenen, Gemachten, auf dem Festlande zuerst in diesen Kreisen ertönte. Diderot erhob ihn vor Allem, durch Lehre und Beispiel, für das Drama, die eigentliche Zwingburg des classischen Geschmacks, indem er eine Bewegung zur Entscheidung trieb, die sich allerdings seit Jahrzehnten, seit dem Emporkommen des französischen Mittel-

standes vorbereitete. Es ist ja wahr, seine Dramen (der fils naturel 1757, der père de famille 1758) sind ebensowenig, ja noch weniger vollendete Kunstwerke wie seine zerhackten, mosaikähnlichen Erzählungen, oder vielmehr Erzählungs-Sammlungen (Les bijoux indiscrets und Jacques le fataliste). Die Handlung, recht gewöhnliche bürgerliche Liebesgeschichten, ist nicht sonderlich spannend, die Charaktere sind zu offenbar rhetorisch-tendenziös zugestutzt, der ungemessene Aufwand selbstbewußter, declamirender Großmuth und reich belohnter, „opferfreudiger“ Tugend kommt unserm kalt reflectirenden Geschlecht wol noch seltsamer vor, als die ähnliche Würze in Lessing's Minna v. Barnhelm, um von den Rührstücken der Iffland und Gemmingen und tutti quanti, die Niemand mehr liest oder spielt, hier gar nicht zu reden. Aber der in diesen unvollkommenen Dichtungen wehende Geist ist gleichwol ein bahnbrechender, neuer, und ihre Vorreden sind zündende Manifeste: Manifeste des bürgerlichen, menschlichen Selbstbewußtseins gegen den classisch-höfischen Hochmuth, der für die Schicksale der Erdengötter das Vorrecht der tragischen Würde, des ernsten dramatischen Interesses in Anspruch nahm; Manifeste für natürliche Ausdrucksweise (die freilich erst Beaumarchais erreichte, nachdem Diderot sie nur verlangt hatte), natürliche Empfindung gegen conventionelle Geschraubtheit; Manifeste im Sinne der sittlichen Würde der Bühne gegen die Herrschaft der frivolen Schaulust und Mode. Uebrigens hat diese Richtung bekanntlich auf dem Festlande zuerst in Deutschland, wo ihr der Nationalcharakter entgegen kam, ernste, nachhaltige Erfolge errungen, wie jedem Kenner Lessing's und Schiller's bewußt ist. In Frankreich, wo die Ueberlieferungen der gesellschaftlichen und ästhetischen Form, im geraden Gegensatz gegen die Beweglichkeit der politischen Stimmungen, unendlich starrer und fester sind als bei uns, vermochte selbst

ein Talent wie Beaumarchais doch nur für Momente die chinesische Mauer der Gewohnheit zu unterbrechen. Es mußten sich erst ganz andere Umwälzungen vollziehen, ehe der germanische Geist auch auf diesem Gebiete dort seinen siegreichen Einzug hielt.

Für das achtzehnte Jahrhundert aber richtet sich dort der Nachdruck der ganzen Bewegung gegen die eigentlichen Grundlagen der alten Gesellschaft, gegen ihre religiös-philosophischen Ueberzeugungen und die ihnen entsprechenden Einrichtungen und Gewohnheiten. Auf diesem Gebiete wird die ganze Leidenschaft eingesetzt, werden alle Mittel angewandt, hier ist der rothe Faden zu fassen, der alle geistigen Erscheinungen jener Jahrzehnte verbindet. Was speciell Diderot angeht, so wenden sich schon seine Jugendarbeiten, meist direct unter englischem Einfluß, diesen Untersuchungen zu: die Abhandlung sur le mérite et la vertu (1745), die promenade d'un sceptique (1747), die pensées philosophiques (1748), die lettres sur les aveugles (1749). Dann faßte er seine ganze Kraft zu dem monumentalen Werke seines Lebens zusammen: zu der Encyclopädie, welche der ganzen Zeitbewegung ihren Namen gab. Auch hier war ein englisches Vorbild unmittelbar einwirkend; die Encyclopädie von Chambers, eine Sammlung alphabetisch geordneter Abhandlungen über wissenschaftliche Gegenstände allgemeinen Interesses, sollte nachgeahmt werden. Der Verleger le Breton wußte sich ein Privilegium zu verschaffen und 1750 erschien der Prospect. Ein großes kritisches Inventarium aller menschlichen Erkenntniß, vom Standpunkte der freien, von aller überlieferten Autorität emancipirten Forschung aus, wollte man liefern, ein großes Rüsthaus der Geister zu dem Kampfe des Jahrhunderts gegen Vorurtheil, Aberglauben, gegen die ganze Hinterlassenschaft der mittelalterlichen Cultur. Diderot und sein Freund, der berühmte Mathematiker

d'Alembert, traten als Herausgeber an die Spitze und sahen bald die besten Kräfte ihrer Richtung um sich vereinigt. Bis 1752 erschienen zwei Bände, bis 1757 deren sieben, anfangs mit allgemeinem Beifall, da selbst die allmächtige Pompadour, die beiläufig viel besser ist als ihr Ruf, ihre Gunst nicht versagte. Aber das konnte nicht dauern. Bei aller Vorsicht und Schlangenklugheit waren die Wächter des alten Systems, die Jesuiten voran, nicht auf die Länge zu täuschen. Diderot mochte sich durch die harmlosesten Artikel empfehlen, er mochte die vorsichtigsten Verkleidungen und Umwege wählen, z. B. die Entwickelung der materialistischen Weltanschauung unter die unschuldige Firma „Naître" verweisen, während die verfänglichen Artikel Christianisme, Ame, Liberté von Glauben und Loyalität überfließen. Bald genug merkte man doch, wie man mit ihm daran war. Jesuiten, Jansenisten, neidische Journalisten und Poetaster wühlten um die Wette. Ein Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris rief die öffentlichen Autoritäten an, eine Censurcommission wurde niedergesetzt, d'Alembert, der das Geld und die Ruhe liebte, trat zurück, als die Verleger seine erhöhten Forderungen nicht genehmigten; Palissot, ein mittelmäßiger Satiriker, denuncirte in seinen „Philosophen" (1760) von der Bühne herab Diderot und alle seine Freunde als Schelme und Hallunken. In den ersten sechsziger Jahren, unter dem Eindrucke der an Jean Calas, an dem jungen de la Barre verübten Justizmorde, rieth selbst Voltaire zur Vorsicht, zur Flucht nach Holland, und Katharina von Rußland bot dem verfolgten „philosophischen" Gedanken eine Zuflucht an der Newa. Aber Diderot blieb zäh und fest. Er mochte sein Paris, seine Freunde, sein Publikum, seine Verleger nicht verlassen, glaubte in fremder Atmosphäre nicht athmen zu können, durchschaute auch wol die Schwäche der mehr bellenden als

beißenden Gegner. Denn schon zerbrachen dem officiell herrschenden System seine Werkzeuge in den Händen; schon fand ein großer Theil der Aristokratie, ja der Geistlichkeit selbst seine geheime und offene Freude an dem Salon- und Bücherkriege gegen Kirche und Gouvernement. Es ist bezeichnend für diese Zustände, wie einmal der Kanzler Malesherbes selbst Diderot's Manuscripte in Verwahrung nahm, um sie vor einer Haussuchung zu sichern, die er selbst befohlen hatte; und daß selbst das Staatsgefängniß für einen freisinnigen Schriftsteller kein gar so schrecklicher Ort war, hatte Diderot während seines recht comfortablen Aufenthaltes in Vincennes (1757) schon einmal erfahren. So tauchte die Encyclopädie nur einstweilen gleichsam unter, um die böse Stunde vorüber gehen zu lassen. Nur die Veröffentlichung wurde unterbrochen, nicht die Arbeit. Bis zum Jahre 1766 erschienen noch zehn Bände und später folgten dann noch elf. Der Erfolg war geistig und buchhändlerisch gleich außerordentlich. Während Diderot, für die wahrhaft herkulische Arbeit der Herausgabe (er schrieb dabei noch alle technischen und sehr viele ästhetische und philosophische Artikel) mit jährlich 2500 Francs sich begnügte und mit einer Schlußprämie von 20 000 Francs, betrug der Reingewinn der vier Verleger 2 630 393 Francs. Daß die Arbeit in Bezug auf Form und Inhalt höchst ungleich ausfiel, wurde schon angedeutet und lag in der Natur der Sache. Das Werk war der Gesammtausdruck einer gährenden Zeit, nicht einer fertigen, sondern einer werdenden Weltanschauung, ein großes Reservoir für den brausenden Most des Gedankens, und Diderot selbst, wie Voltaire (ihre Stärke und ihre Schwäche liegt hier dicht zusammen), erlebte während seiner Schriftstellerthätigkeit alle Phasen der Zeit im eigenen Kopf und Herzen. Als gläubiger, optimistischer Gottesverehrer betritt er 1745 gegen Shaftesbury den Schauplatz,

dann wird er Deist, Bekenner des abstracten Gottesbegriffs, gesondert von allem mythologischen oder wenn man will historischen Inhalt (wie Voltaire). Deutlicher treten die Consequenzen der materialistischen Weltauffassung schon in der „lettre sur les aveugles“ und im „Traum d'Alembert's“ hervor. Aber erst einundzwanzig Jahre später (1770) zieht das berüchtigte „Système de la Nature“ die letzte Hülle von dem gährenden Gedankenchaos der Zeit. Es erschien unter dem Pseudonym des verstorbenen Mirabaud, seiner Zeit Secretär der Akademie. Entstanden aber war es in Holbach's Kreise, ja unter Holbach's Redaction: doch als Gesammtausdruck der Ueberzeugungen der ganzen Coterie. Holbach gehört die Disposition und im Ganzen und Großen die Formgebung; neben ihm arbeiteten seine Freunde, der Mathematiker Lagrange und sein Secretär Naigeon. Und Diderot's Werk ist in den enthusiastisch bewegten Stellen der Schrift, besonders in der beredten Schlußrede, welche der Natur in den Mund gelegt wird, nicht zu verkennen.

Hier ist nun für den heutigen Beobachter eine eigenthümliche Bemerkung nicht zu umgehen.

Bekanntlich nimmt das Système de la Nature in allen wesentlichen Punkten nur die Behauptungen vorweg, welche heut zu Tage in einem nicht unansehnlichen Theile unserer Zeitliteratur unter dem neu erfundenen Titel der „monistischen“ Weltanschauung sich geltend machen. Wie überhaupt im Materialismus aller Jahrhunderte wird der Sinnenschein naiv und selbstgewiß mit dem Wesen der Dinge verwechselt. Dieser Sinnenschein aber zeigt uns überall nur Stoff und Bewegung, bewegte Materie. Beide sind ewig, unzerstörbar, die alleinige Quelle aller Erscheinungen. So wird denn auch der Mensch ausdrücklich als ein rein physisches, nach den Gesetzen des Stoffs und der Kraft zu

messendes Wesen behandelt, jede Vorstellung eines sogenannten geistigen Wesens hinter und jenseits der sinnlich wahrnehmbaren Welt als Phantasma verworfen. Triebe und Begierden wirken in der sogenannten sittlichen Welt so unwiderstehlich wie Attraction und Repulsion, Centrifugal- und Centripetalkraft in der Natur. Der stärkste aller Triebe, der Urtrieb, ist die Liebe zum Leben, das Sehnen nach Lust, Glück, Lebensgenuß. Das ist denn auch das einzig mögliche, haltbare, berechtigte Gesetz der sittlichen Welt; nur die durch Verstand und Wissenschaft aufgeklärte Selbstliebe enthält die Garantien des Fortschritts, des Glückes, der Sittlichkeit. In hochfliegender, optimistischer Begeisterung läßt Diderot im Schlußkapitel die Natur das Wort nehmen, die Menschen auffordern, das Glück zu genießen, indem sie der Tugend dienen, das Laster verachten, die Lasterhaften als Unglückliche bemitleiden, statt sie zu hassen und zu verfolgen.

Da fragen wir denn billig: wie erklärt sich die Entrüstung, mit welcher selbst Männer wie Friedrich der Große und Voltaire als Führer der ältern Generation, und Goeth'e (damals in Straßburg) als Bahnbrecher des jungen deutschen Gedankens diese Lehre verwarfen, während heut zu Tage das Evangelium von Kraft und Stoff, vom Kampf ums Dasein als der treibenden Kraft und dem Regulator aller Entwickelung, von der Identität der sinnlichen und geistigen Welt von den Dächern gepredigt wird, ohne irgend tief eindringende Bewegung der Gemüther, weder für noch wider, zu erzeugen?

Ein guter Theil der hier wirkenden Ursache (ich meine der starken Gegenwirkung im achtzehnten Jahrhundert) liegt ohne Zweifel in dem harten Gegensatz jener theoretischen Nützlichkeitsmoral gegen die tiefsten und schönsten Instincte jener durchaus enthusiastisch und optimistisch-erregten Jahr-

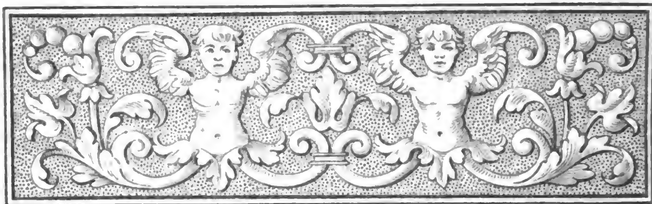
zehnte. Dringt doch dieser Gegensatz oft mit fast komischer Gewalt in das Herz des „philosophischen" Heerlagers vor: wie denn Helvetius, Holbach, Diderot in vielen Zügen ihres Lebens, in ihrer Freude an selbstloser Hingabe, ihrer überschwänglichen, ächten Gutmüthigkeit, in ihrem Enthusiasmus für die Wollust des großmüthigen Opfers ihre eigene Theorie verleugnen. Jene dürren Verstandesconsequenzen vertrugen sich eben nicht mit dieser glühenden Liebessehnsucht, dem eigentlichen Lebensathem der siebziger Jahre.

Und dann: Was die Menschen- und Weltkenner, die Friedrich und Voltaire, die Alten angeht, so ist nicht zu übersehen, daß hier zum erstenmale der Materialismus rücksichtslos und offen seine Consequenzen zog gegen alle historischen Grundlagen der Gesellschaft. Das System der Natur predigt den Atheismus mit Fanatismus, und die absolute Volkssouveränetät, die Revolution im Princip als die Grundquelle alles öffentlichen Rechts. Da mußten die Staatenlenker und Menschenkenner wol stutzig werden.

Was aber neben den bedächtigen Weltmenschen und den poetischen Enthusiasten auch die Männer des Gedankens, der Wissenschaft zurückschreckte (und darin stehen die heutigen Materialisten freilich ganz anders da), das war die unvollkommene wissenschaftliche Rüstung, in der diese kühnen Theorien der herkömmlichen Weltanschauung den Krieg erklärten. Jenes System war, nicht nur im letzten Grunde, wie beiläufig alle philosophischen Systeme, sondern auch in seinen Außentheilen doch nur ein Gedicht, ein kühner, instinctiver Wurf der Spekulation. Kaum daß Newton's Gravitationstheorie wenigstens die mechanische Einheit der materiellen Welt wirklich bewiesen hatte. In deren Innerem sah die Wissenschaft noch überall getrennte Kräfte, unvermittelte Wunder. Für Holbach und seine Freunde ist noch das

Feuer das Lebensprinzip. Elektricität, Magnetismus, Licht, Wärme waren für das achtzehnte Jahrhundert unwägbare, specifisch verschiedene Grundstoffe; noch hatte die Spektralanalyse die stoffliche Verwandtschaft der Weltkörper nicht dargethan, noch war Bau und Entstehung der Erdrinde ein Geheimniß, noch hatte die mechanische Wärmetheorie nicht auf das Gesetz von Erhaltung der Kraft geführt, noch hatten kaum die ersten Lichtblitze der Morphologie das Einheitsgesetz der organischen Schöpfung ahnen lassen. Da erschien denn selbst Muthigen als Ruchlosigkeit und Leichtsinn, was jetzt die wissenschaftliche Atmosphäre der Zeit erfüllt: ich meine die Ahnung der Alleinheit des Seins, das Aufgehen des Menschenbewußtseins in der großen Harmonie der Natur. Und endlich ist auch aus praktischen Gründen unser Urtheil jetzt milder, gerechter geworden über jene kühnen Pioniere des modernen Gedankens. Unter schweren Erfahrungen haben wir lernen müssen, daß sittliches Gedeihen mit Nichten in erster Linie von irgend einer Richtung der theoretischen Spekulation bedingt ist: vielmehr von der Entwickelung des sympathischen Triebes gegenüber dem selbstsüchtigen, und von den mächtigen Einflüssen der Lebensbedingungen, Gewohnheiten, Institutionen. Selbst Zeloten erklären den Atheisten nicht mehr für schlechthin ruchlos; sie begnügen sich, ganz zeitgemäß, ihn als geistlos und abgeschmackt zu verspotten. Und was speciell unser Urtheil über die theoretischen Verirrungen Diderots und seiner Freunde angeht, so steht jenen glänzend gegenüber der bei alledem mit den besten ihrer Zeit ihnen gemeinsame Zug des Enthusiasmus, der Gemüthswärme, des muthigen, heldenhaften Vertrauens auf die Macht des Gedankens. Und es soll den Franzosen nicht vergessen werden, daß diese beiden Lebensquellen, der Geist der freien Untersuchung und der sympathischen, warmherzigen Menschlichkeit, wenn nicht von ihnen

entsprungen, so doch durch sie in tausend Canälen über das alte, erstarrte Europa verbreitet sind. Unter den Werkführern dieser wahrhaft welthistorischen Arbeit ist Diderot einer der originellsten und liebenswürdigsten; kein Heiliger wahrlich, sondern ein ächtes Kind seiner Zeit, aber auch ein Kind der großen Familie, welche die Guten, Wohlwollenden, Arbeitsfreudigen, die Pioniere des Fortschritts in allen Ländern vereint. Es war eine freundliche Gunst des Geschicks, daß er, wie die meisten seiner Freunde, die furchtbare erste welthistorische Probe auf ihre Theorien, und deren scheinbares Fiasco, nicht mehr erlebte. Im Sommer 1784 ereilte ihn der Tod, sechs Jahre nach Voltaire und Rousseau, wenige Monate nach seiner Sophie, recht in der Sonnenhöhe jener Weltstimmung, die unsern Schiller zu seinem Hymnus an die Freude begeisterte, der alles Gute und Schöne nahe und erreichbar schien. Schneller als seine Mitarbeiter ist er von den großen Leserkreisen vergessen worden, weil kein geschlossenes, formvollendetes Werk ihm die wahre schriftstellerische Unsterblichkeit sichert. Selbst „Rameau's Neffe" ist doch nur ein Fragment mit glänzenden Stellen. Aber seine im Ganzen selbstlos aufgehende, mächtig anregende, vielseitige, fruchtbare Thätigkeit hat es verdient, daß kein Geringerer als Goethe bei uns sein Andenken erneuert und daß in diesen letzten Tagen ein Forscher wie Rosenkranz ihm die ganze, liebevolle Sorgfalt seines Fleißes und Scharfsinns zugewandt hat.



VIII.

Beaumarchais.

Ma vie est un combat! Mein Leben ist ein Kampf! So faßt die französische Ausgabe der Werke von 1809 den Gesammteindruck der Erscheinung Beaumarchais' in der Titeldevise zusammen. Und in der That, einen Kämpfer führt sie uns vor, einen Mann des Lebens, der Leidenschaft, weit mehr als des Gedankens. Beaumarchais gehört nicht zu dem geistigen Generalstabe der Aufklärungszeit. Der hatte sein Hauptwerk gethan, als der Dichter des Figaro, der Verfasser der Denkschriften gegen Goezmann noch kaum andere Sorgen kannte, als die seines Cherubino. In seinem Geburtsjahre eröffneten Voltaire's Briefe über die Engländer die Erhebung der Geister gegen das theologisch-politische System des siebzehnten Jahrhunderts: als er, sechszehnjährig, durch seine Verse und sein Lauten- und Harfenspiel seine Schwestern und Nachbarinnen entzückt und in der Uhrmacherwerkstätte seines Vaters Geduld auf die Probe stellt, formulirt Montesquieu's „Geist der Gesetze" das Programm der politischen Reform. Die Encyclo-

pädie, Voltaire's, Diderot's, selbst Rousseau's sämmtliche Hauptwerke waren in allen Händen, ehe Beaumarchais als Schriftsteller auch nur genannt worden war. Sein öffentliches Wirken gehört in seinem besten und wichtigsten Theile den beiden Jahrzehnten vor der Revolution an. Wunderbare, schicksalsschwere Tage, von unwiderstehlichem, dämonischem Reiz für die Betrachtung! Wie die wollüstige, aufregende Atmosphäre eines üppigen Hochfrühlingstages wogt und webt es über dem alten Europa. Ueberall knospende Hoffnungen, träumende Thatkraft, ahnungsvolles Sehnen und Begehren. Am Horizont zieht langsam das Gewitter zusammen. Aber wer fragt danach in dieser lichtumflutheten Morgenstunde! Wol nähert sich der unvermeidliche Zusammenstoß der alten Ordnungen und Interessen und der neuen Ideen. Aber nicht planmäßig, nicht bewußt wird er sobald sich vollziehen. Noch ist die Stunde der Feldherrn und der anstürmenden Massen nicht gekommen. Aber kecke, glänzende Plänkler tummeln sich vor den Reihen, suchen und treffen den einzelnen Gegner, ehe die Gesammtschlacht entbrennt, wie die homerischen Helden, wie Taillefer auf dem Felde von Hastings. Zwischen den Männern des idealen Gedankens und den Vertretern der Routine erheben sich jene wundersamen, reichen, gemischten Naturen, welche vorzugsweise bestimmt scheinen, alle Höhen und Tiefen des Lebens zu messen, seine ganze Härte und seine ganze Süße zu kosten. Und als ihre typischen Vertreter möchten wir für diese der Revolution entgegen treibenden Jahrzehnte Mirabeau und Beaumarchais bezeichnen. Ihre socialen Verhältnisse, ihre Blutmischung, ihr persönlicher Charakter sind so verschieden wie möglich. Der heißblütige, hochfahrende, unbändig selbstsüchtige Aristokrat bedarf seines ganzen, überwältigenden Talents um unser Gefühl einigermaßen zu versöhnen: dem leichtblütigen, gutherzigen, ja enthusiastisch

edelmüthigen, liebenswürdigen wenn auch etwas zigeuner=haften Plebejer kommt es eher zu sympathisch entgegen. Beaumarchais vereinigt in sich fast alle Lichtseiten und einige interessante Schwächen seines reich begabten Volkes. Selbst nichts weniger als ein bewußter Revolutionär, ist er einer der mächtigsten Bahnbrecher der großen Bewegung geworden, in seiner kühnen Einzelaction in Wort und That. Sein Leben, dessen bunte Wechsel die Phantasie des Romanschreibers weit hinter sich lassen, ist ein Mikrokosmus der Zeit. Sohn eines armen Handwerkers, ohne Vermögen, ohne Verbindungen, hat er in dem aristokratischen Staate mit Ministern, Herzögen, Prinzen, Prinzessinnen wie mit seines Gleichen verkehrt, ist er der Vertraute zweier Könige gewesen, hat er über Millionen verfügt, während gleichzeitig der Bann der bürgerlichen Ehrlosigkeit auf ihm ruhte und sein Vermögen mit Beschlag belegt war. Der einfache Uhrmacher wird Großhändler, Lieferant, Rheder, er schließt eine Allianz mit dem Congreß des empörten Amerika, nimmt ruhmvoll am Seekriege gegen England Theil, treibt seine Geschäfte in vier Welttheilen, hält durch seine Prozesse ganz Europa in Athem, stürzt das Parlament Maupeou, erschüttert das Gerichtswesen des ancien régime in seinen Grundvesten, bietet, was vielleicht mehr als das Alles sagen will, in der schlimmsten Schreckenszeit, im Frühling 1793, einem Marat und Robespierre siegreich die Spitze, und findet dabei nicht nur die Zeit, für die Herzensangelegenheiten seiner Schwestern und seine eigenen, oft ziemlich complicirten, zu sorgen, die Prinzessinnen von Frankreich auf der Harfe zu unterrichten, den Hof und die Aristokratie zu amüsiren, sondern auch die Literatur seines Volkes um einige Bände Prosa ersten Ranges und um zwei Lustspiele zu bereichern, die vor und nach ihm Niemand übertroffen und nur Molière erreicht hat. Wer in dem engen Rahmen eines Essay's

über ein solches Leben berichten will, hat eine Art Kunststück nicht des Mittheilens, sondern des Verschweigens zu leisten. Man wird versuchen müssen, eine Höhe in richtiger Entfernung zu gewinnen, um von diesen überreichen Bäumelabyrinthen den Eindruck des Waldes zu erhalten.

So sei nur denn mit kurzen Worten der eigenthümlichen Verhältnisse gedacht, aus denen diese reiche Natur sich emporhob. Sie sind typisch für jene mächtige, im französischen Mittelstande treibende geistige Kraft, die ein halbes Jahrhundert später in dem leidenschaftlichen Kampfe um die Rechtsgleichheit zum Durchbruche kam. Am 24. Januar 1732 (also 13 Jahre nach Montesquieu, 38 Jahre nach Voltaire, 20 Jahre nach Rousseau) wurde Pierre Augustin Caron in der rue St. Denis geboren, in jenem Mittelpunkte des bürgerlichen Paris, dem Frankreich seinen Regnard, Scribe, Béranger, lauter ächte Kinder derselben Geistesfamilie, verdankt. Der Vater war ein armer Uhrmacher, convertirter Hugenott; aber seine Haltung in der Gesellschaft und im Verkehr mit den Kindern ist ganz die eines Mannes, der seine Kraft fühlt und vorwärts will, fest gegründet in guter alter Sitte und allen warmen, humanen Zeitströmungen geöffnet. Dem einzigen Sohne, dem etwas verzogenen Lieblinge von fünf begabten Schwestern, ist seine ganze Sorge gewidmet, und der Wildfang scheint es ihm nicht ganz leicht gemacht zu haben. Für Beobachtung der kirchlichen Pflichten muß er ihn schon früh durch ein wenig erfolgreiches System von Geldstrafen gewinnen: zwölf Sous für Zuspätkommen nach der Epistel, vierundzwanzig Sous nach dem Evangelium, vier Francs (das ganze Monats-Taschengeld) nach der Verwandlung. Desto eifriger ist Pierre Augustin, wenn es gilt, mit den Schwestern Verse und Melodien zu machen, Harfe, Flöte, Violine zu spielen, Komödien zu arrangiren. Die ganze

Familie, so bescheiden und einfach die Wohnung, ist poetisch angehaucht, voll Lebenslust und Selbstgefühl, am meisten, nächst Augustin, die vierte Schwester, seine lebenslustige, treue, tapfere Freundin Julie. Wenn man liest, wie sie sechszig Jahre später, während der Schreckenszeit, allein mit einer alten Magd, unter Noth und Lebensgefahr das Haus bewacht, und wie sie dann, auf dem Todtenbette, mit humoristisch-wehmüthigen improvisirten Couplets von der Familie Abschied nimmt, und wie man diesen Abschied der Sterbenden in Couplets erwidert: so hat man die ganze von Lebenskraft überschäumende Zeit in nuce beisammen. Pierre Augustin ist mit vierzehn Jahren das köstliche, lebensfrische Urbild seines Cherubino. Eben aus der Schule gegangen, schreibt er einen poetischen Brief an seine Schwestern in Madrid. Er sei des Lebens müde, möchte ans Ende der Welt vor den bösen Menschen fliehen. Aber freilich lieber zu zweien, als so allein. Und nun bekommt jede der Schwestern ihr Theil von ächten Pagencomplimenten: von der einen wünscht er seinem Ideale die Taille, von der andern die Arme, von der dritten das liebenswürdige Geplauder und wer weiß was sonst noch. In dem Briefwechsel des Vaters mit dem Sohne finden wir dasselbe Gemisch von Gefühlsseligkeit und übersprudelnder Laune: die rechte Maientag-Stimmung des Lebens. Dabei kommt das Geschäft nicht zu kurz. Als Pierre Augustin nicht gut thun will, immer zu spät nach Hause kommt und Vorliebe für soupers en ville entwickelt, wird ein kleines Drama in Scene gesetzt; der Vater verweist ihn aus dem Hause, und ein Freund, nach Verabredung natürlich, nimmt ihn auf. Dann kommt es zu einem förmlichen Vertrag. Der junge Caron wird im Sommer um sechs, im Winter um sieben Uhr aufstehen, bis zum Abend arbeiten, der erste in seinem Fach werden, nicht außer dem Hause soupiren. Violine

und Flöte werden auf den Feierabend beschränkt. Außer dem Lebensunterhalt werden monatlich 18 Francs und der vierte Theil des eignen Verdienstes gewährt; Privatarbeit wird verboten. Und das wird denn auch pünktlich gehalten; das Verhältniß zwischen Vater und Sohn wird früh das einer enthusiastischen Freundschaft und der schelmische Cherubino — erfindet mit zwanzig Jahren ein neues Echappement an der Uhr (das ihm, ominös, einen Prozeß gegen einen Ehrendieb und eine gewisse Berühmtheit einbringt), und mit dreiundzwanzig Jahren ist er schon Horloger du roi, geht aus und ein in der Residenz, nachdem er der Pompadour ein Wunderwerk seiner Kunst, eine trefflich gehende Uhr in einem Ringe überreicht hat.

Und nun wächst der Mann mit seinen größern Zwecken. „Ihr seid so ziemlich wohl gebaut, an Kühnheit wird's euch auch nicht fehlen," so schmeichelt unserm Figaro sein Spiegel. „Die Frauen waren überrascht", so lesen wir, von seinem hohen Wuchs, seiner schlanken Taille, seinen regelmäßigen Zügen, seiner gesunden Farbe, seinem zuversichtlichen Blick; endlich, von einer gewissen unwillkürlichen Gluth, die bei ihrem Anblick sich in ihm entzündet. (Selbst gegen Frau Goezmann wird er galant). Im Jahre 1753 bringt ihm eine hübsche Dreißigerin, die Gemahlin eines steinalten Hofbeamten, persönlich eine Uhr zur Reparatur. Bald ist der hübsche Uhrmacher Hausfreund, der alte Herr tritt ihm seine Charge ab, stirbt bald darauf, und am 22. November 1756 ist Caron, vierundzwanzig Jahre alt, glücklicher Ehemann einer wohlhabenden Wittwe, Inhaber eines Hofamts, und 1757 fügt er seinem Namen das „de Beaumarchais zu. En France marquis est qui veut — hieß es in jenen lustigen Abendstunden des niedergehenden ancien régime. Leider starb die Gemahlin schon am 24. September desselben Jahres am Typhus, ohne Testament, und Beaumarchais

fand sich ohne Hülfsmittel, was freilich die Neider nicht hinderte, ihn schon damals heimlich als Giftmischer zu verleumden. Aber seinen Muth ficht das nicht an. Hat er doch sein Glück nicht einem Schiffe vertraut. Wo die eine Kunst versagt, muß eine andere helfen. Schon war der geniale Uhrmacher, der galante Hofbeamte auch als Harfenist berühmt, hatte die Harfe, das Modeinstrument des Jahrzehnts, durch eine eigne Mechanik verbessert. Da verlangen ihn die vier Töchter Ludwigs XV. zum Lehrer. Er organisirt ihnen ihre Concerte, besorgt Musik, Instrumente, Künstler, spielt selbst, bewährt sich als liebenswürdiges Factotum und — nimmt klüglich kein Honorar. Vielmehr sind die Prinzessinnen bald genug für Auslagen mehr in seiner Schuld, als ihm manchmal bequem ist. Den Neidern, an denen es dem Liebling des Dauphin, der Prinzessinnen, ja des Königs nicht fehlt, setzt er Figaro's volles Aplomb bis zur Grenze der Möglichkeit entgegen.

„Mit Männern sich geschlagen,
„Und Weibern sich vertragen,
„Mit mehr Kredit als Geld —
„So kommt man durch die Welt.“

In hoc signo vinces! Da hat ein Höfling die Unverschämtheit, ihm in vollem Cirkel seine Uhr zur Reparatur zu überreichen. „Ich bin sehr ungeschickt geworden“, ist die Antwort, und da jener nicht weicht, nimmt Beaumarchais die Uhr und läßt sie fallen, daß sie in Stücke geht. Ein andermal erzählen die Verleumder, daß er seinen Vater, den Uhrmacher, verleugne. Er merkt es an der Kälte der Prinzessinnen, verliert kein Wort, bringt aber den Vater nach Hofe, stellt ihn den Prinzessinnen vor und läßt sich ein glänzendes Zeugniß kindlicher Liebe ertheilen. Einen Höfling, der ihn insultirt und dann fordert, stößt er nieder, benimmt sich dann aber so liebenswürdig, daß der Todtwunde ihn nicht

angiebt, sondern um Verzeihung bittet. Unverdrossen aber, indem er sein Schifflein durch alle diese Klippen lenkt, arbeitet er an seiner Bildung, studirt seine Lieblinge Montaigne und Rabelais und wartet, wie der Seemann auf günstigen Wind, auf die Stunde des Glücks. Bezeichnend ist es, wie er dabei, gerade wie Voltaire, durchaus nicht in erster Linie an literarische, sondern an finanzielle Erfolge denkt. Denn die industrielle bereichernde Literatur war noch nicht da. Der arme Literat mußte auf Almosen, Dedicationen ausgehen, wenn er nicht wie Diderot vom Thau des Helikon leben konnte. Und zu keinem von beidem fühlten sich Voltaire und Beaumarchais, diese typischen Bahnbrecher des Bürgerstandes, geneigt. Der günstige Tag blieb nicht aus. Derselbe Mann, welchem Voltaire die Grundlage seines Vermögens verdankte, stellte auch Beaumarchais auf eigene Füße. Paris Duverney, der Gastwirthsohn aus der Dauphiné, der berühmte Unternehmer und Millionär, damals schon hochbetagt, nahm aus Herzens- resp. Eitelkeitsinteressen lebhaft Theil an dem Gedeihen der von ihm und Frau Pompadour gegründeten école militaire und war unglücklich, der Trägheit Ludwig XV. keinen Besuch der Anstalt (nebst den selbstverständlichen decorirenden Consequenzen) abgewinnen zu können. Da hilft Beaumarchais. Erst müssen seine Prinzessinnen daran; dann folgt der König. Duverney ist selig. Er nimmt seinen Figaro in die Lehre, weiht ihn in die Geheimnisse des Geldmachens ein, verschafft ihm am 9. December 1761 den Adel (Beaumarchais hat sich nachher mehr als einmal gegen insolente Edelleute auf seine Quittung berufen), indem er ihm das Amt eines Secretärs des Königs kauft. Der Plan in das angesehene und lucrative Amt eines grand-maître des eaux et forêts vorzudringen scheitert freilich an dem Standeshochmuth der Corporation. Immerhin mochte Beau-

marchais dem Einen nachweisen, daß sein Vater Perrücken machte, einem Andern, daß der seinige Wolle appretirte, einem Dritten, daß er der Sohn eines Juwelenhändlers, einem Vierten, daß er von Israel stammte — den Hauptanstoß, sein glänzendes Talent, seine Erfolge, seinen gänzlichen Mangel an Philiströsität konnte er doch nicht aus dem Wege räumen. So begnügt er sich denn mit der gleichfalls nobeln Stelle eines Lieutenant général des chasses aux bailliage et capitainerie de la Varenne du Louvre, d. h. er erkaufte das Recht, mit ein paar sehr vornehmen Schöffen zu Gericht zu sitzen, wenn im Umkreis von zwölf bis fünfzehn lieues um Paris irgend ein unglücklicher Haus- oder Gartenbesitzer die unendlich strengen und lästigen Jagdgesetze verletzt hatte. Der Verfasser des Figaro als Schützer von Privilegien der gehässigsten Art, wie Bridoison bei Almaviva: das gehört auch zum Bilde des verwesenden Feudalstaates. Uebrigens entfaltete sich sein Leben und sein Charakter in der Sonne des Glücks gar stattlich. Er führt als Geschäftsmann mehrere industrielle Unternehmungen, unterhält seinen Vater und seine sämmtlichen unverheiratheten Schwestern, auch ein paar Nichten, in nobelster Weise, giebt sich alle Mühe, den Namen des „französischen Grandison" zu verdienen, mit dem sein Vater in seinem Stolz und seiner Freude ihn schmückt.

In diese sonnigen Jahre fällt denn auch das spanische Abenteuer (1764, in des Dichters zweiunddreißigstem Lebensjahre), aus dessen Darstellung (sie bildet den ergreifendsten Abschnitt seiner berühmten Memoiren) Goethe zehn Jahre später den Stoff des Clavigo schöpfte. Es sei hier nur hinzugefügt, daß Beaumarchais dabei als wahrhaft großer Herr und Ritter ohne Furcht und Tadel auftritt, im besten Grandison-Styl, weit stattlicher als Goethe's Carlos. Wahrhaft ergreifend ist die entscheidende Wendung: Clavigo's

frecher Verrath, die drohende über Beaumarchais hereinbrechende Gefahr, die Geistesgegenwart, mit der er seine Sache bei den Ministern und dem Könige durchsetzt, bis der Lump entlarvt und bestraft, mit Schande seiner Aemter entsetzt ist. Daß Beaumarchais, unmittelbar nach empfangener Genugthuung, für den besiegten, unglücklichen Gegner in nobelster Weise eintritt, gehört zu den durchgehenden Zügen seines Charakters. Er wiederholt sich durch das ganze Leben dieses friedfertigsten der Processirer, dieses versöhnlichsten der Kampfhähne.

Uebrigens sollte es ihm bald genug auch nicht an Gelegenheit fehlen auch noch andere Eigenschaften im Feuer der Prüfung zu bewähren. Ich meine nicht seine Abenteuer in der hohen und höchsten Gesellschaft Spaniens (woselbst er ein Jahr lang die Originale oder vielmehr die Masken zu den Almaviva's, Bartolo's, Basilio's studirte und nebenbei großartige Handelsgeschäfte plante), auch nicht seine vergebliche, ich will nicht sagen unglückliche Liebesgeschichte mit einem Fräulein Pauline Beaumarchais aus S. Domingo. Beaumarchais war wie Voltaire eigentlich immer verliebt, aber niemals gefährlich. Diesmal kam er, da ihn ein Chevalier ausstach, mit 24000 Francs Auslagen davon, die er liquidirte, aber niemals erhielt. Er entschädigte sich vier Jahre später (1768) durch eine reiche, liebenswürdige Wittwe, mit der er einen trefflichen Hausstand führte und Eigenschaften des musterhaften Hausvaters und Ehemanns entwickelte. Aber mitten in diesem Glück, er nahte den Jahren der Reife, faßt auch ihn der Ernst des Lebens. 1771, nach dreijähriger Ehe, starb die Gattin, gleich darauf der einzige Sohn, und dann folgten Schlag auf Schlag jene furchtbaren Prüfungen, in denen er das Maß seiner Kraft finden sollte. Er mußte die tiefsten, schneidigsten Gegensätze der Zeit im eigenen Mark fühlen, um alle Hülfsmittel seines Talents zu

entwickeln und seine unvergängliche Bedeutung für die Geschichte seines Volks, seines Jahrhunderts zu erobern.

Ich spreche von jener Reihe bösartiger Angriffe auf sein Vermögen, sein Leben, seine Ehre, durch deren siegreiche Abwehr er das System einer entarteten Rechtspflege in seinen Grundvesten erschütterte, und glorreich vollendete, was Voltaire ein paar Jahre früher mit der Vertheidigung des Jean Calas begonnen.

Den Anfang machte ein Herr General la Blache, der Universalerbe des alten Paris Duverney, ein berüchtigtes mauvais sujet und seit Jahren Beaumarchais' Feind: denn dieser hatte, das wußte er wohl, einen andern, nähern und bessern Verwandten Duverney's begünstigt. Beaumarchais wies eine nicht lange vor Duverney's Tode, am 1. April 1770 (jener starb am 7. Juli 1770), abgeschlossene Abrechnung vor, in welcher sein Protector und Compagnon ihm 15000 Francs gutschrieb, außerdem ihm 75000 Francs ohne Zinsen auf acht Jahre bewilligte. Dies Document griff la Blache an, mit allen Mitteln der Chicane: es sei von Beaumarchais besten Falls auf einem unterschriebenen Blanket gefälscht. Die erste Instanz entschied für Beaumarchais, im Februar 1772. Aber der Gegner, reich und vornehm, appellirte an die Grand' Chambre des Parlaments Maupeou: d. h. an den vom Minister Maupeou auf dem Wege eines administrativen Staatsstreichs ein Jahr vorher (1771) eingesetzten höchsten Gerichtshof. Die Sache ging ihren Gang und nahte der Entscheidung, als ein Zwischenfall von charakteristischer Art ihr eine gefährliche Wendung gab. Ein Herzog v. Chaulnes, Standes- und Geistesgenosse la Blache's, aber in folio, hatte das Unglück gehabt, bei einer Schauspielerin von Beaumarchais ausgestochen zu werden: oder vielmehr umgekehrt, das Unglück war diesmal ganz auf Beau-

marchais' Seite. Der Herzog, wegen seiner antediluvianischen Manieren berüchtigt, geräth in Berserkerwuth, will Beaumarchais umbringen. Dessen Secretär Gudin ergreift er auf der Straße, schleppt ihn in einen Fiaker, führt ihn unter Prügelei und Volksauflauf mit sich um ihn als Wegweiser zu pressen. Da Gudin entflieht, erscheint der Herzog allein auf dem Gericht, wo Beaumarchais gravitätisch des Königs Jagdrechte wahrnimmt. Es folgen Scenen, in denen Melodram und Posse wechseln. Der Herzog wartet das Ende der Sitzung ab, begleitet Beaumarchais, der ihn höflich zu Tische einladet, unter Drohungen und Flüchen nach Hause, rast dort umher bis ihn die Dienerschaft entwaffnet und ein Polizeicommissär Frieden schafft. Dann, ruhig geworden, sucht der würdige Aristokrat durch feige Lügen und unsinnige Anklagen seine Rache zu nehmen. Ihn habe man gemißhandelt, beleidigt. Eine lettre de cachet bringt den übel berüchtigten Skandalmacher einstweilen nach Vincennes in Sicherheit. Aber auch Beaumarchais wird verhaftet und darf in Ruhe seine Betrachtungen über die Rechtssicherheit französischer Bürger und über das französische Gerichtswesen anstellen, während sein Prozeß dem Ende naht und la Blache Himmel und Erde in Bewegung setzt, um die öffentliche Meinung und die Richter zu gewinnen. Endlich, fünf Tage vor dem Spruche, erhält Beaumarchais die Erlaubniß, in polizeilicher Begleitung seinerseits die Richter zu besuchen, wie das die Sitte der guten alten Zeit nun einmal erheischte. Aber vergeblich sind seine Gänge, zweiundzwanzigmal klopft er umsonst bei dem Berichterstatter, dem Rath Goezmann (einem Elsässer) an. Da, am vorletzten Tage giebt ein Vertrauter des Goezmann'schen Hauses, der Buchhändler le Jay ihm einen freundschaftlichen Wink. Frau Goezmann allein beherrsche alle Zugänge der Festung. Für 200 Louisdor und 15 Louisdor für den Secretär sei

die Audienz zu erlangen. Beaumarchais, nicht eben glänzend bei Casse, giebt 115 Louisdor und eine kostbare Taschenuhr mit Brillanten. Er erhält pro forma eine kurze nichtssagende Audienz, wird am letzten Tage wieder abgewiesen und merkt nun wohl — daß man ihn überboten hat. So fällt denn auch der Spruch gegen ihn aus. Er wird zu 55000 Francs und in die Kosten verurtheilt, während doch Niemand wagt, ihm Fälschung oder Betrug vorzuwerfen. La Blache geht sofort mit Pfändung vor. Die ganze Rotte der Neider und Verleumder ist entfesselt und fällt über den gehaßten Glücksliebling her. Aber das Schlimmste soll erst noch kommen. Frau Goezmann hat nach Abmachung wol die 100 Louisdor und die Uhr, nicht aber die 15 für den Secretär bestimmten Louisdor, zurückgegeben, und Beaumarchais erfährt, daß der Secretär, ein braver, unbestechlicher Mann, von diesem Gelde nichts gesehen hat. Darüber giebt es denn Gemunkel und Gerede, und Goezmann, um dem Angriffe zuvor zu kommen, klagt gegen Beaumarchais auf Bestechungsversuche, während seine Frau die 15 Louisdor glattweg ableugnet. Aber nicht um diese Bagatelle handelt es sich jetzt, sondern um die ganze Existenz: denn der wegen Bestechung Verurtheilte hatte unter Umständen Alles zu erwarten, omnia citra mortem. Pranger, Brandmarkung, lebenslängliches Gefängniß hing ganz von der Meinung des Gerichtshofes ab.

So war denn das ganze mühsam aufgeführte Glücksgebäude zusammen gebrochen: die Familie hat Noth und Elend vor Augen, Beaumarchais selbst sieht sich wehrlos in der Hand grausamer, übermüthiger Feinde. Wehrlos? Aber ist denn da nicht noch ein Volk, eine öffentliche Meinung? Fängt nicht das natürliche Recht an, wo das künstliche uns im Stiche läßt? Und hat dieser klare Kopf, dieses muthige Herz schon einmal gezittert? Er rafft sich auf und

schreibt mit fliegender Feder jene wundersamen Memoiren. In der That, solche Plaidoyers hatte man in dem alten Palais noch nicht vernommen. Fein und schneidig, mit unverwüstlicher Laune und hinreißendem Pathos, mit leiser Ironie und blutiger Invective wird die Cabale und ihre Helfershelfer, der ganze Wust barbarischer Gesetze, heimlicher, käuflicher Rechtspflege, das, auch damals schon, hie und da bodenlos corrumpirte Journalistenthum vor die Klinge genommen. Herr Goezmann muß heraus aus allen seinen Verstecken, seine Vergangenheit, nicht die reinlichste, wird schonungslos enthüllt; seine Gemahlin, die Anstifterin alles Unheils, wird mit malitiöser Galanterie zur Verzweiflung getrieben. Das Publikum bietet sich zur Mitarbeit an. Von allen Seiten strömen Notizen und Enthüllungen zu. Am schadenfrohesten lacht jene Aristokratie, die es mit dem alten, durch Maupeou beseitigten Parlamente hält. Die Debandade, der tiefe Zwiespalt in den regierenden Classen, läßt die Hüllen fallen. In den Boudoirs der du Barry, der Geliebten des Königs, werden die drastischen Verhandlungen zwischen Frau Goezmann und Beaumarchais, kleine vollendete Dramen von aristophanischem Gewürz, scenisch aufgeführt. Die Parlamentsräthe biegen und krümmen sich unter dem entfesselten Sturm der öffentlichen Meinung, die sich wie ein junger Riese als Großmacht erhebt. Endlich nach sieben Monaten, am 26. Februar 1774, wird das Urtheil gesprochen. Beaumarchais hatte sein Testament gemacht. Er war entschlossen, den Pranger nicht zu ertragen. So weit kam es nun nicht; aber der blâme, die bürgerliche Entehrung, wird dennoch über beide Theile, über Frau Goezmann und Beaumarchais verhängt, Herr Goezmann des Amtes enthoben. Das Volk spie die Richter an, die nicht so klug waren, heimlich zu entwischen. Und am Tage darauf ladet der Prinz von Conti den Verurtheilten zu einem

glänzenden Feste, wo die ganze Blüthe des Adels, der Kunst, der haute Finance, die ganze gute Gesellschaft dem „Entehrten“ huldigt. „Il ne suffit pas d'être blâmé,“ sagte ihm der Minister Sartines „il faut aussi savoir être modeste.“ Das war der Triumph, der Rausch. Aber auch das Glück blieb nicht aus, und es wurde, wie der ächte Ritter es haben will, von schöner Hand gespendet. Eine liebenswürdige und wohlhabende Dame, von Geburt eine Schweizerin, ließ Beaumarchais nach seinem Proceß um seine Harfe ersuchen. Er brachte sie selbst und wurde ihr Gatte. Diese dritte, glückliche Ehe, hat ihn ein Vierteljahrhundert lang, bis zu seinem Tode, für Vieles entschädigt.

Und nun beginnt erst der Intriguen- und Heldenroman dieses merkwürdigen Lebens, in dem der ganze Carneval jener Abendstunde des alten Europa sich spiegelt. Der seiner Bürgerrechte beraubte Uhrmachersohn kann sein Hofamt nicht behalten. Aber er wird der geheime Agent, der Vertraute seines Souveräns und wächst in aller Stille zu einer Art von politischer Macht heran. Seltsame Agenturen freilich, die man ihm überträgt, Aufträge wie sie eben nur da möglich sind, wo die Staatsleitung keine Rechnung legt, keine Oeffentlichkeit duldet, die ihr nicht paßt, und dafür in kindischer Furcht vor dem Klatsch, der Intrigue, der gemeinen Bosheit zu zittern hat. Das Pamphlet, die anonyme Schmähschrift, das ordinäre politische Abenteurerthum gedeihen, wo es keine Oeffentlichkeit, kein Staatsrecht, keine Verfassung giebt. Da geht z. B. unser in allen Sätteln gerechter Figaro im März 1774 nach London um einem Revolverjournalisten ein Bändchen „Mémoires secrets d'une femme publique,“ Geschichtchen über Frau du Barry, abzunehmen. Der Spaß kostet 60000 Francs. Dann handelt es sich (im Juni 1774) nach Ludwig XVI. Thronbesteigung, um eine lumpige, gegen Marie Antoinette gerichtete Brochure (die plan-

mäßige Verleumdung, der sie endlich erlag, begann schon damals ihr Werk). Beaumarchais läuft dem Juden Angelucci, der erst das Geld nimmt und dann mit einem Exemplar der Schrift durchgeht, um mehr zu erpressen, bis nach Nürnberg nach. Er erwischt ihn in einem Walde, fällt unter Räuber, wehrt sich muthig seiner Haut, geht auf der Donau nach Wien, um Maria Theresia's Hülfe zu gewinnen. Die aber, an solchen Eifer nicht gewöhnt, hält den naiven Diplomaten für verrückt, läßt ihn einen Monat lang bewachen und schickt ihn dann nach Paris. Diesmal betrug die Rechnung 72000 Francs. Auch mit dem Cheva'ier d'Eon, der, obwohl Dragonercapitän, Gesandter u. s. w. während der letzten fünfunddreißig Jahre seines Lebens in Damenkleidern als Fräulein d'Eon Figur machte (der Grund ist bis heute unbekannt), wird Beaumarchais fertig. Er entwindet die geheime Correspondenz Ludwig's XV. seinen gierigen Händen. Und so erreicht er denn endlich auch das Ziel, das er auf diesen Kreuz- und Querwegen nicht einen Augenblick aus den Augen ließ. Dem glücklichen, geheimen Agenten, dem schlauen, diensteifrigen Figaro gewähren die Großen, was sie dem Ehrenmann versagten. Schon waren (1774) die alten Parlamente wieder hergestellt, d. h. statt der Scylla drohte dem unbewehrten Unterthan wieder die alte Charybdis. Aber für Beaumarchais war sie gezähmt. Das Parlament von Aix stellte am 6. September 1776 seine Ehre wieder her; auch la Blache wird (1778) verurtheilt, das Vermögen freigegeben. Und Beaumarchais? — Als ächter grand seigneur vertheilt der Uhrmacherssohn die 70000 Francs, die er empfängt, fast ganz zu Wohlthätigkeitszwecken und nimmt dafür in einem Discours seine Revanche, der ein furchtbares, zerschmetterndes Manifest ist: ein Manifest gegen die geheime Procedur, das Schreibwesen, die Audienzen, die Vortheile ohne Motive — ein Signal und

Programm der Revolution. In Aix, in der Provence, feiert man seinen Sieg wie ein Volksfest. Er wird der Mann des öffentlichen Vertrauens für Große und Kleine.

Aber schon richtet sich sein Unternehmungsgeist auf höhere Dinge, als französische Processe. Seit drei Jahren sind die Augen der Welt auf die englischen Colonien jenseits des Oceans gerichtet, in deren Aufstand das neue Evangelium der Rechtsgleichheit, der Nationalsouveränetät seine praktische Probe bestehen soll. Da wird ja Beaumarchais nicht fehlen. Aber man denke nur nicht, daß er als Doctrinär für die Menschenrechte eintritt. Sein bürgerliches Selbstgefühl hatte ihn nicht in die Einsamkeit geführt, sondern an den Hof, in den Wettstreit mit dem übermüthigen Adel; seine Rechtsliebe hatte sich nicht in Theorien, sondern an bitteren, schweren Kränkungen entzündet; seine Ehre hatte er wiedergewinnen müssen, als Diener königlicher und schlimmerer Eitelkeit und abergläubischer Furcht. So werden wir uns nicht wundern dürfen, auch hier wieder nicht dem Propheten eines Princips zu begegnen, sondern einem warmblütigen Menschenkinde, in dessen Phantasie alle Gewalten der Zeit, alte und neue, sich ein Stelldichein geben. Wo der Vertreter der Menschenrechte nicht gehört werden würde, da muß der patriotische Franzose heran, und gelegentlich nimmt der eifrige, loyale Fürstendiener für alle beide das Wort. So mischen sich seit 1775 herzliches Bedauern der unglücklichen „englischen Freiheit" und patriotische Entrüstung über die Demüthigungen des siebenjährigen Krieges in seine Bemühungen für Amerika. Und im Sommer 1776 erlebt er einen Triumph ohne Gleichen: Vergennes giebt eine Million Francs her, Spanien schickt eine zweite. Damit soll Beaumarchais für Amerika Schiffe ausrüsten, mit Waffen, Kanonen, Uniformen beladen (aus den königlichen Zeughäusern), als Rückfracht wird auf Tabak, Indigo, Reis

gerechnet, und später soll Rechnung gelegt werden. Und es blieb nicht bei Plänen und Worten. Dieser Figaro, dieser Hans in allen Gassen und Komödienschreiber, macht den glänzenden Feldzug 1777, die Entscheidung für Amerika durch seine Sendung zu gutem Theile erst möglich. Seinen schönen, vollen Antheil, einen größeren als irgend ein Einzelner sonst in Europa hat er an dem ersten Acte der großen Revolution, an der Befreiung der Vereinigten Staaten gehabt.

Soll ich mich nun hier verführen lassen, den schnöden Undank zu schildern, mit dem Amerika ihn lohnte, und dessen Motive zu entwirren? Soll ich von den Angriffen erzählen, mit welchen die „Tartuffes der Moralität", diese Sturmvögel des endlich aufsteigenden Gewitters, kurz vor der Revolution an dem Dichter des Figaro sich versuchten? Von seiner Ausgabe Voltaires? Von seinen siegreichen Bemühungen um Wahrung der Autorrechte? Von den Prozessen mit Kornmann? Oder von den Mißhandlungen, die Beaumarchais mit der ganzen ältern Generation theilen mußte, als nun die Dämme brachen, und die trüben, aufgewühlten Fluthen sich über das Land stürzten? Von seiner Lebensgefahr in den Septembertagen, von den schnöden Mißhandlungen durch den Wohlfahrtsausschuß, seiner Aechtung und endlichen Rückkehr? Ja, wenn ich ein Buch schriebe. Hier erwartet man mich längst auf einer andern, bisher vermiedenen Stelle. Der Leser wünscht etwas über den Dichter zu erfahren, den er kennt und liebt, den Dichter des Barbier und des Figaro; vielleicht auch über den Dichter, von dem er gehört oder gelesen hat: dem der Eugénie, der beiden Freunde, der Mère coupable und des Tarare.

Wird man mich nun verstehen, wenn ich sage, daß ich dies Wort längst, wenn nicht gesprochen, so doch vorbereitet habe? In der That, ich wüßte keinen besseren Commentar zum Barbier und zu Figaro's Hochzeit als einen Blick auf

das merkwürdige Leben, die merkwürdige Zeit und Gesellschaft denen in günstiger Stunde solche Blüthen zu ihrem unvergänglichen Gedächtniß und zu unser Aller Freude und Erquickung entsprossen. Denn diese Stücke sind wirklich nicht gemacht, sie sind erlebt; sie sind das treue Spiegelbild dieser Zeit, dieser Gesellschaft in der Seele eines ihnen durchaus angehörigen Dichters. Kein Literator von Fach, kein Theoretiker hätte so schreiben und schaffen können, sondern nur ein ächter, lebendiger Mensch, der alle tausend Teufel (die bösen ausgenommen) dieser Zeit und dieser Gesellschaft, aber auch alle ihre Engel im Leibe hatte. Der Barbier wurde in den lustigen Sommertagen des Glücks empfangen und im heißen Feuer der Drangsal vollendet. Es war das lustige Schnippchen, welches das unverwüstliche Sonntagskind, Figaro, den feindlichen Gewalten des Lebens schlägt. Im Sommer 1772, nach der ersten Entscheidung des Prozesses la Blache, wird das lustige Ding fertig; am Abend jenes Tages, der die unsagbaren Scenen mit de Chaulnes brachte, liest Beaumarchais das Lustspiel in fröhlicher Gesellschaft; am 12. Februar 1774, da man das Urtheil in der Sache Goezmann erwartete, sollte es aufgeführt werden, wurde aber verboten. Endlich, den 23. Februar 1775 (Beaumarchais war schon geheimer Agent) geht Figaro zum erstenmale über die Bretter. Aber der Dichter war nicht freien Gemüthes gewesen, als er die letzte Hand an das Werk legte. Die nur zu gerechte Entrüstung über das Unerhörte, was er erlebt hatte, warf ihren Schatten über die Zusätze, und das Publikum fand die Ungleichheit des Tones unschön und zischte: das Stück fiel à plat. Das war am 23. Februar. Und Beaumarchais? Nun, drei, sage drei Tage später, am 26. Februar, geht Figaro wieder in Scene, diesmal in vier Acten und mit vollem, enthusiastischem Erfolge. Es ist

der Figaro, den wir kennen, eine Spätrose am Baume der uralten, seit Jahrhunderten beliebten Intriguenkomödie, mit den alten Personen: dem Cavalier, der Primadonna, dem eifersüchtigen Vormund, dem dumm-boshaften Intriganten, aber bereichert um eine unvergängliche Gestalt. Aus dem gierigen, frechen, feigen Sklaven der antiken Komödie, aus seinem Abkömmling, dem witzigen, possenhaften, aber auch durch und durch subalternen Diener der Komödien Molière's ist Figaro geworden: der Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, der homme de rien, der roturier, welcher an Mutterwitz nicht nur, an Liebenswürdigkeit und Gewandtheit, sondern auch an Ehrgefühl und Muth ebenbürtig in die Reihe tritt: kein Spielverderber, kein Heiliger, bon enfant, aber doch schon nicht ohne bedenkliche Anwandlungen kritischer Laune. Es liegt ein Programm, und kein sehr zahmes, in seiner Schilderung des Beamtenlebens, in seiner Schätzung der Wohlthaten, die uns die Großen erweisen, in der schneidig-freien Frage an den die Guitarre fürchtenden Grafen: Est-ce qu'un homme comme vous ignore quelque chose? — Das war der erste, noch dillettantenhafte Wurf, überstrahlt von den Erinnerungen an schöne Tage dort drüben — ach, in Spanien! von Erinnerungen an die schönen Tage der Jugend und des Glücks. Dann aber, zehn Jahre später, ist der Dichter zum reifen Manne geworden. Er hat das Leben in seinen Höhen und Tiefen gesehen, er ist in Palästen und Hütten zu Hause, er hat sich herumgeschlagen mit allem faulen, bösen Ungeziefer der Zeit, und er ist seiner Herr geworden. Die Teufel und Kobolde haben ihn gezaust, aber er hat es ihnen tüchtig zurückgegeben, und mitten im Lärm und in der Aufregung des Streits und der Erfolge ist in seine Seele durch den Rest der Wolken der Glanz von Sternen gefallen, die einer höhern, reinern Sphäre leuchten. Und nun macht er sich ans Werk und schafft Figoro's Hoch-

zeit, wol eines der merkwürdigsten Lustspiele aller Zeiten: dies heitere, graziöse, ausgelassene Spiel der Laune, in dem alle tiefsten, ernstesten Fragen des Jahrhunderts anklingen in unvergänglichen Scenen und Worten: unter tollem Jubel des heißen Bluts die Ehrfurcht vor der allein Glück und Segen bringenden Treue, die Erinnerung an das mißkannte Recht des Weibes (es ist das erste Auftauchen der Frauenfrage); unter übermüthiger Verspottung pedantischer Perrücken aller Art, die sogar unbedenklich dem Grafen in den Mund gelegten, hohen Anforderungen an die Reform der Gerichte, und, das Ganze beherrschend, spottend, höhnend und Alles unter lautem Auflachen verbergend das Feldgeschrei des Jahrhunderts: gleiches Recht für Alle, nicht nur vor Gericht, sondern auch im Staate, im Leben, freie Bahn, voller Lohn für jedes Talent! Das deutsche Publikum kennt das Stück zumeist nur aus Mozart's himmlischer Oper, dem Meisterstücke des Meisters der Meister. Da klingt aber doch nur was klingen kann; die olympische Heiterkeit, die kindliche Seelengüte, die unter schelmischer Laune sich birgt, das Stammeln der erwachenden Natur, das Aufjauchzen oder Knirschen der Leidenschaft, die in dieser Festatmosphäre gleichwohl ihren Stachel verliert. Das ist wunderschön, aber es ist nicht der ganze Figaro. Man muß ihn französisch lesen, oft, genau lesen, um seines feinsten Gewürzes froh zu werden. Ludwig XVI. wußte wol, was er that, als er die Aufführung verbot: und wie Beaumarchais sie dennoch durchsetzte, wie er Schritt um Schritt die Censoren, den Adel, den Hof gewann, bis die Prinzen sich an der verbotenen Frucht ergötzten, bis der König allein stand und und nachgab: das ist der Mühe werth im Einzelnen gelesen zu werden. Am 27. April 1784 kam denn der große Tag, fünf Jahre vor Einberufung der Nationalversammlung. Es war das Vorspiel der Revolution. Die vornehmsten

Damen dinirten in den Logen, um Plätze zu bekommen, das Volk ging über die Wachen hinweg: drei Menschen wurden erdrückt. Im Parterre drängten sich Kohlenträger neben Cordons bleus. So ging es, bei vollem Hause und hochfluthendem Enthusiasmus, achtundsechszig Abende hintereinander. Der Gedanke der Zeit hatte endlich das Allen verständliche Wort gefunden. Eine Vorstellung des Figaro hat die Massen mehr gepackt als ganze Bände von Voltaire, Diderot, Rousseau. Aber freilich wäre sie ohne diese nicht möglich gewesen.

Es wäre ja nun noch Manches zu sagen über die tugendhaften Rührdramen, in Diderot's Art, Beaumarchais' Jugenddramen (Eugénie, 1767, les deux amis 1770) und ihr Pendant aus den letzten Jahren des Dichters „la mère coupable" 1792. Das Evangelium der überschwenglichen, ein bischen selbstgefälligen Herzensgüte wird da, ziemlich einförmig, variirt. — Eugénie vergiebt um ihres Kindes willen dem Manne, der sie durch eine vorgespiegelte Heirath schändlich betrogen; der Steuereinnehmer Mélac legt das Geld aus der königlichen Casse heimlich in die seines Freundes, um ihn vor Bankerott zu bewahren und riskirt lieber Ehrlosigkeit als daß er den Sachverhalt aufklärt; die beiden Eheleute Almaviva und Rosine endlich reichen sich nach zwanzigjährigem Kummer und Seufzen gerührt und versöhnt die Hand und vereinigen Léon, den Sohn der Gräfin und Cherubinos (also doch!) mit Florestine, des Grafen ebenso legitimer, wohlgerathener Tochter. Man merkt wol hie und da in der Führung der Intrigue, in dem Feuer des Dialogs die Klaue des Löwen, man spürt den Zug zur Natur, zur Wahrheit und Humanität, der, dem Dichter so sympathisch, durch die Literatur des Jahrhunderts geht; aber die Anmuth muß doch oft zahlen, was die Tugend und die Weisheit gewinnt. Auch die

revolutionäre und zukunftsmusikalische Oper Tarare (man sieht, es giebt nichts Neues unter der Sonne, nicht einmal Wagner's Musiktheorie: sie ist grade so urdeutsch wie z. B. die gothische Baukunst) hatte nur Zeit- und Tendenzerfolge. In Figaro's Hochzeit findet Beaumarchais' Talent sein Maß, treibt es seine reine, unvergängliche Blüthe. Was darüber hinaus liegt, zeigt uns das unverzagte, aber dem Naturgesetz nachgebende Neigen gegen die ehernen Gesetze der Zeit. Es hat etwas Bewegliches und Rührendes, dies Sonntagskind der ächten, guten, unverwüstlichen gallischen Art nach dreijähriger, schnödester Verbannung (1793—1796) auf den ersten Ruf in sein schwer heimgesuchtes Vaterland zurückkehren zu sehen. Der vierundsechszigjährige Mann findet sein Haus verwüstet, sein Vermögen in chaotischer Verwirrung. Harthörigkeit erschwert ihm den unentbehrlichen Lebensgenuß des Gesprächs. Aber die Seinen sind gerettet, das Land fängt an aufzuathmen, und mit ungebrochenem Feuereifer, wie ein Jüngling, geht er daran, aus den Trümmern zu retten und das Glück der Familie, die ihn anbetet, von Neuem zu gründen. Da trifft ihn, in der Nacht vom 18. auf den 19. Mai 1799, nach fröhlich in der Familie verlebtem Abend, der Tod im Schlafe. Ein Schlagfluß hatte schnell und leicht seinem Leben ein Ende gemacht. Der tugendhafteste der Vauriens, der solideste der Abenteurer, der gutmüthigste und unverzagteste der Kampfhähne, der loyalste und harmloseste der Revolutionäre, das **Enfant perdu** des sentimentalen, galanten, philosophischen Zeitalters sollte die neue, ehrbare, ernsthafte, in Waffen starrende und mit Gold klimpernde und bei alledem doch mächtig fortgeschrittene Zeit, die er so wirksam vorbereiten helfen, nicht mehr sehen. Sein Andenken aber gehört nicht seinen Landsleuten allein. Es gehört Allen, deren Herz sich nicht verschließt vor

jener Heiterkeit, welche der übermüthigen Lebenslust und der ächten Herzensgüte entströmt, Allen, welche noch die Symbole jenes Tempels der Humanität verstehen, zu welchem das achtzehnte Jahrhundert unter Sang und Klang, aber auch unter ehrlicher, tapferer Arbeit den Grund gelegt hat. Es geht eine Kraft aus von dem Bilde jedes rein und voll herausgearbeiteten Menschenlebens; und wenn die ernste Pflichterfüllung Ehrfurcht gebietet, so soll mir darum Keiner die heitere schelten: ist doch die ächte Komödie freilich wol die seltenste, aber auch die erquicklichste Blüthe der Kunst.





IX.

Ueber das „gallische" Element (Genre Gaulois) in der französischen Literatur und Einige seiner Hauptvertreter.

Wer heute zu einem deutschen Publikum über französische Zustände spricht, bedarf, wenn auch hoffentlich nicht gerade einer Entschuldigung, so doch wol einer vorläufigen Verständigung mit seinen Lesern: denn hoch gehen noch, hüben und drüben, die Wogen, welche der Sturm des Krieges erregte. Wenn das tief verletzte Gefühl der Besiegten in leidenschaftlichen Ausbrüchen sich Luft macht, so ist die äußere Ruhe der Sieger doch auch noch weit entfernt von einer Stimmung, wie man sie unter benachbarten, vielfach verwandten Culturvölkern normal nennen möchte. Der bösartige Charakter, den der Krieg nur zu bald annahm, hat einen giftigen Stachel auch im deutschen Bewußtsein zurück gelassen. Wir begegnen, in der Presse wie in der Gesellschaft, noch recht oft Urtheilen, Wünschen, Ansprüchen, die gegen unsern sprüchwörtlich gewordenen Weltbürgersinn gar seltsame Gegensätze bilden. Leute, welche

Frankreich kaum anders als aus Kriegsberichten und Zeitungsfeuilletons kennen, machen mit Regierung, Heer, Volk, Literatur und Kunst unserer Nachbarn gleich kurzen Prozeß. Man spricht von einem europäischen Mexico, streicht die romanische Race aus der Reihe der führenden Culturvölker, und eine gewisse Abart unserer Kriegs- und Siegs-Literatur (Gott sei Dank, bis jetzt ohne Vertretung in den Auslassungen unserer Staatsmänner und Militärs) scheint sich verpflichtet zu halten, die Deutschen „im neuen Reich" von dem Rufe übertriebener Bescheidenheit ein für allemal zu befreien.

Und seltsam! Während haarsträubende Berichte über den französischen Racenhaß, über Mißhandlung unserer friedfertigen Landsleute, über die tiefe Versunkenheit der französischen Gesellschaft nahezu ein stehender Artikel in unserer Tagespresse sind, packen unsre „armen Vertriebenen" Einer nach dem Andern in aller Stille ihre Koffer und ziehen wieder gen Westen, um ihre alten Stellungen in Paris, Lyon, Bordeaux, Marseille und wo sonst noch wieder einzunehmen. Nicht nur die Könige der internationalen Finanz strömen wieder an der Pariser Börse zusammen: auch gewöhnliche Sterbliche, Buchhalter, Commis, Handwerker, Künstler, selbst Gelehrte und Lehrer verlassen oft gute Stellungen in Deutschland, um es noch einmal mit den Franzosen zu versuchen. Fragt man nach dem Grunde, so ist die Antwort einstimmig: „Man lebt dort besser, besser und angenehmer, man verdient mehr und hat mehr Genuß von dem Verdienten. Heißsporne gehen auch wol noch weiter und lassen, unter vier Augen, die sehnsüchtige Bemerkung fallen, daß man überhaupt nur dort wirklich *lebe*, dagegen bei uns nur vegetire. Das mögen sie, namentlich den Damen gegenüber, verantworten und mit ihren Ansprüchen auf Respectabilität zu vereinbaren suchen. Es ist nicht die

Sache der Wissenschaft, sich in so delicate Fragen zu mischen; ebensowenig aber wird man verlangen dürfen, daß sie die Sache mit einem summarischen Verdict über „Gesinnungslosigkeit und Gemeinheit“ für abgethan halte. Fluchen und Anbeten ist einmal nicht ihre Art. Sie mißtraut allen Superlativen, mag lieber beobachten, vergleichen, verstehen als verurtheilen. Von ihrer Schwäche (so weit es um augenblickliche Wirkung sich handelt) gegen die erregte Leidenschaft vollkommen überzeugt, tröstet sie sich damit, daß auf die Länge zweimal zwei immer wieder vier wird und daß die vulcanischen Ausbrüche wol Berge in die Höhe treiben, daß aber nur die ruhig, unablässig, gesetzmäßig wirkende Lebenskraft die Schlacken mit Grün überkleidet und ihnen genießbare Früchte entsprießen läßt, und wartet ab, bis die heiser gewordenen „Rufer im Streit“ sie wieder zu Worte kommen lassen. Ob so nachdenkliche Erwägungen an der Spitze der hier folgenden Bekenntnisse, Erinnerungen, Einfälle nicht anmaßlich sind, das dürfen wir nicht entscheiden wollen. Einzugestehen ist, daß Solches und Aehnliches vielfach unser Nachdenken beschäftigte, wenn wir, bald nach dem Kriege, in deutschen Blättern von der französischen Fäulniß und Gottlosigkeit, in den französischen von der deutschen Grausamkeit, Heuchelei, Niedertracht, dem deutschen Diebssinn und wie die siebenundsiebenzig „tudesken“ Todsünden heißen, lesen und wieder lesen mußten. Die Franzosen mißbrauchen ein Bischen das alte, gute Vorrecht der Verurtheilten, auf die Richter zu schimpfen, und was unsere Tugendritter angeht: wer roch denn die gallische Fäulniß vor zwanzig Jahren, als die Auserwählten des Herrn in allen Ländern den Staatsstreich-Mann als Retter begrüßten, oder vor sieben Jahren, als die Wallfahrt ins Seine-Babel zur Weltausstellung im Zuge war? Und wer riecht sie jetzt an den Ufern der Spree, wo man sich während des

Krieges an französischen Operetten, Vaudevilles und „Tänzen“ ergötzte, und wo jetzt so respectable Kräfte sich anspannen, um die mehr oder weniger berechtigten, oder doch interessanten Eigenthümlichkeiten der französischen Hauptstadt ins Deutsche zu übersetzen? Da hat sich denn die Frage aufgedrängt, ob sich hinter diesen Massen von aufgewirbeltem Staub wirklich das Räthsel unserer internationalen Zukunft versteckt; ob denn nun wirklich in allem Ernste ewige Todfeindschaft gesetzt sein soll zwischen den Blonden und den Braunen, zwischen den Söhnen des Gedankens und den heitern Kindern der begeisterten Laune; ob denn wirklich Alles eitel Trug, Lüge, Gift gewesen ist, was unsere Väter (und darunter Männer wie Lessing und Friedrich) und was uns selbst einst hinzog zu dem Lande der vergnügten Menschen, des anmuthigen Fabulirens, der unterhaltenden Bücher, der guten Weine, des graziösen Lebensgenusses? Wir forschten nach dem Zaubergürtel, den die braunäugige „Fee Abunde“, wie ihre Anbeter rühmen und ihre Feinde beklagen, Alle aber eingestehen, so manches Jahrhundert erfolgreich getragen: und dabei unterschied unser Auge, deutlich und deutlicher, in dem bunten Maskengewühl der französischen Literatur eine Gruppe guter Freunde und Freundinnen, denen wir nicht böse sein konnten und können, auch nicht nach 1870, auch nicht unter dem Ohrenzwange Victor Hugo'schen Schwulstes und Gambetta'schen bitterbösen Gekreisches, von den Herzensergießungen der Feydeau u. s. w. gar nicht zu reden. Es war eine stattliche, freilich ein bischen bunte Gesellschaft: geharnischte Ritter, fahrende Sänger, tolle Studenten, weltmännische Künstler sind darunter, auch still träumende Sonntagskinder der Muse und der lieben Natur. Einer nach dem Andern nahm das Wort. Es kamen da alte gute Geschichten, treffliche Späße, heitere und süße Lieder zum Vorschein: und durch das Alles zog es

dahin, wie jener Hauch nie zu vergessenden Behagens, den ich einst empfand, als mir nach langem neugierigen Sehnen zum ersten Male die strahlende Frühlingssonne über den grünen Parks und Fruchtfeldern der Seineufer und über den Kuppeln und Zinnen der französischen Weltstadt aufging. Ob das der Talisman war, nach dem wir geforscht? Ob in dieser „gallischen Art", wie man drüben wol nicht ohne Selbstgefühl sagt, wirklich jener Zauber wirkt, mit welchem nach der alten allegorischen Sage „der gallische Herkules" die Völker der Erde an goldenen Ketten, an seiner Zunge befestigt, hinter sich her zog? — Nun, auf alle Fälle fühlen wir uns vor der Hand gegen französische Verzauberung sicher, und so machen wir uns das Recht des hergestellten Friedens zu Nutze und hoffen unserem Patriotismus Nichts zu vergeben, wenn wir jene alte, lustige, „gallische" Gesellschaft einmal wieder mustern und uns für einen Augenblick aus dem Sinne schlagen, was zwischen uns vorfiel, seit wir ihre Bekanntschaft machten.

Auf geharnischtem Roß, mit Schwert und Lanze und Schild führt unsern Zug Jean Sire de Joinville, der biedere Senechal der Champagne*. Das rothe Kreuz schmückt seine Schulter. Er hat es ehrlich und theuer eingelöst, als er mit dem frömmsten, ritterlichsten und dabei — verständigsten Könige des alten Frankreich gen Aegypten zog, bei Damiette und Mansurah kämpfte, das bittere Brod der Gefangenschaft aß. Und dann, in späten Jahren der Ruhe und der Einsamkeit, da der König und die Kriegs-

* Jean Sire de Joinville, geb. 1224, empfing seine erste Bildung am Hofe des poetischen Thibaut, Grafen von Champagne, König von Navarra, wurde 1243 Senechal der Champagne, begleitete den heiligen Ludwig (IX.) 1248 nach Aegypten und schrieb später dessen Lebensgeschichte. Er starb 1319, fünfundneunzig Jahre alt.

gefährten seiner Jugend längst heimgegangen waren und ein ganz anderes Geschlecht sein Wesen trieb auf Erden, hat er das Schwert mit dem Schreibzeuge vertauscht um seinem treuen, jung gebliebenen Herzen eine letzte Güte zu thun und des heiligen Helden Kindern, Enkeln und Volk zu erzählen von dem alten hohen Herrn und der alten guten Zeit: eine Geschichte die uns, im Gewande ihrer treuherzigen, alterthümlichen Sprache dennoch heute so anmuthet als wäre sie gestern geschrieben. So wenig unterliegen klarer Menschenverstand und ehrliches, warmes Gefühl dem Wechsel der Zeit, so wahr ist es, daß der Mensch immer vom Menschen verstanden wird, wenn er die Unbefangenheit und das Geschick hat, eben die Sprache des Menschen zu reden.

Und nach der ernst-heitern Rede des alten Rittersmannes erhebt sich eine Stimme von hellerem Ton: das alte süße Lied von Aucassin li biax (le beau) li blond und Nicolette, sa bel' amie qu'il aime tant! Eine anmuthigere Variation der alten, ewig neuen Geschichte hat uns jene ganze romantische Zeit „der Liebe und Waffen" nicht hinterlassen. Freilich bricht Keinem das Herz dabei entzwei: das wäre doch gar zu traurig in dem schönen, lustigen Frankreich. Aber wenn hier der tragische Donner nicht rollt: welch ein „rosenfarbenes Frühlingswetter" umzieht dafür das ganze Gedicht, wie glüht die Liebe zum Leben und das Leben der Liebe da so heiß, wie ist die Welt so schön, wie sind die Herzen so frisch und so stark und so leicht! Dies Fabliau gehört zu den gefährlichen Gedichten, die man nicht ansehen muß, wenn ernste Arbeit drängt, denn man liest gewiß zu Ende. Freilich wird nachher das Wort wahr: Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter. Man sieht sie einen Augenblick, wie Aucassin durch das Blattgegitter seiner Waldlaube den freundlichen Liebesstern, aus dem ihn das Bild seiner douce amie aux blonds poils anlächelt. Es ist

die wohlbekannte Zaubermelodie von Tristan und Isolde, nur in heiterer Dur-Tonart und mit vollem, sonorem Schlusse.

Und dann drängen sich die Zeugen einer andern Zeit heran, und Froissard, der Geschichtsschreiber des sich selbst überbietenden und dann sinkenden Ritterthums, der treuherzig beredte Zeuge von des schwarzen Prinzen, des wackern Königs Johann und des verwegenen du Guesclin Schicksalen und Thaten, der Canonicus Chimay, der aber mehr Zeit auf dem Sattel verlebt hat als im Betstuhl, und der es von Jugend auf mit altem Sect und neuer Seide zu halten pflegte und lieber zwei junge Damen unterhielt, als eine alte. Von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt zieht er umher, während England und Frankreich auf blutigen Schlachtfeldern um Selbstständigkeit und Herrschaft ringen, während Jacquerie und Communen an den Grundlagen des Reichs rütteln, während der Bogen des Yeoman zum ersten Mal furchtbar mitspricht in den Schlachten der Ritter. Ueberall ist der heitere Erzähler, der galante Verseschmied, der schier unüberwindliche Zechbruder willkommen. Ueberall sieht, hört, forscht er von Hohen und Niedern, und was Zeugen und Volkessage ihm kund thun, was er sieht, hört oder eräth, das setzt sein Griffel zu einem Zeitgemälde zusammen, wie, seit der alte Herodot seine neun Bücher vollendete, kein Volk dasselbe großartiger, bunter, reicher und bei aller scrupellosen Naivetät treuer gehabt. Walter Scott's Meisterwerke, sein Quentin Durward, sein Ivanhoe, wären ohne Froissard nicht entstanden. Er ging mit dem ersten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts dahin. Die Fortsetzung unserer Reihe zeigt uns dann zwei seltsam verschiedene Zeugen des Ausgangs dieser großen Umbildung des feudalen Frankreich: Charles d'Orleans, den Gefangenen von Azincourt, den „letzten Trouvère", der die böse Muße der Gefangenschaft im nebligen England mit französischen Liedern

erheitert, am St. Valentine Tage die freien Vögel beneidet, den Frühling und die Liebe besingt und im Alter in melodischen Versen, nicht zu traurig, der entschwundenen Tage gedenkt, da er noch mit zwei Augen besser auskam als jetzt mit vieren. Und neben ihm ein seltsamer Gesell, auch ein Genosse dieses großen, wechselvollen Kampfes, den er freilich von ganz anderem Platze aus schaute, mitschlug und mit seinen Liedern begleitete. Ollivier Basselin, der stämmige normännische Müller aus dem Vaux de Vire (dessen Namen in Vaudeville bekanntlich verewigt sein soll). Die Sage giebt ihm das Zeugniß eines mannhaften Recken, der manchen Engländer erschlagen. Seine Lieder aber wissen mehr vom Blute der Rebe als von dem der feindlichen Krieger zu singen. Der Schrei der Rache und der Wuth erklingt bei ihm so wenig wie bei dem ritterlichen, unglücklichen Prinzen. Es war noch nicht die Zeit der hochtrabenden Declamationen, man hatte die Vaterlandsliebe noch nicht in die Form feierlicher Flüche und schwülstiger Selbstverherrlichung gebracht. Die Franzosen spielten noch nicht vor dem Spiegel Tragödie, und der Laut der Natur klang noch klar und kräftig in ihren Weisen. Auch von Villon (François Corbueil) gilt das noch vollkommen, dem ungezogensten und struppigsten, aber nicht dem talentlosesten Lieblinge der gallischen Muse. Im Zeitalter der aus Italien heranfluthenden Schriftgelehrsamkeit vertritt dies ächte Kind von Paris noch ganz und rein den Typus des mittelalterlichen Studenten von der laxen Observanz: den streitbaren, tollköpfigen, im Burschenkleide vom Jünglinge zum Manne gereiften, mit Gelehrsamkeit nicht sehr beschwerten, aber nicht auf den Kopf gefallenen Bürger der Universitas Literarum. Seine Lieder und Balladen erzählen, oft übermüthig, wenn nicht roh, aber auch in heitern, anmuthigen Weisen und hie und da sogar in zart wehmüthigen Anklängen von tollem

Lebensrausch, von Lust und Liebe und bittrer Enttäuschung. Er sieht dem Tode ins Auge, noch dazu dem Tode am Galgen, schlägt ihm in einem Quatrain ein Schnippchen und gewinnt dadurch von Ludwig XI., der wie Cromwell einen Spaß zu würdigen wußte, das Leben. Er war in gewissem Sinne der Béranger des fünfzehnten Jahrhunderts, und Béranger hat in seiner Lisetten-Periode mehr von einem Villon des neunzehnten Jahrhunderts, als die andächtigen deutschen Leser seiner Oden vermuthen. Dann ändert sich die Zeit und mit ihr das Costume, wenn nicht die Natur, der mehr oder weniger ungezogenen Lieblinge der gallischen Muse. Eine Prinzessin, Margarethe von Valois, schreibt sich durch die berühmten „Geschichten der glücklichen Liebenden" in deren Gedenkbuch ein, aber sie verfaßt, als Tochter des Jahrhunderts der Gelehrten und Reformatoren, auch gleichzeitig Hymnen und Andachtsbücher, und ihr poetischer Page Clement Marot besang mit Beifall seine bonnes und mauvaises fortunes und lieferte inzwischen den Calvinisten jene berühmten Psalmen, die sie ein paar Jahrhunderte lang gesungen haben. Und nun, da die Zeit immer gelehrter, geistiger, bewußter wird, immer härter die Gegensätze auf einander platzen, so folgen in unserer Reihe auf die leichten Truppen denn auch einmal ein paar Ritter vom Geist in voller regelmäßiger Rüstung.

Montaigne, der fein gebildete Grand Seigneur und Maire von Bordeaux, läßt in seinen Essays das Bild reflectiren, welches das bunte Lebensgewühl des sechszehnten Jahrhunderts in dem klaren, fein geschliffenen Spiegel seines Geistes erzeugte. Es gemahnt uns in seinem gefälligen Maß, in seinen eleganten Formen, auch in seinen etwas nüchternen Farbentönen an einen jener berühmten „Salons" der verschiedenen Pariser Revolutionszeiten, in welchen die Häupter der Parteien sich nach den Kämpfen der Versamm-

lung und der Straße wie auf neutralem Boden zusammenfanden, um die Kämpfe der Leidenschaften in den anmuthig leichten Plänklergefechten des Witzes sich abstillen zu lassen. Glühender, phantastischer, mit reicherem Aufwande von Erfindungskraft, aber wesentlich in demselben Geiste und Grundgedanken verzeichnet Rabelais, der Wirthssohn von Chinon, der entlaufene Franziscaner, der Arzt von Montpellier und Lyon, der gelehrte Secretär des Cardinals Du Bellay und Lustigmacher des Papstes Paul, schließlich ehrwürdiger Pfarrer von Meudon, die Thorheiten und die Größe der gewaltig gährenden Zeit in dem wundersamen Buche vom Riesen Gargantua und dem guten Pantagruel. Nicht entfernt so gewaltig, aber in keinem Zuge zu verkennen, sprühte derselbe „gallische Geist" ein Menschenalter später den in und um Paris kämpfenden Fanatikern beider Religionsparteien in der Satire Ménippée sein Lustfeuerwerk entgegen. Auch die dann folgende Zeit der Ordnung, der eleganten Würde und hofmännischen Feierlichkeit hat ihn nicht ausgelöscht noch gänzlich gebändigt. Unbekümmert um die ungnädige Verurtheilung durch den „großen Ludwig", vor dem sonst Alles sich beugte, versammelte er im traulichen Plauderstübchen die von „Würde", „Ruhm" und „Größe" schier erdrückten Zeitgenossen des grand roi, um aus des guten Lafontaine Munde sich Geschichtchen erzählen zu lassen vom Fuchs, der den eiteln Raben betrügt, von dem Gottesgericht der pestkranken Thiere, von dem Besuch der sorgenlos-genügsamen Landmaus bei ihrer unter Glanz und Gefahr sich abquälenden vornehmen Base. Und wenn es den Jesuiten gelang, die Hugenotten zu vertreiben, in den Sevennen den Bürgerkrieg zu entzünden, das Herzblut Frankreichs im aussichtslosen Kampf gegen das liberale Europa strömen zu lassen: den gallischen Geist konnten sie nicht verhindern, das entzückte Paris zur Entlarvung Tartüffes

applaudiren zu lassen, der Pedanterie im Bügelrock und in der Doctorperrücke ein Schnippchen zu schlagen, in den Vorzimmern und Festsälen des Versailler Olympiers selbst dem gesunden Menschenverstande und dem guten Geschmack ein Eckchen, wenn auch nur ein bescheidenes Plätzchen hinter dem Stuhl der schmausenden großen Herrn zu erobern und zu behaupten. Dann zeigt, nach Molière's Tode unsere Reihe eine lange, lange bedenkliche Lücke. Frankreich wird verbittert kritisch, tendenziös frivol und revolutionär. Der „gallische Geist" räumt dem boshaften Witze und dem deklamirenden Pathos das Feld. Aus Voltaire's Zügen grinst uns meist nur sein Zerrbild entgegen. Bei Rousseau und Diderot blitzt er nur hie und da in einzelnen Anwandlungen auf, um alsbald dem Geist des Systems, wenn nicht geradezu der Parteiphrase den Platz zu räumen und die „Götter geringerer Geschlechter", die Piron, Grécourt, Gresset, Bernard, Parny und wie sie heißen, lassen seine alten, gutmüthigen, schelmischen Züge, das feine, geistreiche Lächeln, das kluge, blitzende Auge, die behagliche, harmlose Freude am Dasein in ihrer bewußten Verweichlichung und Frivolität kaum noch erkennen. Mancher glaubte ihn wohl gestorben, verkommen, verdorben in der Sündfluth bourbonischer Entartung, in der gifterfüllten Atmosphäre einer pathetisch-frivolen Philosophie (wir verständigen uns wol noch über den gewagten Ausdruck) und in dem Toben der revolutionären Gewalten. Aber die Seele des Volkes stirbt nicht. Ihre hellste, strahlendste Flammengarbe ist aus dem Aschenhaufen hervor gebrochen, mit dem die Trümmer der Republik und des Kaiserreichs den französischen Boden bedeckten. Reiner als jemals früher verkörperte sich der gallische Geist in den Liedern des Sängers, der gleich liebenswürdig bleibt, ob er seine Lisette und sein Dachstübchen feiert, von seiner mißlungenen Staatsvisite und seinem treuen alten

Rock erzählt oder dem Helden des Jahrhunderts und seinem Ruhmesdurst die harmlosen Passionen des braven Königs von Yvetot entgegen hält. Und selbst wo der von der Revolution groß gezogene Geist des Jahrhunderts ihn ergreift, wo die Legende vom kleinen Corporal und seiner großen Armee oder die „idée française" ihn auf das hohe wogende Meer der nationalen Tendenz-Ode entführt: wie wenig können sich die alten, lieben Züge vor dem Auge des Kenners verstecken. Man halte Alfred de Musset's Rheinlied: „Nous l'avons eu votre Rhin allemand" etwa gegen Béranger's „Violon brisé" oder den „Vieux Sergent" (Près du rouet de sa fille chérie), um mit einem Schlage an der Behandlung ganz ähnlicher Gedanken der tiefen Kluft inne zu werden, welche den gallischen Geist von gewissen Modeformen des neufranzösischen trennt. Wir schließen hier unsere Reihe, denn George Sand's gallische Anwandlungen bleiben eben nur Anwandlungen, vorübergehende Stimmungen. Sie ist bei aller Grazie und Anmuth, bei aller dichterischen Zaubergewalt nicht unbefangen und aufrichtig genug für unsere Gesellschaft. Die Priester und die Sectenführer, die englischen Philosophen und die deklamirenden Volkstribunen haben es ihr angethan. Die „Fee Abunde" würde ihr gelehrtes Töchterchen auslachen. Von dem Nachwuchs aber, der unter den Fahnen der Edmond About und Paul de Cassagnac einherzieht und in den Gassenjungenwitzen des Gaulois, des Figaro, des Petit Journal u. s. w. seine Triumphe feiert, gedenken wir natürlich nicht zu sprechen, wenn wir unserer „gallischen" Lieblinge gedenken. Die Reihe derselben (wir haben nur die weltbekannten Häupter genannt) ist, wie man sieht, auch so eine lange, bunte und stattliche. Sie reicht vom dreizehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert. Sie umfaßt alle Volks- und Gesellschaftsclassen, den Ritter wie den Gelehrten, den fahrenden Studenten wie den Beherrscher der

Bühne, den Mönch wie die Hofdame, den Trouvère und den Chansonnier. Auch alle literarischen Formen sind reichlich vertreten: der Plauderton der biographischen Memoiren und die treuherzige Erzählung der Chronik, das Fabliau und die Chanson, die pikante poetische Erzählung und der burleske Roman, die Fabel, die Posse und die Charakterkomödie en cinq actes et en vers, der tolle Spaß und die feine, mit Gelehrsamkeit gespickte Betrachtung. Es ist so ziemlich von Allem Etwas beisammen, was die französische Gesellschaft erzeugt hat: so ziemlich, doch freilich nicht ganz. Unter den Menschen, wie es Keinem entgangen sein wird, fehlen die Fanatiker (die von rechts wie die von links), die Pedanten, die Kopfhänger, die Heuchler — aber freilich auch die Reformatoren und die Märtyrer. Und was die Schriften angeht, so sehen wir in der reichen Sammlung uns vergeblich nach der Epopöe, der Tragödie, und nach jenen glänzenden, weitberühmten Leistungen der rednerischen Darstellung um, an welchen gerade die französische Literatur so wunderbar reich ist. Mein Inventar des Genre Gaulois (ohne der bessern Kenntniß Anderer vorzugreifen) umfaßt weder den Esprit des lois noch das Dictionnaire philosophique, weder den Emile noch das Système de la Nature, weder die Henriade noch auch die Pucelle, weder Corneille noch Racine, noch Alexandre Dumas und Victor Hugo. Auch Chateaubriand und Frau von Staël und Lamartine, ja nicht einmal Alfred de Musset finden Platz, weit eher schon wäre für Courier und Nodier ein Plätzchen zu finden. Man sieht schon: wir sind ziemlich exclusiv und haben es auf eine Gesammt-Rehabilitation, eine allgemeine Weißwäsche unserer unruhigen Nachbarn nicht abgesehen und werden vielleicht sogar auch auf deutscher Seite den Vorwurf einer gewissen Liebhaberei und Ausschließlichkeit nicht vermeiden können.

Was wir aber im Sinne haben und wo diese Betrachtung hinaus will, das zu zeigen dürfte schon durch den bloßen Hinweis auf jene negativen Grenzen unserer Reihe, auf jene „Incompatibilitäten“ unsers „Genre Gaulois“ einigermaßen erleichtert werden.

Also vor Allem: keine Fanatiker! Keine Fanatiker des Glaubens, aber auch nicht des Unglaubens, ja, nicht einmal Fanatiker des Ruhmes und der Liebe und des Genusses. Das will ja viel sagen von Franzosen, vom Volke der Kreuzzüge, der Bartholomäusnacht und — Voltaire's und der Göttin Vernunft, von dem Volke des „Grand Roi“, des „Grand Empereur“, der „Grande Armée“, des „Grand Gambetta“ und des „Grand Victor Hugo“, der die Cervelle du Monde, sonst auch Paris genannt, erfunden hat. Gewiß, es ist Viel, aber man kann es beweisen. Wir gedachten oben des alten Senechal Joinville, der uns von dem Leben seines guten Herrn erzählt, zu dessen Füßen er gesessen, im königlichen Zimmer wie unter der Eiche von Vincennes, wenn Lehren der Tugend und Sprüche der Gerechtigkeit dem Munde des Helden entströmten, mit dem er die Ungläubigen bekämpfte, den die Welt (und sein Zeugniß hatte dabei mitgeholfen) nun schon als Heiligen des Paradieses verehrte. Er ist andächtig und aufrichtig fromm, wie es einem biederen Kreuzfahrer geziemt. Da fragt ihn aber einmal der König „wegen des feinen Verstandes den er an ihm bemerkt“ und zwar in Gegenwart mehrerer Mönche: „Senechal, was möchtet ihr lieber, krank und aussätzig sein, oder eine Todsünde begangen haben und noch begehen? „Und ich,“ erzählt Joinville, „der ihn niemals belügen wollte, antwortete ihm: lieber dreißig Todsünden möchte ich begangen haben, als aussätzig sein.“ Als aber die Mönche fort waren, nahm der König mich ganz allein bei Seite und ließ mich zu seinen Füßen niedersitzen und sagte mir: Wie habt ihr zu sagen gewagt, was ihr da gesprochen?

Und ich antwortete ihm, daß ich's noch sagte. Und da wird er mir sagen: „Ei, ei, arger Schelm, da bist du weit links!" Nun, so mochten, auch damals, wol Viele denken, aber es sagte es nicht Jeder, wenn die Mönche zuhörten, und es war wol noch weniger Jedermanns Sache, es niederzuschreiben in einer von herzlicher Liebe und Frömmigkeit dictirten Lebensgeschichte eines heilig gesprochenen Königs — und zwar harmlos ohne einen Anflug von Koketterie oder Spott, aber auch ohne Reue und Bedenken. Daß Aucassin, der verliebte Graf von Beaucaire, lieber mit hübschen Mädchen in die Hölle kommen will, als mit frommen Eremiten in den Himmel, will schon weniger sagen. Derselbe naive heitere Weltton geht dann aber durch die ganze Fabliau-Literatur, diese ursprünglichste, erste Form des Genre Gaulois, diesen unschätzbaren Originalbeitrag des nordfranzösischen Geistes zu dem Gesammtvermögen der nach einem Bischen Erholung und Freude sich sehnenden Menschheit. Da ist nicht eine Spur jenes revolutionären, verbitterten Sinnes der jetzt, und seit lange, in den Kundgebungen Frankreichs nur zu sehr den Ton angiebt; aber auch durchaus keine innere, wehrlose Hingabe an das römische, naturfeindliche Wesen. Ein klarer, heiterer Weltsinn tritt allen, auch den ehrwürdigsten und drohendsten Formen der Gesellschaft gegenüber, dem Zeugniß der Sinne und des Verstandes vertrauend, unzugänglich für die düstere Gluth südeuropäischen, namentlich spanischen Religionsgefühls, aber auch für die schwermüthige, selbstquälerische Innerlichkeit, die damals so häufig in den germanischen Stämmen zum Vorschein kommt. Und dieser Zug erhält sich durch alle Jahrhunderte. Es ist nur ein Schritt, und kein großer, von Joinville's und Aucassin's treuherzigen Bekenntnissen, von Froissart's lustigen, aber nicht ironisch und satirisch gemeinten Selbstanklagen bis zu Béranger's Lied an den lieben Gott der

rechtschaffenen Leute, der sich freut, wenn es seinen lustigen Kindern schmeckt und sich von fanatischen Pfaffen nicht bereden lassen wird, ihre Schwäche als Verbrechen zu strafen. Inmitten der Religionskriege des sechszehnten Jahrhunderts sieht Montaigne dem tollen Treiben zu, wie ein ruhiger, vernünftiger Mensch etwa einem Ausbruch von Irrsinnigen. Er hält sie sich vom Leibe, so gut er kann, lebt unter seinen lieben Büchern und wenigen Freunden und der Natur und sorgt dafür, daß der Tod ihn treffe wie den von ihm geschilderten Weisen, „der seinen Kohl pflanzt, unbekümmert um den Tod und noch mehr um seinen noch unvollendeten Garten.“ Seine Gedanken über Erziehung nehmen die besten Ideen von Bacon, Comenius, Rabelais und — von Rousseau und Pestalozzi voraus. Auf natürliche Entwickelung, eigenes Denken, gründliches Verarbeiten und fröhliches Können und Thun scheint es ihm weit mehr anzukommen als auf Anfüllung mit fremdem Lernstoff, Nachsprechen von Autoritäten, furchtsamen gedrückten Dienst der Formel. Und was hätte die ganze Aufklärungsliteratur jener Satire gegen den mönchischen Fanatismus und mönchische Faulheit entgegen zu stellen, mit welcher Rabelais die Erziehungsgeschichte des Gargantua beginnt: Wie die Mönche den Prinzen zwischen acht und neun Uhr aufstehen lassen, denn David habe gesagt: Vanum vobis est ante lucem surgere, wie sie dann ein mächtiges Frühstück verordnen, denn le déjeuner fait bonne mémoire und, wenn man den Tag über was vor sich bringen will, muß man früh anfangen. Dann geht's in die Kirche um sechsundzwanzig bis dreißig Messen zu hören, dann kommt das Rosenkranzbeten und nach einer „lumpigen halben Stunde Studirens“ folgt dann ein Mittagsessen, welches den voran gegangenen Anstrengungen entspricht. Und dem gegenüber giebt die Erziehungsmethode des Ponocrates ein Idealbild

aristokratischer Jugendbildung, wie es kein heutiger freisinniger Pädagoge besser entwickeln könnte. Es fehlt Nichts, von den griechischen und historischen und mathematischen Studien bis zu den botanischen Excursionen und den Leibesübungen. Begeisterung für intelligente Geistesarbeit, tiefe, unsägliche Verachtung der Mönchsbarbarei bilden den Grundton und trotz aller derben, wenn nicht cynischen Späße ein feines Gefühl für „positive" Sittlichkeit, wenn der Ausdruck gestattet ist, d. h. für die Tüchtigkeit und Reinheit des Sinnes, die der Liebe zum Schönen und Bedeutenden, nicht der Furcht vor dem Verbot erwächst. Wie entschieden und bestimmt Molière denselben Weg wandelt, kennen alle seine Leser, von Béranger nicht noch besonders zu reden. Es geht ein freier, mäßiger, heiterer, weltmännischer Sinn durch die ganze Reihe, wenn auch verschieden sich aussprechend nach Zeitalter, Stand, Gesellschaft und persönlichem Talent. Es sind lauter Leute, die sich Nichts weismachen lassen und die fest in ihren Schuhen stehen. Freilich hat das warme, muntere Blut seinen Antheil an dieser Freiheit des Geistes und zwar seinen vollgemessenen. Das liegt einmal in der Art. Man könnte diese ganze, ächt gallische Art zu denken und zu empfinden mit dem Sinnspruch bezeichnen, der bei Rabelais das Portal der Abtei Thélème schmückt, das Asyl der vernünftigen Leute: Fais ce que vouldras. Erlaubt ist was gefällt, nur darf man sich im Großen und Ganzen darauf verlassen, daß hier, wenn auch wol einmal ein bischen über die Schnur gehauen wird, doch nie das Gemeine, Rohe, Plumpe gefallen wird. Ich weiß wohl, daß der deutsche Aesthetiker sehr auf seiner Hut sein muß, um nicht mißverstanden zu werden und nicht gegen wohlberechtigte nationale Gefühle und Anschauungen zu verstoßen. Es geht durch das ganze Genre Gaulois auch Etwas von dem sinnlichen Zuge, dessen traurige Entartung in manchen nur zu bekannten Be-

rioden der französischen Entwickelung diesseits des Rheines immer auf strenge Verdammung stoßen wird. Ritter Toggenburg würde in französischer Luft und bei französischem Weine einen schweren Stand gehabt haben, und französische Dichter würden immer in Gefahr sein, ihn für einen Narren zu halten. Wo sie einmal den Versuch machen, die Poesie der Entsagung zur Geltung zu bringen, da kann man sich darauf verlassen, daß sie den Teufel durch Beelzebub austreiben, z. B. die Liebessehnsucht durch Aberglauben und Fanatismus wie in Lamartine's Jocelyn, oder gar durch eine in großmüthigen Hochmuth umgeschlagene Eifersucht, wie im Jaques der George Sand: von den ganz neufranzösischen En-tout-cas- oder Reserve-Liebhabern dieser Dichterin (à la Ralph in der Indiana) nun gar nicht zu reden. Die ächten Söhne der gallischen Muse verstehen das Ding anders. Ihre Liebe ist keine äußere Gluth, auch kein schleichendes Gift: sie prickelt wie Champagnerschaum in den Adern, und Mephisto's Wort „Man darf das nie vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können" würde da keine Anwendung finden. Bekanntlich thun sich die Franzosen in dieser Richtung auch wo es sich nicht um Poesie handelt auf ihre Franchise etwas zu Gute und nennen uns Sournois und Cagots. Das ist denn nun freilich mit großer Vorsicht zu behandeln, weil es sich um die feine Grenzlinie handelt, wo das Naive vom Frechen sich scheidet. Diesseits derselben ist der Anmuth, der sicheren Bewegung in schöner, maßvoller Form Manches gestattet; darüber hinaus hört eben der Spaß auf und der Ekel beginnt. Wenn die Schilderung Nicolette's wol etwas weiter geht als man es in deutschen und englischen Damenromanen gewohnt ist, und wenn Aucassin bei dem Gedanken an die Flucht und Verbannung der Geliebten nicht bloß über sein verwaistes Herz jammert, so könnte nur ein Pedant ihn wegen Unzartheit zur Ordnung rufen, denn

jedes Wort kommt harmlos graziös, unbewußt heraus, ganz und gar wie ähnliche, viel stärkere Stellen bei Vater Homer. Im Laufe der Jahrhunderte wird diese Naivetät, wegen Vervielfältigung des Baumes der Erkenntniß, seltener als bei den biederen Trouvères des dreizehnten Jahrhunderts. Froissart, der Margarethe v. Valois, ihrem Marot, selbst Lafontaine, ist schon nicht mehr recht zu trauen, und Béranger zeigte keine falsche Bescheidenheit, als er seine Chansons zur Lectüre in Töchter-Pensionaten nicht eben empfehlen wollte, wenigstens nicht ohne Auswahl. Und dennoch: welcher unbefangene Mensch stellte sich wol auf des vierzehnten Ludwig Seite, der den guten Lafontaine wegen einiger lustiger poetischer Geschichten mit dem Banne unabänderlicher königlicher Ungnade bestrafte? Wenigstens gab von den Beiden, dem anständigen Könige und dem unanständigen Dichter, der Letztere nicht das gefährlichste Beispiel. Und was Béranger angeht: nun, ein guter Theil seiner Chansons sind ohne Frage gar nicht mehr gauloises, sondern einfach grivoises. Es klebt an ihnen der schmutzige, von der Revolution empor gewirbelte Schaum des modernen Pariser Lebens, oder sagen wir, um gerecht zu sein, des modernen großstädtischen Lebens. Wer möchte es aber über sein Herz bringen z. B. die Wendungen seines „Grenier“ („J'avais vingt ans, une folle maîtresse“) und die des „Vieux habit“ (Lisette a mis deux jours à tant d'ouvrage) nach deutschem Maßstabe zu messen, ohne sich der Sünde gegen Musen und Grazien zu fürchten? Und wenn Shakespeare Ursache hätte, irgend einen Dichter um eine dramatische Gestalt oder ein dramatisches Motiv zu beneiden: würde ihn nicht Molière's Agnes in der Ecole des Femmes am meisten in Versuchung führen? Diese Gestalt, die des Naturkindes, aber des talentvollen, in der Schule der Liebe, wie überhaupt das ganze Stück dem sie angehört, ist, so

weit unsere Kenntniß reicht, vielleicht die vollendetste poetische Leistung, mit welcher die Gattung, von der wir sprechen, die Literatur Frankreichs bereichert hat. Es geht ein unverwüstlicher Zug naiver, unbefangener Lebensfreude, gewürzt durch scharfen Verstand und blitzschnelle geistige Auffassung, und gemildert, mit der ernsten Gemüthswelt versöhnt, durch ein feines Gefühl des Schicklichen, Möglichen, durch die meisten dieser Gebilde. Und dieser Instinct des Maßhaltens, dieser feine, gesellige Tact bewährt sich denn auch ganz besonders, wo jene Stimmungen, Gefühle in Frage kommen, welche wir mit dem Namen der „Ritterlichkeit" bezeichnen. Ritterlichkeit, Achtung des Menschen, des Standesgenossen, des gemeinsamen Rechts auch im Gegner, Unterwerfung des grimmen Todeskampfes selbst unter die Gesetze der Ehre, des gegebenen Wortes: lieber Gott, wie liegt das so weit, nach dem, was wir erlebt, weniger noch an gewaltsamen leidenschaftlichen Thaten als an giftigen Worten kalt berechnender Parteipolitik! Was hätte Joinville, was du Guesclin und Bayard wol dem gesagt, der ihm geweissagt hätte: einst würde ein französischer Marquis in preußischen Diensten auf französischem Boden das Ehrenwort französischer Krieger, wegen zu häufigen Bruchs, öffentlich außer Cours setzen! (Ist bekanntlich während des Krieges in Lothringen vorgekommen.) Und doch ist das Ritterthum in Frankreich zuhause, hat von dort seine Gesetze empfangen, dort seine poetische Literatur geschaffen, die dann in alle Welt auszog als nachzuahmendes Muster; Froissards Chronik ist seine Bibel, unerschöpflich an Wahrheit und Reiz, und bei keinem richtigen und ächten Vertreter des Genre Gaulois, des wahren altfranzösischen Geistes, hat es sich jemals verleugnet. Vielleicht wird man mich an meines Lieblings Béranger Zornesausbrüche erinnern über die peuplade sans gloire du nord, welche die

napoleonischen Museen „plünderten", d. h. einen Theil ihres geraubten Eigenthums wieder zurücknahmen, so wie überhaupt seinen Napoleoncultus, der so viel geschadet. Freilich glaubte der Sänger des Königs von Yvetot zuletzt wol selbst beinahe an die napoleonische Legende, welche der wackere Herr Thiers, der nachher seine Hände in Unschuld wusch, seinen Landsleuten aufgebunden hatte. Aber es wird ihm nicht vergessen werden dürfen, daß er nicht dem siegreichen, mächtigen Kaiser geschmeichelt, auch kaum einmal den unglücklichen eigentlich verherrlicht, sondern fast überall nur seinem tief gedemüthigten und von einer mit Recht verhaßten Partei gemißbrauchten Volke in der Stunde der Trauer das Lied von des Vaterlandes Erinnerungen, Schmerz und Hoffnung gesungen hat. Und da sind ihm denn milde, ächte Dichterworte entquollen, nicht Ausbrüche des Fanatismus, auch nicht der Eitelkeit, sondern der Trauer und der Liebe, kein Gambetta'sches Gekreisch und keine Hugo'schen, Quinet'schen, Girardin'schen, About'schen, Cassagnac'schen Phrasen! Ich möchte jede Wette eingehen, daß das Lied von der alten Fahne, von der zerbrochenen Geige, vom alten Sergeanten, (mag darin immerhin von der Rache die Rede sein) gerade jetzt in jedem ächten deutschen Soldatenherzen vollen, reinen Wiederklang und Verständniß findet. Denn die Helden verstehen die Sprache des Heldensängers, und nur den Menschen des Systems und der Phrase pflegt es gegeben zu sein, in jeder Tagesstimmung das Evangelium zu verehren und gleich auf Schwarz zu schwören, wenn ihr offizieller Himmel sich einmal grau überzieht.

Und hier darf denn noch ein Punkt nicht übersehen und verschwiegen werden, in dem Mehrere der hier zusammengestellten Wortführer französischer Art wie in einem wahren Familienzuge zusammenkommen und freilich gegen das, was die große Breite der uns näher bekannten französischen Zu-

stände ausfüllt, einen ganz merkwürdigen Gegensatz bilden. Wer in Deutschland ist heute zu Tage nicht gewöhnt und gelehrt, sich unter einem französischen Dichter oder hervorragenden Schriftsteller einen Ausbund von Eitelkeit, Gewinnsucht, Carriere- und Reclame-Macherei zu denken! Es ist ja durchaus nicht zu leugnen: diese weit verbreiteten und entwickelten Krankheitsformen einer demokratischen, centralisirten, reichen, genußsüchtigen Gesellschaft haben dort noch stärkere Verheerungen angerichtet, als bei uns, in dem knapp bürgerlichen Deutschland. Kein Theil des Volkes trägt einen so schweren Antheil an dem namenlosen Unglück des Landes als diese gewissenlosen Schmeichler der hauptstädtischen Launen und Vorurtheile, die Wühler, Hetzer, Lügner vom Handwerk, diese Parasiten aller Parteien und aller Regierungen, heute des Kaisers, morgen der rothen Republik, und oft genug beider zugleich! Eine um so heiligere Pflicht wird aber die wissenschaftliche Betrachtung dieser Dinge erfüllen, wenn sie der Versuchung entgegen tritt, die immerhin gerechten Verstimmungen der gegenwärtigen Stunde zu bleibenden Gesammturtheilen sich verfestigen zu lassen und dem „Volkscharakter“ aufzubürden, was allgemein menschliche Schwäche ist, die sich heute hier morgen dort bedenklicher kundgiebt. Wir haben in Deutschland keine idealeren Muster bescheidenen reinen Künstlersinns als Béranger, Lafontaine, Molière, und es wird gestattet sein, bis auf einen gewissen Punkt Rabelais und Montaigne ihnen beizufügen. Man weiß, wie Béranger die Stellen der Juliregierung und das eben so freigebig wie in seiner Form gebotene Geld des Bonaparte ausgeschlagen hat, nicht wie ein koketter Schauspieler, sondern wie ein seines Entschlusses gewisser und die Sache gar nicht anders verstehender Mann, wie er die wahrlich bescheidene Ruhe und Behaglichkeit seiner letzten Tage lediglich den Käufern seiner Lieder verdankte. Lafontaine

war nicht so glücklich, denn im siebzehnten Jahrhundert ernährten die Bücher auch in Frankreich nur den Buchhändler, und die Schriftsteller mußten von ihren Mäcenen und Gönnern oder von ihren guten Freunden zu leben suchen, wenn sie nicht von Hause aus reich waren. Um so höher wird man es denen anrechnen können, welche der verführenden Gewalt dieser Einflüsse widerstanden und sich nicht zu Parasiten und Schmeichlern der Großen hergegeben haben, wenigstens nicht mehr, als es ihre Sicherheit und ihre Existenz durchaus verlangte. Und diese sind in der französischen Literatur nicht so selten, wie die traurigen Eindrücke der neuesten Epoche es Manchen glauben machen möchten. Die Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts sind wegen ihrer höfischen Tellerleckerei berüchtigt, zum Theil mit gutem Grunde. Dennoch ließen sich die Führer der Encyclopädie, Diderot und d'Alembert durch keinerlei Anerbietungen, und sie hatten deren glänzende, aus ihren Dachstuben herunter locken, von denen aus sie einen guten Theil der öffentlichen Meinung beherrschten. Lafontaine wàr so gleichgültig selbst gegen Lob und Beifall, die vielverwünschten Götzen der französischen, und wol nicht nur der französischen Gesellschaft, daß er während der ersten Vorstellung seiner Chloë in einem Caffèhause ein gesundes Schläfchen thun konnte, während das Publikum sein Stück durchfallen ließ. Von Molière, dem Dramatiker von Gottes Gnaden, ist solche Resignation nicht zu verlangen. Er wußte sich gegen feindselige Kritik schon zu vertheidigen, und zwar auf die wirksamste Weise, indem er sie von der Bühne aus dem Strafgerichte des gesunden Menschenverstandes und des guten Geschmackes überantwortete. Aber über allen Zweifel und über alles Lob erhaben ist seine neidlose Bescheidenheit gegenüber gediegenen Mitstrebenden, und seine unermüdliche Fürsorge für aufstrebende Kräfte. Dem Dichter des Gargantua be-

gegnen wir, auf seinen abenteuerlichen Kreuzfahrten, in Gesellschaft und unter dem Schutze von Bischöfen, Cardinälen und Großen der Erde. Bischof Estissac, Cardinal du Bellay, Herzog von Guise wußte er der Reihe nach zu gewinnen: aber was er bei ihnen suchte, waren nicht Reichthümer noch Ehren (denn seine Bücher und seinen Wein wußte er sich schon selbst zu verschaffen), sondern lediglich Sicherheit und die Möglichkeit zu leben, zu athmen, zu studiren und zu schreiben. Und was er ihnen geopfert hat, waren weder seine Ueberzeugungen, noch deren Ausdruck, wol aber freilich, wenn ihm das ein Opfer war, deren thatkräftige Vertretung gegenüber den realen Mächten des Lebens.

Und hier betreten wir denn auch das Gebiet des Schattens, welcher diese wenn nicht ruhig glänzenden, so doch funkelnden und blitzenden Lichtgestalten des alten und des neuen Frankreich getreulich begleitet und den man nicht übersehen dürfte, ohne der Treue des Bildes wesentlich Eintrag zu thun. Es ist unter allen diesen Lieblingen der gallischen Muse, diesen Sonntagskindern des französischen Geistes (das muß der Neid ihnen lassen), kein Fanatiker, kein aufgeblasener Narr, kein Pedant, kein schlechter Gesellschafter, kein unschöner oder gar langweiliger Gesell: aber vergeblich wird man auch in der glänzenden Reihe nach jenen streitbaren Helden des Geistes suchen, welche die Persönlichkeit an die Idee setzen und nach deren Kämpfen und — Leiden sich die Etappen auf dem Wege der thatsächlich fortschreitenden Menschheit messen. Montaigne's „Que sais-je“ und Rabelais', wenn nicht historisch wahres, so doch gut erfundenes letztes Wort: „Je vais chercher un grand peut-être“ bezeichnen nur zu gut das Verhältniß ihres Charakters, ihres Willensvermögens zu der glänzenden Arbeit ihres Geistes. Denn das sapere aude, habe den Muth, weise zu

sein, d. h. die Wahrheit nicht nur zu sehen, sondern auch zu bekennen und zu befolgen, ist kein müßiges Wort, und es läßt sich mit aller Liebenswürdigkeit und Grazie daran nicht ungeschädigt vorbeikommen. Man erinnert sich, wie Montaigne (Essais I, 22) das Gewissen definirt: Man gebe vor, es sei ein Kind der Natur. Im Gegentheil. Die Gewohnheit (also das Leben, die Gesellschaft) sei seine Mutter. Jeder respectirt die Meinungen und Sitten seiner Umgebung und folgt ihnen, kann ihnen nicht ohne Mißfallen an sich selbst ungehorsam sein, und das nennt man dann „Gewissen". Was außerhalb der Gewohnheit ist, das nennt man außerhalb der Vernunft. „Und Gott weiß wie unvernünftig in der Regel!" Mit solcher Anschauung wäre denn, scheint es, der persönlichen Unabhängigkeit bis zum revolutionärsten Subjectivismus hin die Bahn gebrochen und alle Autorität in Frage gestellt. Aber es scheint auch nur so. Der Gallier zieht aus seinem Vordersatze einen andern Schluß als der Germane; oder vielmehr, er hat noch einen andern Vordersatz in petto, der ihm höher steht und nach dem seine Schlußfolge sich richtet. Dieser Vorsatz ist die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer festen gesellschaftlichen Ordnung, dem Instinct der Regel, der Autorität, die Unterordnung des Einzelnen unter die Gesammtheit. Und diese einmal zugegeben, so begreift es sich, daß sie um so vollständiger, bedingsloser sein wird, je skeptischer die Seele sich zu allen einzelnen Gegenständen der Erfahrung und Betrachtung verhält. Man kämpft, leidet, stirbt wol für eine Ansicht, Ueberzeugung, und wäre es ein Vorurtheil: aber wer läßt sich für den Zweifel todtschlagen oder auch nur schädigen? Für das skeptische Weltkind giebt es nur zwei unbezweifelbare Thatsachen: der Einzelne braucht die Gesellschaft, und diese ist stärker als er. Somit wird er sich vielleicht über sie lustig machen, sie verachten, aber er

wird ihr den Willen thun und mit dem Strome schwimmen. „Innerlich muß der Weise seine Seele aus dem Drucke befreien und ihr die Kraft erhalten, frei über die Dinge zu urtheilen: nach Außen hin muß er schlechterdings den überkommenen Formen und Gewohnheiten folgen.“ So ist der wahre Philosoph Türke in der Türkei, Lutheraner in Schweden, Bischöflicher in England, Katholik in Frankreich, und doch überall derselbe. Keine Religion, keine Partei hat seine Ueberzeugung. Que sais-je? antwortet er ihren Betheuerungen und schlägt ihnen nach respectvoller Verbeugung sein Schnippchen. Aber jede wird auf seine Ehrerbietung, seinen Gehorsam rechnen können, insofern und so lange sie die Wahrheit oder, was dasselbe sagen will, die Stärke für sich hat. Wir befinden uns hier im Mittelpunkt der französischen Weltanschauung, von dem aus gesehen die meisten scheinbaren Widersprüche und Gegensätze der französischen Dinge sich vollkommen einfach und augenscheinlich erklären. „Der deutsche Bürger ist weit muthiger als der französische,“ sagte einst Herr Lasker dem socialistischen enfant terrible des Reichstags, „er würde die Socialisten mit Knütteln todtschlagen, beim ersten ernstlichen Versuch gegen die Gesellschaft. Eine Minorität wie die Pariser Commune würde bei uns niemals diesen passiven Gehorsam finden.“ Wenn der verehrte Abgeordnete dabei an physischen Muth, an die Fähigkeit einer körperlichen Gefahr zu trotzen gedacht hat, so wird deutscher Patriotismus nicht hindern dürfen ihm zu sagen, daß er die Franzosen nicht kennt. Die Nationalgarden haben sich unter der Julireginerung (1832, 1834), dann im Juni 1848 und sonst oftmals muthig geschlagen und haben den Vergleich mit deutschen Bürgerwehren von 1848 nicht zu scheuen. Dagegen ist der moralische Muth, einer energisch unter dem Zujauchzen einer Zuhörerschaft vorgetragenen Meinung

zu widersprechen in Frankreich allerdings weit seltener als bei uns. Man lebt in der Gesellschaft und für die Gesellschaft. Das giebt Gewandtheit, Geistesgegenwart, Liebenswürdigkeit — aber starke Ueberzeugungen bilden sich nicht im Salon und im Café, sondern in der Studirstube, bei der einsamen Arbeit oder im trauten Freundes- und Familienkreise, wie die Seepflanzen nicht in der Strömung Wurzel schlagen, sondern im ruhigen Wasser. Was Montaigne in der Sprache des Denkers der ausgesuchten Gesellschaft des sechszehnten Jahrhunderts sagte, das hat nachher Molière in classischen Versen der ganzen Nation von der Bühne herab verkündigt: die Lebensphilosophie des „äußerlich Mitmachen" und „innerlich Lachen", der „trätabeln Ueberzeugungen", der feinen Sitte und „freien Grundsätze", der „zeitgemäßen Abstimmungen" und der Flucht vor dem Auffallenden, Absonderlichen, Lächerlichen. Ihr Evangelium predigt Philinte (der gallische Mustermensch) seinem Freunde Alceft: „Die wahre Weisheit flieht jedes Aeußerste, und selbst das Rechte wird sie nur mäßig thun. Ohne Eigensinn giebt sie der Zeit nach. Es giebt keine größere Thorheit, als die Welt verbessern zu wollen. Sie nimmt die Menschen ganz sachte wie sie sind, gewöhnt sich daran ihr Wesen zu dulden, und, am Schlusse der Rechnung, kommt sie dabei am Hofe und in der Stadt (das ist nun einmal die Formel) besser fort, als die schroffe Principientreue." Es ist wol kein Zufall, daß die Komödie, in welcher diese Weltweisheit in Worten und Werken gepredigt wird (der Misanthrop), bis auf den heutigen Tag die französische Kritik in wahrhaft methaphysische Entzückung versetzt, Angesichts jener tiefsinnigen, ächt französischen und andern Leuten gar nicht verständlichen Lehre von dem Maßhalten in der Wahrheit und Ueberzeugungstreue. Man hat es mir jenseits des Rheines bitter übel genommen, daß meine aufrichtige Be-

wunderung Molière's mich nicht abhalten konnte, über diese Dinge unverblümt meine Meinung zu sagen, und eine gewisse moderne Schule der deutschen Kritik hat es denn auch nicht unterlassen, sich zum Echo dieses obligatorischen und exclusiven Molière-Cultus zu machen. Als ob meine Bemerkung einen Vorwurf enthielte und nicht vielmehr einfach eine Thatsache constatirte, für welche die ganze französische Geschichte auf jeder Seite den Beweis liefert, ohne welche sie geradezu unverständlich wäre, und Vielen freilich auch ist. Ist es Lob oder Tadel wenn die Naturgeschichte erzählt, daß die Nachtigall flötet und der Kanarienvogel trillert, schmettert und zwitschert? Und ist es vollends ein Tadel gegen einen Dichter (gar gegen einen Komödiendichter), wenn man den innersten, sprechendsten Zug, der Gesellschaft, die ihn erzog, in seiner Dichtung erkennt und Andern zeigt oder deutet? Es war Montaigne's und Philinte's Philosophie, welche die französische Reformation den Jesuiten preisgab. Sie brachte Heinrich IV. zu der Erkenntniß, daß Paris wol eine Messe werth sei; sie dictirte dem Dichter des Gargantua den de- und wehmüthigen Widerruf, der ihm Begnadigung einbrachte und ihm die Möglichkeit gewährte, ferner, als wohlbestallter und bezahlter Kanonikus über Päpste und Mönche geistreiche Witze zu machen und schließlich, als Pfarrer von Meudon, „philosophisch" zu sterben. Sie führte die lebenslustigen und gar nicht fanatischen Ritter und Reisigen zum Kampf gegen die Albigenser, welche klüger sein wollten, als die Kirche und alle andern Leute. Sie versammelte aber auch, da die Zeit erfüllt war, die aufgeklärten Pariser um die Rednerbühne Robespierre's und Marat's, füllte die Stimm-Urnen des zweiten Kaiserreichs mit Millionen von „Ja"-Zetteln und führte die liebenswürdigste, gutmüthigste, geistreichste der Nationen vor einem Jahre in den verrücktesten, gottlosesten Krieg

unter allen, durch welche menschliche Thorheit jemals die Richtersprüche der ewigen Weisheit vollzog.

Die liebenswürdigste, gutmüthigste, geistreichste Nation, nach alle dem, was wir gesehen, erlebt und zum Theil noch sehen und erleben? Nach dem Bekenntniß, welches soeben einer ihrer Sehenden und Wissenden, der Mann, welchem sie die Pflege ihrer geistigen Arbeit anvertraut hat, Angesichts der aufmerkenden Welt in ihrem Namen glaubte ablegen zu müssen? Ich kann mir nicht helfen. Wenn ich eine Gambetta'sche Proclamation, oder eine Nummer des Gaulois, oder einen Artikel von Maxime Ducamp, oder gar einen französischen Roman neuester Fabrik lese, so begreife ich die, welche die Fäulniß, den Untergang Frankreichs verkünden. Denke ich aber zurück an die Tage, welche ich in dem heitern, sonnigen Lande verlebte, der Gastfreundschaft, welche ich wie Hunderttausende von Deutschen dort genossen, des Arbeitens, Schaffens, Treibens, das ich gesehen, und ziehe ich ernstlich die Bilanz, für mich und für uns Alle, des tausendjährigen Wechselverkehrs zwischen uns und unsern westlichen Nachbarn, so mildert sich der Zorn zu einem tiefen, ernstlichen Bedauern, daß es so hat kommen müssen, und es regt sich die leise Hoffnung, daß die wahnsinnigen Mißtöne des kaum geschlossenen Racenkampfes doch wol nicht das letzte Wort behalten werden in der Geschichte unserer gemeinsamen Culturarbeit. So gewiß es sehr gut ist, daß die Woche sechs Werktage hat und nur einen Sonntag, so gewiß man länger plaudern kann und mag als Reden halten und hören, so gewiß ein leichter Schoppen für alle Tage besser thut als ein Becher feurigen Kabinetsweines, so gewiß es auch einem Biedermanne nicht schadet, wenn er sich anständig kleidet, die Stühle nicht umwirft und den Leuten nicht auf die Füße tritt, so gewiß der Gold-

barren gemünzt werden muß, um bequem dem Handel zu dienen, so gewiß das Schiller'sche Wort Recht hat:

„Gott nur siehet das Herz! — Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
„Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn" —:

so gewiß ist das französische Volk in normalem Zustande ein ganz wesentlicher und nicht zu entbehrender Farbenton in dem Gesammtgemälde unserer abendländischen Bildung. Und diesen normalen, gesunden Grundzustand des französischen Wesens spiegelt in dem reichen Schriftwesen des Volkes jene stattliche Reihe von Dichtern und Denkern ab, deren Familienzug wir mit dem Namen des Genre Gaulois nicht unpassend bezeichnen. Seine Seele ist Gleichgewicht zwischen Verstand und Gefühl, sein Ausdruck harmonische, anmuthig-leichte Bewegung, sein Charakter harmlose Freude am Leben, anspruchsloses Wohlwollen, gewürzt durch einen Zug schelmischer Laune und argloser, aber treffender und unbestechlicher Kritik, sein Zauber naive Freimüthigkeit und angeborener Tact. Das Horazische Nil admirari und Ne quid nimis ist ihm verwandt. Es redet nicht die Sprache des Propheten, des Enthusiasmus, desto besser aber die des freundlichen, geistvollen Gesellschafters und des gesunden Menschenverstandes. Und wer das schöne Frankreich gesehen hat mit seinen lachenden Gartenlandschaften, seinen Weingeländen und saubern, nußbaumgeschmückten Feldern, in seinem gemäßigten Klima und seinen bequemen Lebensformen sich wohlgefühlt, der wird hier einen tief innern Zusammenhang zwischen Land, Menschen und Büchern nicht verkennen und das natürliche Gewächs des Landes von der Kunstcultur bald unterscheiden.

Und freilich, diese Kunstculturen (und es sind böse Giftpflanzen darunter), sie haben leider, leider furchtbar gewuchert, so zwar, daß es dem Unerfahrenen schier nicht zu

verargen ist, wenn er zwischen ihnen wol hie und da den unterdrückten Naturwuchs kaum mehr erkennt. Wenn ich Montaigne's und Rabelais' heitere Resignation, Molière's gutmüthige Weltklugheit, Béranger's unerkünstelte Grazie und Herzlichkeit als die eigentlichen Grund- und Normal-Züge des französischen Wesens glaubte bezeichnen zu müssen, so ist wol diesem und jenem die Frage auf die Lippen gekommen: Aber woher denn nun in der Geschichte dieses harmlosen, liebenswürdig-gelassenen Volkes diese unbändigen Ausbrüche des Fanatismus, der Herrschsucht, der bis zu wahnsinniger Anmaßung gehenden Eitelkeit wie wir sie noch neuerdings schaudernd erlebt? Woher die Greuelscenen der Religionskriege, die infernalische Politik Ludwig's XIV., des „großen Königs", und die Unthaten der Revolutionen von 1793, 1848, 1871? Man pflegt die leichten Stimmungswechsel des sanguinischen Temperaments anzuführen. Das erklärt Manches, aber lange nicht Alles. Wie, wenn der Franzose uns nun früge: Und bei Euch, freiheit- und rechtliebenden, unabhängigen und darauf so stolzen Germanen, Ihr Söhne und Enkel freier, kriegerischer Bauern, Ihr Lieblinge des freien Gedankens: warum habt Ihr Euch so oft in wüthendem Bruderkriege zerfleischt, bis zur Todesohnmacht erschöpft, warum hat Euer Recht sich von den offenen Dingstätten in die Actenstube und düstern Winkel verkrochen? Wie hat Euer Sinn sich verhärtet, grause Todesstrafen aufzulegen, von denen Eure freien Voreltern Nichts wußten? Wie seid Ihr Jahrzehnte, Jahrhunderte lang der heimischen Sprache, der heimischen Art und Sitte entfremdet gewesen, habt in fremden Lauten das Gesetz der Schmach und Knechtschaft gestammelt? Warum gehen heute noch Männer unter Euch um, und Schaaren von Nachbetern hinter ihnen her, die den freien Gedanken verdammen, des Vaterlandes Schmach und Knechtschaft als einen Segen

des Himmels ersehnen, den Landesverrath gewerbsmäßig betreiben, von dem höhnischen Ausländer sich vorschreiben lassen, wie sie denken sollen in den geheimen und geheimsten Fragen des Herzens? Die Antwort würde uns so schwer und so leicht werden, wie den Franzosen. Wir sprachen oben von Giftpflanzen und Gift. Wahrlich, das Wort war nur zu passend. Ist nicht die ganze mittlere und neuere Geschichte der abendländischen Völker eine einzige, fortlaufende Vergiftungsgeschichte, der schicksalsschwere, unabläſſige Kampf gewaltiger Organismen gegen einen tückischen Quacksalber, der ihnen in jedem Löffel seiner Medizin den tödtlichen Stoff tropfenweise beibringt? Schon sind einige der Schwächeren erlegen. Was die alte Giftmischerin an der Tiber, die Locusta der Völker, aus Spanien gemacht hat und aus den spanischen Kolonien, den schönsten und reichsten Gebieten der Erde, das wird schwerlich irgend eine Verfassung und Gesetzgebung mehr ändern. In dem herrlichen Italien ist es kaum besser. Die Politiker zerbrechen sich dort gegenwärtig die Köpfe über das geheimnißvolle Uebel, welches die Segnungen der wunderbar glücklich gewonnenen Freiheit und Einheit nicht aufkommen läßt, unter dem die Sehnen des Volkes erlahmen, die Gesetzgebung unfruchtbar wird, der Streit der großen bewegenden Parteien sich auflöst in das zersetzende Getriebe persönlicher, dunkler Interessen. Mit Decentralisation wollen sie helfen, mit Errichtung von großen Verwaltungsbezirken, Heranziehung der Bürger zur Sorge fürs Ganze. Aber wie wird die Vergünstigung der Gemeinde, der Provinz gelingen, wenn der böse Feind in der Familie sitzt und die Keime des Lebens beim ersten Durchbrechen tödtet? Deutschlands zäher, nordischer, rein arischer Urstamm hat sich des Giftes besser erwehrt. Er hat auf Leben und Tod mit ihm gekämpft, wie kein Anderer. Die Krankheit hat das Herz losgelassen, aber

sie sitzt noch fest in den Gliedern, und von einem Tage zum andern möchte man fürchten, daß es ihr wieder gelingen wird, den genesenden Riesen zu lähmen und wie ehedem zum Gespött der Zwerge zu machen. Frankreich steht mitten inne. Lange, frühe Verbindung und Gewöhnung haben es römischem Wesen früher geöffnet als das entferntere, eigenartigere Deutschland. Das kühle celtische Blut mit starker germanischer Beimischung (und nicht von den schlechtesten Stämmen) hat dafür gegen die Krisen mehrfach scharf reagirt. Aber in der schwersten und entscheidensten hat es sich unzureichend erwiesen für den zähen dauernden Kampf, und seitdem kann man die Entwickelung nicht ohne schwere Sorge betrachten. Es ist, um es kurz zu sagen, der Kampf, und zwar der siegreich vordringende, verheerende Kampf des römischen Elementes gegen das gallisch-germanische, welcher die Geschichte Frankreichs bestimmt und an dessen letztem, furchtbaren Paroxismus das arme, schöne Land aus schweren Wunden blutend zu Boden liegt. Das ist schon handgreiflich wahr für den beobachtenden Laien dem es nicht unbekannt geblieben, daß ein bigottes Weib, eine alternde Betschwester, von ihren Pfaffen gehetzt den ungeheuren Frevel ersann, daß Roms schwarze Schaaren unermüdlich waren, das Feuer zu schüren, daß man einen doppelten Kreuzzug im Sinne hatte, einen geistlichen von der Tiber, einen weltlichen von der Seine aus gegen das sich in ungewohnter, bedenklicher Einheit sammelnde Heldenland Luther's, Friedrich's, Schiller's, Lessing's und Kant's. Aber in noch ganz anderm Sinne ist es für den Geschichtskenner wahr, der die Einwirkung des römischen, herzlosen Macht- und Erfolg-Princips auf die sorglosen Kinder Galliens von Jahrhundert zu Jahrhundert verfolgt hat. — Doch Rom bedeutet ja Ordnung, Einheit, Kraft, Disciplin, Hoheit und Würde? O gewiß! Wer wollte das leugnen? — Aber Rom bedeutet

auch Despotismus, herzlose Selbstsucht, Entäußerung des Gewissens, Anbetung der Macht und den Cultus der Formel, der Lüge! Und die Lüge ist der Leute Verderben, die Lüge sammt ihrer Tochter mit dem Genius der celtischen Race, der sinnbethörenden Phrase. So zieht sich durch Frankreichs Schriftwesen neben dem harmlos-anmuthigen gallischen Geplauder die romanische Declamation; neben dem neckischen Mutterwitz der tendenziöse, perfide Spott (er ist nicht weniger romanisch, wenn er einmal den Schulmeister prügelt und sich gegen die Römlinge wendet), neben der naiven Freude am Leben der krankhafte Cultus des Erfolgs, des Effects, des Gewinns und der Macht. So ziehen sich durch seine Geschichte neben der maaßgebenden Musterentwickelung anmuthig-wohlthuender Lebens- und Gesellschaftsformen, die Orgien des Despotismus, des Fanatismus und der Revolution, die sich zu ihnen verhält wie die Fieberhitze zum schüttelnden Frost. In welchem Zeichen die gegenwärtige Stunde steht, darüber sind nicht viele Worte zu machen. Ich aber glaubte hier nicht den Chor derer stärken zu sollen, die Oel ins Feuer gießen, und das Widrige und Grausige noch widriger und grausiger malen. Denn die Wissenschaft ist keine Giftmischerin, sondern eine Dienerin und Freundin des Lebens; sie erspäht dessen Keime unter den Trümmern der Verwüstung, und wo sie das Leben begrüßt, da begrüßt sie, nach dem guten deutschen Worte, die Hoffnung. Die Hoffnung aber, um welche es sich hier handelt, hat dem Blick nicht unserer schlechtesten Männer Jahrzehnte hindurch die Träger der abendländischen humanen Bildung, vom Memelstrom bis zum Adour und von der Ostsee bis zu den tyrrhenischen Küsten im siegreichen welterlösenden Zukunftskampfe gegen die römische Pest, gegen die Pest der Geistesunfreiheit, des Sklavensinns und der Herrschsucht gezeigt. Sollte diese Hoffnung für immer dahin

sein? Sollten die Worte des schlichten Grabsteins auf dem Père Lachaise, zu dem wir als Jünglinge voll ehrlicher Liebe und Andacht gewallfahrtet sind, die Worte „Ludwig Börne", sollten sie wirklich fortan nur die Erinnerung an einen schönen Traum in uns wecken, den die Klugen belächeln und dessen die Enttäuschten sich schämen? Wir sind noch nicht so weit entmuthigt, um das zu glauben. Da aber die Mäßigung und die Hoffnung dem Sieger leichter sind als dem Besiegten, so glaubten wir, unbekümmert um das Toben der ultramontanen und revolutionären, der schwarzen und rothen Römlinge an der Seine hier ein Friedenswort sprechen zu sollen in die nachzitternde Aufregung der Kriegszeit. „Wir sollen die Franzosen nicht hassen, nicht fürchten, ihnen niemals trauen, aber immer von ihnen lernen." So schlossen wir vor Jahren eine Untersuchung über Napoleon III. Nicht hassen, können wir heute hinzufügen, denn sie sind unglücklich, nicht fürchten, denn wenn Rom uns nicht wieder einmal trennt, sind wir stärker als sie, nicht trauen, denn sie sind, zwar durchaus nicht falsch, aber entzündlichen Blutes, und die Phantasie geht leicht mit ihnen davon; immer aber lernen, denn durch Lernen sind wir stark und groß geworden. Es ist der Simsonsschopf unserer Kraft. Und so wäre ich denn sehr glücklich, wenn diese flüchtigen Worte hie und da den wohlwollenden, befruchtenden Gedankenverkehr wieder anregen könnten, den der Krieg wol gelockert und getrübt, aber in seinen Folgen nicht überflüssig, sondern erst recht nothwendig gemacht hat.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.